A. Cat. b. 1764.

<36625644370012

<36625644370012

Bayer. Staatsbibliothek

Auct. Lat. vet.

L. A. Seneca.

Lehren der Weisheit,

nach dem Seneka.

Letzte Arbeit des verewigten

D. Johann Georg Rosenmüller,

Superintendenten in Leipzig.

Nebst

Rosenmüllers Leben und Wirken.

Dargestellt von

M. Johann Christian Dolz,

Vicedirector der Freischule

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1816.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die gegenwärtige Uebersetzung auserlesener Stellen aus Seneka's Schriften ist eigentlich, wie schon der Titel sagt, weder für Gelehrte noch für Studirende, sondern zunächst für gebildete Leser bestimmt, die das Original nicht selbst lesen können. Ich konnte und wollte auch keine wörtliche Uebersetzung liefern, sondern die Ideen des Verfassers in die deutsche Sprache übertragen, ohne mich genau an seine Worte zu binden. Denn so vortrefflich und zum Theil erhaben die Lehren und moralischen Grundsätze dieses Weltweisen sind, so äußerst dunkel ist zuweilen seine Schreibart, wie Jeder zugestehen wird, der seine Schriften gelesen

hat. Manche Stellen sind so dunkel, daß man ihren Sinn bloß aus dem Zusammenhange errathen muß, und wenn man sie wörtlich übersetzen wollte, so würde sie kein Deutscher verstehen. Ich habe mich so deutlich als mir möglich war, auszudrücken gesucht. Wenn aber die Leser dennoch hier und da Dunkelheiten finden sollten, da mögen sie vermuthen, daß entweder der Autor seine Ideen nicht gut geordnet, oder daß ich unrichtig übersetzt habe.

So kurz und dunkel sich aber Seneka bisweilen ausdrückt, so redselig und weitschweifig ist er wieder in andern Stellen; ingleichen ist der Wiederholungen einer und eben derselben Sache eine große Menge in seinen Schriften zu finden. Außerdem beobachtet er auch keine gute Ordnung, und läßt seiner lebhaften Einbildungskraft oft einen allzufreyen Lauf. Man wird ihm jedoch diese und andere dergleichen Fehler nicht zu hoch anrechnen, wenn man bedenkt, daß er als Staatsminister des Kaisers Nero, zumal in den ersten Jahren

seiner Regierung mit überaus vielen Geschäften überladen war. Er scheint daher seine Gedanken oft hingeschrieben zu haben, wie sie ihm einfielen, ohne sich allemal Zeit und Mühe zu nehmen, das bereits Niedergeschriebene wieder zu überlesen, und zu verbessern. Da auch sein Gemüth bey den Abwechselungen seiner Schicksale nicht immer in gleicher Verfassung war, so sehr er sich auch anstrengte sich immer gleich zu bleiben, so darf man sich nicht wundern, wenn er sich bisweilen widersprach. Indessen wird wohl schwerlich ein Werk aus dem heydnischen Alterthum zu finden seyn, in welchem mehr erhabene, scharfsinnige und zum Theil erbauliche Gedanken angetroffen werden, als in den Schriften dieses Weltweisen.

Was ich von dem Mangel an guter Ordnung gesagt habe, das gilt vornämlich von den Abhandlungen, in welchen besondere Materien ausgeführt werden sollen. Ich habe daher, um einen Zusammenhang herauszubringen, bisweilen, jedoch selten meine eigene Gedanken hinzugesetzt, hingegen auch

viele ausgehobene Stellen, wo die Bilder und Gleichnisse zu sehr gehäuft sind, abgekürzt. Diejenigen, die das Original selbst zu Rathe ziehen, werden ohne Zweifel oft mit mir unzufrieden seyn. Aber meine einzige Absicht bey dieser gewiß nicht leichten Arbeit war, gebildeten Lesern eine Schrift in die Hände zu geben, aus welcher sie gesunde Nahrung für Geist und Herz schöpfen könnten, und wenn diese Absicht, wie ich wünsche, bey vielen Lesern erreicht wird, so bin ich für meine Arbeit reichlich belohnt.

Das Leben des Seneka.

Lucius Annäus Seneka war in der spanischen Pflanzstadt Corduba aus einem vornehmen adelichen Geschlechte entsprossen. Sein Vater, M. Aurelius Seneka, ein damals sehr berühmter Redner, zog unter der Regierung des Kaisers August, mit seiner Frau und mit seinen Kindern nach Rom, da dieser sein Sohn noch ein Kind war. Er unterrichtete ihn nachher nicht nur selbst in der Redekunst, sondern gab ihm auch noch andere geschickte Lehrer, die ihn hierin noch weiter führen sollten; denn er hatte hiebey die Absicht, einen geschickten Advokaten aus ihm zu erziehen. Allein der Sohn hatte mehr Neigung für die Philosophie, und faßte den Entschluß sich derselben vorzüglich zu widmen. Er studirte die Lehrsätze drey verschiedener philosophischen Sekten mit überaus großem Fleiß, trat aber keiner in allen Stücken bey, sondern wählte aus jeder, was ihm das Beste zu seyn dünkte, stellte eigene Untersuchungen an, und folgte seinen Einsichten. Bloße Nachbeterey und Sektirerey hielt er für schimpflich, und eines verständigen Mannes ganz unwürdig. Den Stoikern gab er zwar den Vorzug, entfernte sich aber von manchen ihrer Lehrsätze, die ihm unwichtig zu seyn

schienen, und spottete oft ihrer unnützen Spitzfindigkeiten mit sokratischer Laune.

Aus Gefälligkeit gegen seinen Vater fing er unter der Regierung des Kaisers Caligula an einen Advokaten abzugeben, und legte vor Gericht so viele Proben seiner Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ab, daß er in kurzer Zeit sehr berühmt wurde, und zu verschiedenen Ehrenstellen gelangte. Unter der Regierung des Kaisers Claudius gelangte er bey Hofe wegen seiner Verdienste zu großem Ansehen; er wurde aber von andern Hofleuten beneidet und verleumdet, und das hatte für ihn traurige Folgen. Die berüchtigte Gemahlin dieses Kaisers, Messalina, hegte nämlich aus Eifersucht eine bittere Feindschaft gegen dessen Bruders Tochter Julia, beschuldigte sie des Ehebruchs und anderer Verbrechen, und gab vor, daß insbesondere Seneka einen höchst strafbaren Umgang mit ihr gepflogen habe. Julia wurde von diesem schwachen und leichtgläubigen Kaiser des Landes verwiesen und nach der Insel Pontia geschickt, und Seneka, obgleich ganz unschuldig, wurde nach Corsika verbannt, und mußte in dieser Verbannung acht Jahre aushalten, bis er endlich durch Hülfe der nachfolgenden Kaiserin Agrippina zurückberufen wurde. Diese Kaiserin wollte ihrem Sohne Domitius, (dem nachherigen Kaiser Nero) der bisher sehr vernachlässigt, und von dem Kaiser Claudius unter dem Namen Nero an Kindesstatt angenommen worden war, einen rechtschaffenen Lehrer verschaffen, und wählte hierzu den Seneka, der ihn in den Grundsätzen der Beredsamkeit unterrichtete; Afranius

Burrhus, Oberster der Leibwache, ein Mann von strengen Sitten, wurde sein Lehrer in der Kriegskunst. Domitius Nero war siebzehn Jahr alt, als er nach dem Tode des Claudius zur kaiserlichen Würde gelangte. Anfangs bezeigte er alle ersinnliche Hochachtung gegen diese seine ehemaligen Lehrer, die so viele Sorgfalt auf seine Erziehung gewendet hatten, und besonders beschenkte er den Seneka so reichlich, daß sein Vermögen beynahe königlich genannt werden konnte. Er machte ihn auch nebst dem Burrhus zu seinem Staatsminister, und folgte in den ersten fünf Jahren seiner Regierung den klugen Rathschlägen dieser beyden Männer, wodurch er sich allgemeiner Beyfall erwarb, so daß er für einen der besten Regenten gehalten wurde.

Allein bald hernach änderte er sein ganzes Verhalten, setzte alle Scham völlig beyseite, und ließ seinen Jugendlüsten völlig den Zügel schießen. Zwey durchaus verdorbene Jünglinge, Otho, der nachgehends selbst Kaiser wurde, und Claudius Senecio, Sohn eines Freygelassenen des Kaisers, die er nunmehr seines beständigen und vertrauten Umgangs würdigte, trugen das Meiste zu seiner Verschlimmerung bey, und verleiteten ihn zu den schändlichsten Ausschweifungen. Sie stellten ihm unablässig vor, er sey nicht mehr ein Kind, habe sich vor einem Burrhus und Seneka nicht zu fürchten; diese Männer müßten vielmehr vor ihm, als ihrem obersten Regenten, nicht er vor ihnen als seinen ehemaligen Lehrern und Hofmeistern erzittern. Solche Reden machten Eindruck bey dem leichtsinnigen Nero. Er setzte nunmehr alle heilsame Vorstellungen seiner

ehemaligen Lehrer aus den Augen, schweifte in der Tracht eines Sklaven verkleidet des Nachts auf den Straßen herum, lief in Gesellschaft seiner Lieblinge in öffentliche Wirthshäuser und Badstuben, verübte allen ersinnlichen Muthwillen, und setzte die ganze Stadt Rom in die größten Verwirrungen. Daß er nachher die abscheulichsten Grausamkeiten begangen, seine leibliche Mutter Agrippina durch Meuchelmörder hinrichten, und die Stadt Rom anzünden lassen, um an dem ausgebrochenen Brande seine Augen zu weiden, ist aus der Geschichte bekannt; und ein tyrannischer Monarch kann nicht ärger beschimpft werden, als wenn man sagt, er sey ein zweyter Nero.

So tief sank Nero, nachdem er angefangen hatte, seinen ehemaligen Hofmeistern immer weniger Gehör zu geben, und den bösen Rathschlägen seiner Verführer Folge zu leisten. Burrhus starb nicht lange hernach, man weiß aber nicht zuverlässig, ob er aus Kummer an einer Krankheit, oder wie damals die Rede ging, an beygebrachtem Gift gestorben sey. Hingegen war Seneka darauf bedacht, sich vom Hofe zu entfernen, und den Rest seiner Tage in stiller Einsamkeit hinzubringen, so bald er den Kaltsinn des Nero und die Ränke seiner Feinde merkte. Er hielt bey ihm um seine Entlassung an, und bat ihn zugleich, die Reichthümer, Gärten und Landgüter, die er der kaiserlichen Milde und Wohlthätigkeit zu danken hatte, wieder zurückzunehmen. Nero schlug es aber schlechterdings ab, und begleitete seine abschlägige

Antwort mit den Merkmalen der lebhaftesten Zärtlichkeit. Er umarmte seinen ehemaligen Lehrer auf das zärtlichste, und schwur zu wiederholtenmalen auf das feyerlichste, daß er den Eingebungen seiner Feinde niemals Gehör geben, sondern lieber tausendmal umkommen, als geschehen lassen wolle, daß ihm jemals das geringste Leid zugefügt werde. Seneka dankte, und so endigten sich alle Unterredungen mit diesem Fürsten.

Aber Seneka hatte zu viel Einsicht und Erfahrung, als daß er das unter so vielen Schmeicheleyen verborgene Gift nicht hätte merken sollen. Er änderte daher von dieser Zeit an sein voriges Betragen, ließ nicht das geringste Merkmal seines ehemaligen großen Ansehens blicken, lebte auf seinen Landgütern, und führte ein ungemein eingezogenes und zugleich sparsames Leben. Er stillte seinen Hunger mit wilden Früchten aus den Wäldern, und löschte seinen Durst mit einem Trunk von gemeinem Brunnenwasser. Seine Zeit widmete er dem Lesen nützlicher Schriften, Betrachtungen über das menschliche Leben, und über die schöne Natur, und war dabey so vergnügt und ruhig in seinem Gemüthe, als wenn ihm nichts Böses widerfahren wäre.

Nero setzte indessen seine Ausschweifungen und Grausamkeiten fort, worin er von dem Obersten der Leibwache, Sofonius Tigellinus unterstützt wurde. Dieser Mann war schon lange auf den Untergang des Seneka bedacht gewesen, und hiezu fand er eine

bequeme Gelegenheit, als eine mächtige wider den Kaiſer angeſponnene Verſchwörung, von welcher Calpurnius Piſo das Haupt war, entdeckt wurde. Man beſchuldigte den Seneka, auch er habe ſich in dieſe Verſchwörung mit eingelaſſen. Dieſer Verdacht gründete ſich zwar, wie es ſcheint, bloß darauf, daß er mit Piſo Bekanntſchaft gehabt hatte; dieſe harte Beſchuldigung konnte wenigſtens nicht erwieſen werden; aber demungeachtet verurtheilte ihn Nero, uneingedenk des ihm vormals geſchwornen Eides, zum Tode, überließ jedoch die Art des Todes ſeiner eignen Wahl. Seneka hörte ſein Todesurtheil an, ohne die geringſte Beſtürzung zu verrathen; denn er hatte ſich ſchon längſt auf ſeinen Tod vorbereitet, und wählte zu ſeiner Todesart die, daß er ſich wollte Adern öffnen laſſen, um an Verblutung zu ſterben. Hierauf ließ er ſich mit einer kleinen Geſellſchaft guter Freunde, die eben bey ihm war, in eine kurze Unterredung ein, und wandte ſich endlich an ſeine Gemahlin, mit Namen Paulina, die er zärtlich liebte, umarmte ſie, und nahm Abſchied von ihr. Sie ſchien ſeinen philoſophiſchen Geiſt zu erweichen. Aber ſie hatte einen ſo geſetzten und ſtandhaften Muth, daß man nicht den geringſten Kummer an ihr wahrnehmen konnte. Sie erklärte vielmehr herzhaft, daß ſie entſchloſſen ſey mit ihrem Manne zu ſterben. Durch dieſe Erklärung wurde Seneka in Erſtaunen geſetzt. Jedoch der Gedanke, daß eine Perſon, die er ſo zärtlich liebte, nach ſeinem Tode manchen Beſchimpfungen und Beleidigungen ausgeſetzt ſeyn könnte, bewog ihn, daß er ihr nach

einem kurzen Stillschweigen antwortete: „Weil du ein ruhmwürdiges Ende dem Vergnügen eines kurzen Lebens vorziehst, will ich dir diese Ehre nicht mißgönnen. Wir wollen den Ruhm eines standhaften Todes mit einander theilen, obgleich du den größten Antheil daran haben wirst.“ Nach dieser kurzen Unterredung wurden beyden die Adern am Arme zugleich geöffnet. Sobald es aber Nero erfuhr, schickte er den Soldaten den Befehl zu, der Paulina Tod zu verhindern; worauf ihre Arme sogleich verbunden und das Blut gestillt wurde. Weil sie aber bereits zu viel Blut verloren hatte, sah sie beständig blaß aus, war immer kränklich, und überlebte ihren Gemahl nur etliche wenige Jahre.

Was aber den Seneka betrifft, so blieb es bey dem von dem Kaiser gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheil. Weil er sich durch allzugroße Mäßigkeit sehr entkräftet hatte, wollte sein Blut nicht recht fließen. Er ließ sich daher mehrere Adern öffnen, bat auch einen seiner vertrauten Freunde, ihm einen Gifttrank, den er lange vorher zubereitet hatte, zu bringen. Er verschluckte ihn zwar, aber ohne Wirkung, weil seine Glieder bereits ganz erstarrt waren. Er ließ sich daher in ein warmes Bad setzen, um hierdurch die Wirkung des Giftes zu beschleunigen, oder doch sein Blut fließender zu machen; weil aber dessen ungeachtet sein Tod sehr langsam zu erfolgen schien, so wurde er endlich in ein heißes Bad gebracht, und daselbst von dem Dampf erstickt. So starb Seneka, einer der berühmtesten Weltweisen seiner Zeit. Sein Tod erfolgte am 12. oder

13. April im Jahr Christi 65. im 62sten Jahr seines Alters.

Es haben vielleicht wenige angesehene Männer jemals gelebt, die durch so viele gute und böse Gerüchte gegangen wären als dieser berühmte Weltweise. Einige, sowohl alte als neue Gelehrte haben theils seine Tugenden, theils seine Schriften mit Lobsprüchen bis an den Himmel erhoben. Bald haben sie seinen aufgeweckten Geist und durchdringenden Verstand, bald seine große Erfahrung, bald seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, bald seine scharfsinnige Beredsamkeit, bald seine herrliche Sittenlehre, bald seine kurze und sinnreiche Schreibart, bald andere seiner Vorzüge gepriesen. Sie haben ihn überhaupt als einen Mann geschildert, der wegen seiner Tugend, Gottergebenheit, Bezähmung seiner Affekten, philosophischen Mäßigkeit und Sparsamkeit, Abneigung von aller Pracht und Eitelkeit der Welt, wegen seiner Standhaftigkeit und Großmuth, die er auch bey seinem Tode blicken ließ, und vieler andern großen Eigenschaften, die in seiner Person vereinigt waren, die größte Hochachtung verdiene.

Hingegen hat es auch nicht an Andern gefehlt, die ihn auf eine bittere Art getadelt, und seinen Charakter verdächtig zu machen gesucht haben. Wenn man aber die Lage bedenkt, in welcher er sich befunden hat, so wird man sich gar nicht wundern, daß er den Neide, den Verleumdungen mancher seiner Zeitgenossen, und insbesondere den Kabalen eines äußerst lasterhaften Hofs ausgesetzt war. Manche Beschuldigungen, die man ihm gemacht hat, sind kaum einer Erwähnung werth.

Aber einer von diesen Vorwürfen hat auch sogar in neuern Zeiten desto mehr Eindruck gemacht. Es ist nämlich gewiß, daß Seneka sehr große Reichthümer besessen, und daß er dennoch in mehrern Stellen seiner Schriften, insonderheit in seinen Briefen an seinen Freund Lucilius, die Armuth sehr angepriesen hat. Einer von seinen ärgsten Feinden beschuldigte ihn, er habe ganz Italien nebst den Provinzen durch seinen unmäßigen Wucher ganz erschöpft, und in einer Zeit von vier Jahren einen Schatz von mehr als sieben Millionen zusammengescharrt. Dieß war zwar eine offenbare Verleumdung, sie that aber seinem Ansehen bey Uebelgesinnten und Leichtgläubigen dennoch großen Abbruch. Daß er aber bey seinem großen Reichthum wie ein Armer leben konnte, das hat er mit der That bewiesen, wie ich vorhin bemerkt habe. Er hat sich auch in seinen Schriften hin und wieder, insonderheit in seinem Buch vom seligen Leben, gegen diesen Vorwurf sehr gut vertheidigt. Er sagt unter andern, er wolle sein Haus der ganzen Stadt öffnen, und wenn Jemand nur einen Groschen finde, den er für den seinigen erkenne, so möge er ihn wegnehmen. Daß man aber von einem tugendhaften Reichen verlange, sein Vermögen, welches er mit Recht und gutem Gewissen besitzt, wegzuwerfen, sey eine ungerechte und unbesonnene Forderung. Der Reichthum verschaffe dem Tugendhaften viele Gelegenheiten desto mehr Gutes zu thun, und Wohlthaten zu erzeigen; nur dürfe er seine Wohlthaten nicht an Unwürdige, die dadurch nur desto mehr verschlimmert würden, verschwenden. Es sey keine leichte Sache, wohlthätig zu seyn

mit Weisheit; man müsse stets bedenken, daß man von der Anwendung seines Vermögens werde Rechenschaft geben müssen ꝛc. In seinen Büchern von Wohlthaten hat er ausführlich gezeigt, wie und wem man Wohlthaten erzeigen müsse. Daß er übrigens nicht die höchste Stufe der Tugend und Weisheit erreicht habe, und daß er sie nie erreichen werde, gesteht er selbst ein; er sagte, er sey sich seiner Fehler gar wohl bewußt, bestrebe sich aber unaufhörlich, sie zu verbessern, und im Guten weiter zu kommen. Daher prüfe er sich an jedem Abend vor Schlafengehen, und wenn er finde, daß er etwas Unrechtes gethan oder geredet habe, so erneuere er den Vorsatz, sich in Zukunft zu bessern. Es haben vielleicht wenige Menschen gelebt, die so aufmerksam auf ihre Fehler gewesen sind, und so eifrig an ihrer Besserung gearbeitet haben, als Seneka. Mit Nachdruck tadelt er die abscheuliche Gewohnheit so vieler nichtswürdigen Menschen, die jeden Tugendhaften verleumden, und die Tugend gern von der Erde vertilgen würden, wenn es möglich wäre, in der thörichten Hoffnung dadurch Entschuldigung für ihre eigenen Laster zu finden, und ermahnt sie zur Besserung.

Merkwürdig ist es, daß manche christliche Gelehrte geglaubt haben, Seneka habe einen vertrauten Briefwechsel mit dem Apostel Paulus unterhalten, und sey von dem Christenthume nicht weit entfernt, oder wirklich ein Christ gewesen. Man hat auch eine kleine Sammlung von lateinisch geschriebenen Briefen dieser beyden Männer, welche von manchen Gelehrten wirklich für ächt gehalten worden sind. Allein sowohl die

Schreib-

Schreibart als auch der Inhalt dieser Briefe beweisen das Gegentheil. Man hat es bloß daraus geschlossen, daß die Sittenlehre des Seneka mit der Sittenlehre des Apostels Paulus ziemlich genau übereinstimmt. Es ist auch an diesem Umstand nichts gelegen. Wenn nur die Sittenlehren dieses berühmten Weltweisen gut sind, so verdienen sie auch von Christen gelesen zu werden, und dieß ist, mit einigen Ausnahmen, wovon zu reden hier nicht der Ort ist, wirklich der Fall.

Daß endlich Seneka nur Ein höchstes Wesen erkannt habe, und von der Thorheit des heidnischen Götzendienstes überzeugt gewesen sey, das erhellet sowohl aus seinen noch vorhandenen Schriften, als auch aus einer verloren gegangenen Schrift vom Aberglauben, woraus der berühmte Kirchenvater Augustin eine Stelle angeführt hat. Er redet zwar bisweilen auch von Göttern in der mehrern Zahl; das konnte er aber nicht vermeiden, ohne sich bey seinen Mitbürgern dem Verdacht der Gottesleugnung auszusetzen, und das Leben zu verlieren. So mußte Sokrates, welcher ebenfalls nur Ein höchstes Wesen glaubte, den Giftbecher trinken, weil man ihn beschuldigte, er sey ein Verächter der Religion. Augustin nimmt es dem Seneka übel, daß er den Götzendienst nicht freymüthig und öffentlich bestritten habe; was würde er aber damit ausgerichtet haben? Wie konnte ein oder der andere einzelne Mann einen so tiefeingewurzelten Irrthum seiner Mitbürger ausrotten? Was hätte er anders als das Schicksal eines Sokrates zu

erwarten gehabt? Destomehr ist es zu bewundern, daß einige wenige Männer, nämlich die Apostel unsers Herrn, ohne Gelehrsamkeit und ohne äußerliche Unterstützung und Hülfsmittel in dieser Hinsicht mehr ausgerichtet haben, als alle Gelehrte mit aller ihrer Weisheit. Schon dieser einzige Umstand sollte uns die tiefste Hochachtung gegen die christliche Religion und ihren göttlichen Stifter einflößen.

I.

Aus den Briefen.

1) Wie man Bücher lesen soll.

Das Lesen vieler Schriften von zu verschiedenem Inhalt ist zu widerrathen. Wenige, aber gute Bücher, in welchen man eine gesunde Geistesnahrung findet, sollte man lesen, und ihren Inhalt seinem Gedächtnisse einprägen. Wer überall ist, der ist nirgends zu Hause. Diejenigen, die ihr Leben beständig auf Reisen zubringen, haben viele Herbergen, aber keine Freunde. Das Nämliche begegnet denen, die sich mit keinem trefflichen Schriftsteller genau bekannt machen, sondern alles was sie lesen, flüchtig durchlaufen. Eine Speise, die man wieder von sich giebt, so bald man sie genossen hat, nützt nichts, und trägt nichts zur Nahrung des Körpers bey. Wie der Gesundheit nichts nachtheiliger ist, als die häufige Abwechselung der Nahrungsmittel; wie eine Wunde, an welcher zu oft kurirt wird, nicht vernarbt; und eine Pflanze, die zu oft versetzt wird, nicht gedeiht: so wird auch der Geist keine gesunde Nahrung finden, wenn man ohne Wahl und Ordnung alles unter einander

zu lesen pflegt. Die Menge der Bücher zerstreut das Gemüth. — Man lese daher immer nur bewährte Schriften, und wenn man bisweilen mit andern abgewechselt hat, so nehme man die vorigen wieder zur Hand, zeichne sich nach dem Lesen eine Stelle aus, und denke weiter darüber nach. (Br. 2.)

2) Der erste Schritt zur Besserung.

Ich merke, mein Freund, daß ich nicht nur besser, sondern auch ein ganz anderer Mensch werde; denn ich erkenne meine Fehler, die ich vorher nicht erkannte. Man wünscht manchen Kranken Glück, wenn sie ihre Krankheit fühlen. So verhält es sich auch mit Moralisch-Kranken. Man kann ihnen Glück wünschen, wenn sie ihre Gebrechen erkennen und fühlen.

3) Die Genügsamkeit des Weisen.

Der Weise ist zwar mit sich selbst zufrieden; er wird aber doch wünschen, auch einen Freund zu haben, mit welchem er umgehen kann. Wie kann man sich aber Freunde erwerben? Man bedarf hierzu keiner Zaubermittel oder Liebestränke. Das beste Mittel ist: lieben. Willst du geliebt seyn, so liebe. Nicht nur die Fortsetzung einer alten, bewährten Freundschaft, sondern auch die Anknüpfung einer neuen ist mit vielem Vergnügen verbunden. Nur muß die Freundschaft auf Tugend gegründet, und uneigennützig seyn. Wer nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht ist, und bloß in dieser Absicht Freunde zu haben wünscht, der verräth

eine schlechte Denkungsart. Seine Freundschaft wird auf einmal ein Ende haben, wenn er seinem Freunde in der Noth beystehen, oder etwas für ihn wagen soll.

Aber so angenehm es dem Weisen ist, tugendhafte Freunde zu haben, so wird er sich doch nicht für elend halten, wenn er ihrer entbehren muß. Ihm wird das Gute genügen, was er in sich selbst findet. Ein weiser Mann, Namens Stilpo, hatte bey der Eroberung seiner Vaterstadt Weib und Kinder und sein ganzes Vermögen verloren. Als ihn nun der Eroberer fragte, ob er etwas verloren habe, so antwortete er: Ich habe noch alle meine Güter: Gerechtigkeit, Muth, Mäßigkeit, Klugheit, selbst die Ueberzeugung, daß nichts für ein Gut zu achten ist, was mir entrissen werden kann. Dieß Alles besitze ich noch. — So kann jeder Weise sprechen. (Br. 9.)

4) Die Einsamkeit. Was man von Gott bitten soll.

Die Einsamkeit ist nützlich; aber nur guten Menschen. Als der Weltweise Crates einen jungen Menschen allein spatzieren gehen sah, fragte er ihn, was er da allein mache? Er sprach: Ich rede mit mir selbst. Jener antwortete: Ich bitte dich, siehe wohl zu, ob du nicht mit einem bösen Menschen redest. Einen Schwermüthigen und Furchtsamen pflegen wir zu bewachen, damit er die Einsamkeit nicht mißbrauche. Unverständigen sollte man nie gestatten, einsam zu seyn; denn da schmieden sie böse Anschläge; da bereiten sie Andern,

oder sich selbst künftige Gefahren; da sinnen sie auf die Befriedigung ihrer bösen Begierden, und begehen Böses.

Bitte Gott vor allen Dingen um ein gutes Herz, um Gesundheit des Geistes, und dann auch des Leibes. Wisse, daß du alsdann von bösen Begierden frey seyn wirst, wenn du so weit im Guten gekommen bist, daß du nichts anders von Gott bittest, als was du öffentlich von ihm bitten könntest. Denn wie groß ist die Thorheit der Menschen! Sie blasen ihren Göttern die schändlichsten Wünsche in die Ohren. Wenn Jemand hören wollte, was sie sagten, so würden sie schweigen; und was sie Menschen nicht wollen wissen lassen, das erzählen sie ihren Göttern. Ueberlege daher, ob es nicht eine heilsame Vorschrift sey: Lebe so mit Menschen, als ob dich Gott sähe; rede so mit Gott, als ob dich Menschen hörten. (Br. 10.)

5) Dem Lasterhaften nützt weder Reichthum noch Armuth.

Manche Arme glaubten durch Reichthum zufrieden zu werden. Sie erwarben sich Reichthum; aber dadurch haben sie ihrem Elende kein Ende gemacht; sie haben es nur verändert. Darüber wundere ich mich aber nicht. Der Fehler liegt nicht an den Dingen selbst, sondern an der Gemüthsbeschaffenheit. Was ihnen die Armuth lästig gemacht hatte, das machte ihnen auch den Reichthum lästig. Gleichwie es einerley ist, ob man einen Kranken in ein hölzernes, oder in ein goldenes Bette legt; (denn wohin man ihn legen mag, nimmt

er seine Krankheit mit;) eben so ist es einerley, ob man einem kranken Gemüthe Reichthum oder Armuth giebt. Sein Uebel folgt ihm überall nach. (Br. 17.)

6) Zweck der wahren Weltweisheit.

Die wahre Weltweisheit lehrt thun, nicht bloß sprechen. Sie fordert, daß Jeder nach ihrer Vorschrift lebe; Thaten und Lehren dürfen durchaus nicht im Widerspruch mit einander stehen. Das ist das Wichtigste was die Weisheit bewirken soll; das ist das rechte Kennzeichen des Weisen, daß er sich überall gleich und immer derselbe ist. Wer kann es aber so weit bringen? Wenige; jedoch Einige. Es ist schwer; und ich behaupte nicht, daß der Weise stets in dem nämlichen Schritt, aber doch stets auf dem nämlichen Wege zum Guten fortgehe. Gieb Acht, ob nicht dein Kleid und dein Haus mit deinen Grundsätzen in Widerspruch stehen; ob du nicht gegen dich freygebig, und gegen die deinigen geitzig bist; ob du dir an mäßigen Mahlzeiten genügen lässest, und nicht zu viel auf kostbare Gebäude verschwendest. Schreibe dir einmal für allemal eine Regel vor, nach welcher du leben willst, und nach derselben richte dein ganzes Leben ein. — Was ist Weisheit? Stets das Nämliche wollen, und das Nämliche nicht wollen; ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß man nur das, was recht und gut ist, wollen, und nur das Böse nicht wollen soll; denn das versteht sich von selbst.

Nichts als was recht und gut ist, kann stets gefallen. Harmonie muß in unsern Gesinnungen und Hand-

lungen seyn. Menschen, die keine festen Grundsätze haben, werden nie einig mit sich selbst. Sie wissen nicht eher was sie wollen, als in dem Augenblick, da sie es wollen; im Ganzen genommen haben sie keine Regel ihres Wollens und Nichtwollens. Täglich ändert sich ihr Urtheil, und verwandelt sich in ein entgegengesetztes. Die Meisten bringen ihr Leben mit Tändeleyen zu. (Br. 20.)

7) Unterschied zwischen Freude und Wollust.

Lerne dich freuen. Die Freude ist ernsthaft. Nicht Jeder, welcher lacht, freut sich wirklich. Die Dinge, woran sich der große Haufe ergötzt, gewähren ein geringes und oberflächliches Vergnügen, und jeder Freude, welche von außen her zugeführt wird, mangelt der Grund. Die wahre Freude muß ihren Grund in dem Innern des Menschen haben. Bewirb dich um das, was allein dich glückselig machen kann. Tritt alles unter die Füße was von außen glänzt, was dir von einem Andern versprochen wird, und richte dein Augenmerk auf das wahre Gute; freue dich über das Gute was du in dir selbst findest, über deinen besten Theil. Obgleich ohne den Körper nichts gethan werden kann, so halte ihn dennoch mehr für eine nöthige, als für eine wichtige Sache. Er reitzt zu kurzen Vergnügungen, die man aber bereuen muß, wenn man sie nicht mäßig genossen hat. Sinnliche Wollust ist dem Menschen gefährlich und endigt sich mit Schmerz. Du darfst sie daher nicht für ein großes Gut halten; denn es ist

schwer sich in dem Streben nach dem, was man für ein Gut hält, zu mäßigen. Das Streben nach dem wahren Gut gewährt uns dauerhaftes Vergnügen. Es entspringt aus einem guten Gewissen, aus tugendhaften Gesinnungen und Handlungen, aus Geringschätzung zufälliger Dinge, aus einer sanften und gleichförmigen Lebensweise, welche beständig auf Einem Wege bleibt. Denn wie können jene unstäte, hin und herwankende Menschen, die von einem zum andern überspringen, und nicht einmal überspringen, sondern durch den Zufall gleichsam wider ihren Willen fortgerissen werden, etwas Gewisses und Bleibendes haben? Es giebt Wenige, die mit Ueberlegung und nach gewissen Absichten zu handeln pflegen. Die Uebrigen gehen nicht, sondern werden nach Art der Dinge, welche auf Flüssen schwimmen, fortgetrieben. — Wir müssen daher festsetzen, was wir wollen, und dabey müssen wir beharren. (Br. 23.)

8) Sey nicht ängstlich wegen der Zukunft besorgt.

Aengstige dich nicht wegen künftiger Uebel, ehe sie da sind. Warum willst du die gegenwärtige Zeit durch Furcht vor der künftigen verderben? Was du fürchtest, ist entweder von keiner großen Wichtigkeit, oder von keiner langen Dauer. Betrachte die Dinge nach ihrer wahren Beschaffenheit, dann wirst du einsehen, daß in ihnen nichts fürchterlich ist, als die Furcht selbst. Was den Knaben zu begegnen pflegt, das begegnet oft uns großen Knaben. Wenn Jene ihre lieben Gespielen

verlarvt sehen, so erschrecken sie. So geht es auch uns. Wir müssen nicht nur den Menschen, sondern auch den Dingen die Larve abziehen, und ihnen ihre wahre Gestalt geben; dann werden sie uns nicht mehr fürchterlich vorkommen. Das Letzte was uns bevorsteht ist der Tod; und diesen haben wir nicht zu fürchten; er ist jeder andern Wohlthat vorzuziehen. (Br. 24.)

9) Der muntere Greis.

Ich bin nunmehr in die Jahre des höhern Alters getreten; aber ob ich gleich die Beschwerden des Alters am Körper fühle, so fühle ich sie doch nicht am Geiste. Nur die Fehler und die Werkzeuge der Fehler veralten. Der Geist ist munter, und freut sich, daß er nicht viel mit dem Körper zu schaffen hat; einen großen Theil seiner Last hat er abgelegt; er frohlockt, und macht mir es streitig, daß ich alt sey. Er sagt, dieß sey seine Blüthe. Wir wollen ihm glauben; er genieße sein Glück. Ich will aber untersuchen, was ich von dieser Gemüthsruhe und Gleichmüthigkeit der Weisheit, was ich dem Alter zu danken habe. Sorgfältig will ich forschen, was ich nicht thun könne, und was ich nicht thun wolle? ob ich nicht etwas thun könnte, was ich nicht wollte. Denn wenn ich etwas (Böses) nicht thun kann, so freue ich mich, daß ich es nicht thun kann. Warum wollte man sich darüber beklagen, daß dasjenige, was einmal aufhören muß, schwach geworden ist? (Br. 26.)

10) Nur die Tugend gewährt wahre Freude.

Laß erst deine Fehler sterben, ehe du stirbst. Meide jene trüben Vergnügungen, die man theuer büßen muß. Sie schaden nicht nur vor, sondern auch nach dem Genuß. Gleichwie grobe Verbrechen, wenn sie auch nicht entdeckt worden sind, indem sie begangen wurden, Sorge und Unruhe zurücklassen, so folgt auch Reue auf lasterhafte Vergnügungen, wenn man sie genossen hat. Sie haben keinen Werth, sind nicht treu; wenn sie gleich nicht schaden, so fliehen sie doch. Strebe nach einem bleibenden Gut; es giebt aber kein anderes als ein solches, welches das Gemüth aus sich selbst erfunden hat. Bloß die Tugend gewährt beständige, sichere Freude. Was ihr widerstehr, gleicht Wolken, die unterwärts getrieben werden, und den Tag niemals besiegen. (Br. 27.)

11) Nothwendigkeit der Selbstprüfung.

Erkenntniß der Sünde ist der Anfang des Seelenheils. Denn wer nicht weiß, daß er sündiget, der will sich nicht bessern; du mußt dich betroffen fühlen, ehe du dich besserst. Manche rühmen sich ihrer Laster. Glaubst du aber, daß diejenigen, die ihre Laster für Tugenden halten, an ein Heilmittel denken werden? Strafe dich daher selbst so viel du kannst. Stelle eine strenge Untersuchung mit dir an. Uebernimm zuerst die Rolle eines Anklägers, hernach eines Richters, zuletzt eines Fürbitters; bisweilen sey unwillig auf dich selbst. (Br. 28.)

12) Man soll den Tod nicht fürchten.

Der Tod, den wir so sehr fürchten, raubt uns das Leben nicht; er unterbricht es nur. Es wird wieder ein Tag kommen, der uns dem Lichte darstellt; ein Tag, welchen viele scheuen würden, wenn er nicht die Vergessenen zurückführte. Alles, was zu vergehen scheint, wird nur verändert. Wer wieder zurück kommen wird, kann ruhig ausgehen. Betrachte den Kreislauf der Dinge. Du wirst wahrnehmen, daß in dieser Welt nichts vertilgt wird, sondern wechselsweise niedersteigt, und sich wieder in die Höhe erhebt. Der Sommer vergeht; aber das nächste Jahr führt ihn wieder herbey. So ist es auch mit dem Winter. Die Nacht verdeckt die Sonne; aber der Tag vertreibt sie wieder. Nur das Einzige will ich noch hinzusetzen, daß weder Kinder, noch Knaben, noch Wahnsinnige den Tod fürchten, und daß es eine überaus große Schande ist, wenn uns die Vernunft die Furchtlosigkeit nicht gewähren kann, zu welcher die Narrheit führt. (Br. 36.)

13) Verächtlichkeit des Lasters.

Das Laster ist ein niedriges, verächtliches, schändliches, sklavisches, vielen, und zwar den grausamsten Gemüthsbewegungen unterworfenes Ding. Von diesen lästigen Herren, die bisweilen wechselsweise, bisweilen zugleich gebieten, wird dich die Weisheit befreyen, welche allein die wahre Freyheit ist. Zu dieser führt ein einziger, und zwar ein grader Weg. Weiche nicht

davon ab: gehe mit festem Schritt. Wenn du dir alles unterwerfen willst, so unterwirf dich der Vernunft. Du wirst viele regieren, wenn du dich selbst regierest. Von ihr wirst du lernen, was du unternehmen, und wie du es unternehmen sollst, und wirst nicht dem Zufalle ausgesetzt seyn. — Es ist schändlich, wenn man nicht geht, sondern fortgetrieben wird, und plötzlich, mitten im Wirbelwind der Dinge staunend fragt: Wie bin ich hieher gekommen? (Br. 37.)

14) Der Nutzen kurzer Sittensprüche.

Kurze Sittensprüche wirken oft mehr als lange Reden. Sie dringen nicht nur leichter in die Seele, sondern werden auch leichter im Gedächtnisse behalten. Nicht viele, sondern kräftige Worte sind nützlich. Man muß sie gleich Saamenkörnern ausstreuen, die zwar klein sind, aber ihre Kräfte äußern, und hoch empor wachsen, wenn sie einen tüchtigen Boden gefunden haben. — Es verhält sich, sage ich, mit kurzen, guten Lehren eben so wie mit Saamenkörnern. Wenn sie nur das Gemüth ergreift, und in sich aufnimmt, so wirken sie viel, wenn sie auch aus wenigen Worten bestehen. Ein solches Gemüth wird gute Früchte bringen, und mehr geben als es empfangen hat. (Br. 38.)

15) Allzugroßes Glück ist der Tugend gefährlich.

Gleichwie die Feuerflamme gerade in die Höhe steigt, und weder niedergedrückt werden, noch ruhen kann: so

ist auch unsre Seele in beständiger Bewegung, und desto beweglicher und thätiger, je heftiger sie ist. Aber glückselig ist derjenige, der diesen Trieb zur Thätigkeit auf das Bessere gerichtet hat. Er wird sich über die Gewalt des Schicksals erheben. Es ist Merkmahl einer großen Seele, wenn sie das Große geringschätzt, und lieber das Mittelmäßige als das zu Viele wünscht. Denn jenes ist nützlich, und trägt zur Erhaltung des Lebens bey; aber dieses ist eben deßwegen schädlich, weil es überflüssig ist. So schlägt allzureiche Frucht die Saat danieder; so zerbrechen die Aeste des Baums von zu großer Last; so kommt zu große Fruchtbarkeit nicht zur Reife. Das Nämliche begegnet den Seelen. Uebermäßiges Glück zerreißt sie, weil sie dasselbe nicht nur zum Schaden Anderer, sondern auch zu ihrem eigenen Nachtheil mißbrauchen. Welcher Feind hat jemals seinen Feind ärger beschimpft, als Manche sich durch ihre wollüstigen Ausschweifungen beschimpfen? Aber dafür werden sie auch gestraft; denn sie strafen sich selbst. Ihre Frechheit geht bis zur Raserey, und plagt sie mit Recht; denn eine Begierde, welche das gehörige Maas überschritten hat, muß nothwendig immer unmäßiger werden, und unbefriedigt bleiben. Sie hat keine Gränzen, sondern wird immer heftiger. Menschen, die sich von ihr beherrschen lassen, versinken immer tiefer in wollüstige Ausschweifungen, und wenn sie ihnen zur Gewohnheit worden sind, so können sie ihrer nicht mehr entbehren; und eben deswegen sind sie höchst elend, weil es mit ihnen so weit gekommen ist, daß ihnen dasjenige, was überflüssig war, zum nothwendigen Bedürfniß

worden ist. Sie sind also Sklaven der Wollust, ohne sie zu genießen; und was das Aergste unter allen Uebeln ist, sie lieben ihre Uebel. Dann aber ist die Unglückseligkeit vollendet, wenn das Schändliche nicht bloß ergötzt, sondern auch gefällt, und es findet kein Heilmittel mehr statt, wenn aus Lastern Gewohnheiten worden sind. (Br. 39.)

16) Ein durchaus rechtschaffner Mann ist eine seltne Erscheinung.

Wenn Mancher wüßte, was zu einem rechtschaffenen Manne erfordert wird, so würde er sich nicht dafür halten; er würde vielleicht zweifeln, ob er es je werden könne. Ich rede jetzt von Einem, der dem Rechtschaffensten am nächsten kommt; denn Jener wird vielleicht, wie der Phönix, in fünfhundert Jahren nur einmal geboren. Es ist noch kein Kennzeichen eines rechtschaffenen Mannes, wenn er das Böse hasset; denn das thun auch die Bösen. Er verabscheuet vielleicht diejenigen, die ihre Gewalt mißbrauchen; er würde aber das Nämliche thun, wenn er das Nämliche thun könnte. Manche enthalten sich von gewissen Lastern, weil ihnen die Kräfte mangeln, sie zu begehen. Wenn es in ihrem Vermögen steht, Andern zu schaden, so thun sie ohne Bedenken was ihnen gelüstet. Sie sehen aber nicht ein, daß sie sich selbst unglücklich machen, indem sie andere in das Verderben stürzen; bedenken nicht, wie lästig ihnen die Dinge seyn würden, wonach sie trachten, wenn sie auch nicht überflüssig wären.

Bey dem Streben nach äußerlichen Gütern sollten wir daher überlegen, ob sie uns nützlich seyn, oder ob sie uns nicht mehr Schaden als Nutzen bringen werden. Manche Dinge sind überflüssig, andere unbedeutend. Aber das überlegen wir nicht; und wir glauben umsonst zu bekommen, was uns theuer zu stehen kommt. Daraus erhellet unser Stumpfsinn, daß wir meynen, nur das werde gekauft, wofür Geld bezahlt wird, und daß wir umsonst zu haben glauben, wofür wir uns selbst hingeben. Was wir nicht würden kaufen wollen, wenn wir unser Haus, oder ein angenehmes, fruchtbares Landguth dafür geben sollten, das suchen wir mit der größten Bereitwilligkeit zu erlangen, mit Sorge, mit Gefahr, mit Verlust unsrer Ehre, unsrer Freyheit und unsrer Zeit. So halten die meisten Menschen nichts für wohlfeiler als sich selbst.

Wir wollen daher bey allen unsern Unternehmungen und Geschäften eben das thun, was wir zu thun pflegen, wenn wir zum Verkäufer irgend einer Waare kommen. Wir wollen untersuchen, wie hoch dasjenige, was wir zu erlangen wünschen, geboten werde. Oft ist das der höchste Preis, wofür keiner gegeben wird. Viele Dinge, die wir erworben und erlangt hatten, haben uns um unsre Freyheit gebracht; wir würden unsre eigene Herren seyn, wenn wir jene nicht hätten. Dieß überlege wohl, nicht nur bey Vermehrung, sondern auch bey Verlust deines Vermögens. Du wirst dieß oder jenes verlieren! Gräme dich nicht; es ist von außen her gekommen. Du wirst eben so gut ohne

dasselbe leben können, als du bey dem Besitz desselben gelebt hast. Hast du es lange gehabt, so verlierst du es, nachdem es dich lange gesättiget hat. Hast du es nicht lange gehabt, so verlierst du es, ehe du dich daran gewöhnt hast. Du wirst weniger Geld haben? aber auch weniger Beschwerlichkeit; weniger Ansehen? aber auch weniger Neid. Betrachte nur die Dinge, die uns zur Raserey treiben, und die wir mit vielen Thränen verlieren. Du wirst einsehen, daß hiebey nicht der Verlust selbst, sondern unsre Meynung von ihrem Verluste uns lästig ist. Niemand fühlt, daß sie verloren sind; er denkt es nur. Wer sich selbst hat, der hat nichts verloren. Aber wie vielen Menschen gelingt es, sich selbst zu haben? (Br. 42.)

17) Ohne Gottes Beystand wird Niemand ein rechtschaffner Mann. Würde eines solchen Mannes.

Gott ist dir nahe; er ist bey dir, er ist in dir. Es wohnt in uns ein heiliger Geist, ein Beobachter und Aufseher unsrer guten und bösen Eigenschaften; wie er von uns behandelt wird, so behandelt er uns. Es giebt keinen rechtschaffenen Mann ohne Gott. Kann sich Jemand über das Schicksal erheben, wenn er nicht von ihm unterstützt wird? Er giebt herrliche und erhabene Gedanken. In jedem rechtschaffnen Manne wohnt Gott. — Wenn du einen in Gefahren unerschrockenen, von Begierden unangetasteten, in Widerwärtigkeiten glückseligen, mitten unter Stürmen ruhigen

Menschen siehest, wirst du ihm deine Ehrfurcht versagen können? Wirst du nicht sprechen: das ist etwas größeres und höheres, als daß man glauben könnte, es sey dem Körper, in welchem es sich befindet, ähnlich? Eine göttliche Kraft ist da hinabgestiegen. Eine himmlische Macht bewegt eine vortreffliche, moralisch gute Seele, welche alles, was wir fürchten und wünschen, verlacht. Ohne Beystand der Gottheit kann eine so große Sache nicht bestehen. Eine solche Seele ist daher größtentheils da, woher sie gekommen ist. Gleichwie die Sonnenstrahlen die Erde zwar berühren, aber da sind, woher sie gesendet werden: so ist auch eine große und heilige Seele, welche dazu herabgesendet worden ist, daß wir göttliche Dinge näher sollen kennen lernen, in uns; aber sie hält sich an ihren Ursprung. Von ihm hängt sie ab; auf ihn verläßt sie sich — Von welcher Beschaffenheit ist also eine solche Seele? Es ist eine solche, die sich auf kein anderes, als auf das ihr eigene Gut verläßt; und nur sie allein verdient Achtung und Lob; denn was ist thörichter als an einem Menschen loben, was ihm nicht eigen ist? Welcher Unsinn ist es, wenn man lobt, was alle Augenblicke einem Andern zu Theil werden kann? Goldene Zäume machen ein Pferd nicht besser als es ist. — Niemand soll sich desjenigen rühmen, was ihm nicht eigen ist. Wir loben einen Weinstock, wenn er überaus viele Früchte trägt. Wird ihm wohl Jemand einen Weinstock vorziehen, von welchem goldene Trauben, und goldene Blätter herabhangen? Was dem Weinstock seinen eigentlichen Werth giebt, ist seine Fruchtbarkeit. Auch an dem Menschen

ist das zu loben, was sein eigenes ist. Er hat eine schöne Familie und ein schönes Haus. Er säet viel; er wuchert viel. Nichts von dem allen ist in ihm selbst; es umgiebt ihn. Lobe an ihm, was ihm weder genommen noch gegeben werden kann. Fragst du was das sey? Es ist die Seele, und eine in der Seele vollkommne Vernunft; denn der Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf. Sein Gutes ist also vollendet, wenn er das erfüllt hat, wozu er geboren ist. Was fordert aber diese Vernunft von ihm? Eine überaus leichte Sache: seiner Natur gemäß leben. Sie wird aber schwer durch den gemeinschaftlichen Unsinn der Menschen, die den Gesetzen der Vernunft geradezu entgegen handeln, und einander durch böse Beyspiele verschlimmern. Einer stößt den Andern in Fehler. Wie können aber diejenigen wieder zurechte gebracht werden, welche Niemand zurück hält, und die das Volk immer weiter fortstößt? (Br. 41.)

18. Das Gewissen.

Ein gutes Gewissen scheuet sich nicht vor Menschen, (ruft das Volk herbey), ein böses ist auch in der Einsamkeit ängstlich und unruhig. Wenn du recht thust, so mögen es alle Leute wissen; wenn du schlecht handelst, was liegt daran, daß es Niemand weiß, da du es weißt? Wehe dir, wenn du diesen Zeugen verachtest! (Br. 43.)

19) Verderbe die edle Zeit nicht mit spitzfindigen, unnützen Untersuchungen.

Man würde in der Erforschung nützlicher Wahrheiten viel weiter gekommen seyn, wenn man sich nicht so oft mit spitzfindigen und verfänglichen Fragen beschäftiget hätte, wodurch der Scharfsinn auf eine ganz unnütze Weise geübt wird. Wir knüpfen Knoten, und geben den Worten einen zweydeutigen Sinn, und nun lösen wir sie auf. Haben wir denn so viel Zeit übrig? Wissen wir schon, wie wir leben und sterben sollen? Wir müssen uns mit möglichster Sorgfalt vorsehen lernen, daß uns weder Sachen noch Worte betrügen. Wozu unterscheidest du Aehnlichkeit der Worte, durch welche Niemand außer im Disputiren berückt worden ist? Die Dinge betrügen. Diese unterscheide. Wir ergreifen anstatt des Guten das Böse; wir wünschen das Gegentheil von dem, was wir gewünscht haben; unsre Absichten streiten mit unsern Absichten. Wie ähnlich ist die Schmeicheley der Freundschaft! Sie ahmt ihr nicht nur nach, sondern übertrifft sie. Sie wird mit offnen und günstigen Ohren angenommen, dringt in das Innerste des Herzens, und ist eben da angenehm, wo sie verletzt. Belehre mich, wie ich diese Aehnlichkeit unterscheiden kann. Gleichwie oft ein schmeichelnder Feind sich für einen Freund ausgiebt, so schleichen sich oft Fehler unter dem Namen der Tugenden bey uns ein. Verwegenheit verbirgt sich unter dem Titel der Tapferkeit. Bescheidenheit wird Trägheit genannt. Der Behutsame wird für furchtsam ausgegeben. In dergleichen

Dingen ist Irrthum gefährlich. Diesen drücke gewisse Kennzeichen ein, wodurch man sie unterscheiden kann. Wenn Jemand gefragt wird, ob er Hörner habe, so ist er gewiß nicht so thöricht, daß er seine Stirne befühlt; oder so dumm und einfältig, daß er nicht wissen sollte, er habe das nicht, was du ihm durch einen spitzfindigen Schluß aufdringen willst. *) Wer solche verfängliche Fragen nicht zu beantworten weiß, der hat davon keinen Schaden, und wer sie zu beantworten weiß, der hat davon keinen Nutzen. Wenn du ja Zweydeutigkeiten der Worte erklären willst, so erkläre uns die Zweydeutigkeit des Wortes: Glückseligkeit. Belehre uns, daß derjenige nicht glückselig ist, den der große Haufe so nennt, der einen Ueberfluß an Geld besitzt; sondern derjenige, der sein ganzes Gut in der Seele hat; der Getroste, der erhabenen Sinnes unter die Füße tritt, was Andere bewundern; der keinen Menschen sieht, mit welchem er tauschen möchte; der den Menschen nur in so ferne schätzt, als er ein Mensch ist; dessen Lehrmeisterin die Natur ist, der sein Leben nach ihren Gesetzen einrichtet, dem keine Gewalt rauben kann, was er für sein wahres Gut erkennt; der das Böse in Gutes verwandelt, der unerschüttert, unerschrocken bleibt, wenn alles auf ihn losstürmt; den das Schicksal, wenn es gleich den schädlichsten Pfeil, den

*) Dieß bezieht sich auf einen sogenannten Syllogismus der alten griechischen Sophisten. Man sagte: Was du nicht verloren hast, das hast du. Hörner hast du nicht verloren; folglich hast du Hörner. — Es sind ganze Bücher darüber geschrieben worden.

es hatte, mit größter Gewalt auf ihn geschleudert hat, nicht verwundet, sondern nur sticht, und das nur selten. Denn seine übrigen Pfeile, die den großen Haufen der Menschen tief verwunden, springen bey ihm ab, gleich dem Hagel, welcher auf die Dächer fällt, ohne Schaden des Bewohners, ein Geräusch macht, und zerfließt. (Br. 45.)

20) Beurtheile den Werth des Menschen nicht nach seinem Kleide, oder nach seinem Stande.

Gleichwie derjenige thöricht handelt, der, wenn er ein Pferd kaufen will, nicht das Pferd selbst, sondern seine Decke und seinen Zaum besieht, so ist derjenige der größte Thor, der den Menschen entweder nach seinem Kleid, oder nach seinem Stand beurtheilt. Auch den Sklaven soll man nicht bloß deswegen verachten, weil er ein Sklave ist; er ist vielleicht frey am Geiste. Er ist ein Sklave? Wird ihm das schaden? Zeige wer es nicht sey. Einer ist ein Sklave der Wollust; ein Anderer des Geitzes; ein Anderer der Ehrsucht; und Alle sind Sklaven der Furcht. Keine Sklaverey ist schändlicher als die freywillige. Laß dich daher durch hochmüthige Menschen nicht abhalten, dich gegen deine Sklaven freundlich und herablassend zu betragen. Sie sollen dich verehren, nicht fürchten. — Gott selbst verlangt von uns weiter nichts als Verehrung, Liebe und Gehorsam. Wollen Menschen mehr verlangen? Liebe kann mit Furcht nicht bestehen. (Br. 47.)

21) Von unnützen Fragen.

Niemand kann glückselig leben, wenn er bloß auf sich und auf seinen Nutzen bedacht ist. Du mußt für Andere leben, wenn du für dich leben willst. Heilig muß uns der Gedanke seyn, daß alle Menschen etwas mit einander gemein haben, und daß es ein allgemeines Recht des menschlichen Geschlechts giebt. Dieß wird sehr viel dazu beytragen, daß wir auch die Pflichten der engern Freundschaft sorgfältig beobachten. Denn wer sein Eigenthum mit v i e l e n Menschen theilt, der wird mit dem Freunde A l l e s gemein haben. Es wäre besser, wenn spitzfindige Philosophen lehrten, was man dem Freunde, was man dem Menschen zu leisten verbunden sey, als wie vielerley Bedeutungen das Wort F r e u n d, das Wort M e n s c h habe. Darüber wird nun viel disputirt. Jenem ist Mensch und Freund einerley; diesem ist der Freund nicht Mensch. Jener will, daß man sich um einen Freund seines Nutzens wegen bewerben soll; dieser sagt, zum Nutzen des Freundes müsse es geschehen. Das ist Sylbenstecherey. Ich schäme mich. Wir alten Männer treiben ein Spielwerk mit einer so wichtigen Sache. Maus ist eine Sylbe. Aber die Maus nagt an dem Käse; folglich nagt eine Sylbe an dem Käse. Gesetzt ich könnte das nicht auflösen, was für eine Gefahr hätte ich davon zu befürchten? Welchen Schaden? Ohne Zweifel ist zu befürchten, ich könnte einmal in einer Mausfalle Sylben fangen, oder, wenn ich zu unachtsam wäre, so könnte ein Buch den Käse fressen.

Vielleicht ist folgender Schluß bündiger: Maus ist eine Sylbe; eine Sylbe nagt aber nicht am Käse, folglich nagt die Maus nicht am Käse. O kindische Possen! Darüber reiben wir uns die Stirne? Darüber erblassen wir, wenn wir nicht gleich antworten können? Willst du wissen, was die Philosophie dem menschlichen Geschlechte verspricht? guten Rath. Jenen ruft der Tod; diesen drückt Armuth; Jenen quälen seine eigene oder fremde Reichthümer; dieser erschrickt vor einem bevorstehenden Unglück. Warum legst du mir jene Spielereyen vor? Hier ist nicht Zeit zu scherzen. Zu Elenden bist du herbeygerufen worden. Den Gefangenen, den Kranken, den Armen, den zum Tode Verurtheilten beyzustehen, hast du verheißen. — Alle, von allen Seiten her strecken die Hände nach dir aus; auf dich setzen sie ihre Hoffnung. Sie bitten, daß du sie aus so großen Verlegenheiten herausreißest, den Irrenden das helle Licht der Wahrheit zeigest. Lehre demnach, was die Natur unentbehrlich, was sie überflüssig gemacht hat, wie leichte Gesetze sie gegeben, wie angenehm und froh diejenigen ihr Leben hinbringen, die sie befolgen; wie bitter und verwickelt hingegen das Leben derer sey, die der Meynung mehr als der Natur getraut haben. — Warum haltet ihr euer Versprechen nicht? Warum beschäftiget ihr euch mit Kleinigkeiten und unnützen Fragen? Wenn ihr auch noch lange zu leben hättet, so muß man doch mit der Zeit haushälterisch umgehen, damit sie zu nothwendigen Beschäftigungen hinreiche. Was ist das für eine Thorheit, wenn man bey einer so großen Armuth der Zeit überflüssige Dinge lernt? (Br. 48.)

22) Moralische Blindheit. Man muß Mittel dagegen gebrauchen.

Ich kenne eine wahnsinnige Person, die das Gesicht verloren hat. Ich erzähle dir eine unglaubliche, aber wahre Sache: Sie weiß nicht, daß sie blind ist. Sie bittet ihren Aufseher von Zeit zu Zeit, er soll wo anders hinziehen; denn das Haus sey finster. Was wir an ihr verlachen, das begegnet uns allen. Niemand merkt, daß er geitzig, niemand, daß er bösen Lüsten ergeben ist. Die Blinden suchen doch einen Führer; wir gehen ohne Führer in der Irre, und daher sprechen wir: Ich bin nicht ehrgeitzig, aber in der Stadt kann man nicht anders leben. Ich liebe den Luxus nicht; aber die Stadt selbst verlangt großen Aufwand. Es ist nicht meine Schuld, daß ich mich leicht erzürne, daß ich noch keine gewisse Lebensart gewählt habe; die Jugend ist Schuld daran. Warum hintergehen wir uns? Unser Böses kommt nicht von außen her; es ist in uns, in unserm Innersten. Und darum hält es so schwer mit der Wiederherstellung unsrer Gesundheit, weil wir nicht wissen, daß wir krank sind. Wenn wir auch angefangen haben, gesund zu werden, wann werden wir so viele Krankheiten, so viele Kränklichkeiten vertreiben? Nun aber verlangen wir nicht einmal den Arzt, der weniger Mühe haben würde, wenn man ihn gleich im Anfange brauchte, wo der Fehler noch neu ist. Zarte und unerfahrne Gemüther würden dem, der ihnen zeigt, was recht ist, folgen. Nur dann hält es schwer einen Menschen zur Natur zurückzuführen, wenn er ihr untreu worden ist. — Ein

gutes Gemüth, dieses kostbare Gut kann uns nie durch Zufall zu Theil werden. Wir müssen uns Mühe darum geben; und, daß ich die Wahrheit sage, die Mühe ist nicht groß, wenn wir anfangen unsern Geist zu bilden, und wieder zurechte zu weisen, ehe seine Verkehrtheit verhärtet. Aber ich verzweifle nicht einmal an denen, bey welchen sie verhärtet ist. Es giebt nichts, was anhaltende Mühe und beständige Sorgfalt nicht bezwingen könnte. — Wir sollten desto muthiger an unsrer Besserung arbeiten, weil der Besitz des dadurch erworbenen Gutes von beständiger Dauer ist. Die Tugend wird nicht verlernt. Sie ist der Natur gemäß; Fehler sind ihre Feinde. Gleichwie aber Tugenden, wenn sie aufgenommen sind, nicht ausgehen, und ihre Bewahrung leicht ist, so ist hingegen der Anfang, sich dieselben eigen zu machen, schwer. Denn ein schwaches und krankes Gemüth scheuet, was es noch nicht versucht hat. Daher ist das Gemüth zu zwingen, daß es einen Anfang mache. Hernach ist die Arzeney nicht herbe; denn indem sie gesund macht, ergötzt sie zugleich. (Br. 50.)

23) Bereitwilligkeit zu sterben.

Ich bin bereit zu sterben; das Leben wird mir dadurch angenehm, daß ich mich nicht ängstlich darum bekümmere, wie lange es dauern wird. Ehe ich alt wurde, war ich darauf bedacht wohl zu leben, in meinem Alter bin ich darauf bedacht wohl zu sterben. Wohl sterben ist aber gerne sterben. Suche es dahin zu brin-

gen, daß du nichts gezwungen thust. Was nothwendig ist, wird geschehen, und darein müssen wir uns fügen. Der Widerstrebende, nicht der Willige, wird genöthigt. Nicht derjenige, der etwas thut, weil es ihm befohlen ist, ist elend, sondern derjenige, der es gezwungen thut. Wir wollen daher darauf bedacht seyn, zu wollen, was geschehen muß, und insonderheit ohne Traurigkeit an unser Ende zu denken. Wir müssen uns eher auf den Tod als auf das Leben vorbereiten. Das Leben ist hinlänglich mit dem Nöthigen versehen; wir sind nur zu begierig nach Geräthschaften für dasselbe. Es scheint uns etwas zu fehlen, und es wird uns immer etwas zu fehlen scheinen. Weder Jahre noch Tage machen, daß wir genug gelebt haben, sondern das Gemüth. Ich habe genug gelebt; ich erwarte den Tod zufrieden. (Br. 61.)

24) Nutzen der Naturbetrachtungen.

Dem Weisen ist das Leben weder zu lieb, noch verhaßt; und er läßt sich das Vergängliche gefallen, ob er gleich weiß, daß es etwas Vortrefflicheres giebt. Ich habe gestern Betrachtungen über die Natur und über den Urheber der Natur angestellt. Du wirst sagen, was für Vergnügen findest du an solchen Beschäftigungen? Dadurch wirst du keine Leidenschaft, keine böse Begierde ausrotten. Allein solche Betrachtungen haben allerdings einen großen Nutzen; sie erheitern das Gemüth; sie erheben uns von der Erde zum Himmel, und flößen uns göttliche Gedanken ein. Willst du mir die

Betrachtung der Natur untersagen? Soll ich nicht fragen, wer der Urheber dieser Welt ist? Woher dieses so große Licht (die Sonne) seinen Ursprung hat? Ob es ein Feuer sey, oder etwas, das noch heller ist als Feuer? Ich soll nicht wissen, woher ich gekommen bin? wohin ich kommen werde? Du verbietest mir mit meinen Gedanken im Himmel zu seyn; das heißt, du gebietest mir mit niedergesenktem Haupte einherzugehen? Ich bin zu groß, und zu größern Dingen geboren, als daß ich ein Sklave meines Körpers seyn sollte; den ich für nichts anders halte, als für ein Band, welches meine Freyheit umschlingt. — In dieser Beschädigungen unterworfenen Behausung wohnt ein freyer Geist. Dieses Fleisch soll mich daher nie zur Furcht, nie zu einer des rechtschaffenen Mannes unwürdigen Verstellung verleiten; nie werde ich zur Ehre dieses Körpers lügen. Das Schlechtere muß dem Bessern unterworfen seyn. (Br. 65.)

25) Auch in einem gebrechlichen Körper kann eine schöne Seele wohnen.

Es hat Jemand gesagt: die Tugend ist angenehmer, wenn sie aus einem schönen Körper hervorgeht; allein er scheint mir zu irren. Sie bedarf keiner Verzierung; sie ist selbst ihre eigene große Zierde, und heiliget ihren Körper. Ich habe unsern Freund Claranus, den ich neulich besuchte, einen bejahrten, mit seinem Körper kämpfenden, gebrechlichen Mann betrachtet. Er scheint mir gut gebildet, und eben so gerade am Körper als am

Geiste zu seyn. Wie aus einer Bauernhütte ein großer Mann hervorgehen kann, so kann auch aus einem häßlichen und unansehnlichen Körper eine schöne und große Seele hervorgehen. — Die Tugend in einem schwächlichen und kränklichen Leibe ist eben so lobenswerth, als in einem gesunden und starken. Daher ist deine Tugend nicht lobenswerther, wenn dir das Schicksal einen unverletzten und gesunden, als wenn es dir einen an irgend einem Theile verstümmelten Körper gegeben hat. Das Gegentheil behaupten, würde heißen, den Herrn nach der Kleidung seiner Sklaven beurtheilen. Alle jene Dinge, über welche der Zufall seine Herrschaft ausübt, sind von sklavischer Art, Geld und Leib, und Ehrenstellen: es sind schwache, zerfließende, sterbliche Dinge; ihr Besitz ist ungewiß. Die Werke der Tugend sind frey und unüberwindlich. — Alle rechtschaffene Männer sind von gleicher Würde in so ferne sie rechtschaffen sind. Sie sind nur verschieden in Ansehung des Alters: der Eine ist alt, der Andere jung; in Ansehung des Körpers: der Eine ist schön, der Andere häßlich; in Ansehung des Schicksals: Jener ist reich, dieser arm; Jener angenehm, mächtig, Städten und Völkern bekannt; dieser den Meisten unbekannt, und unberühmt. Aber in so ferne sie rechtschaffen sind, in so ferne sind sie einander gleich. (Br. 66.)

26) Wozu man die Einsamkeit benutzen soll. *)

Wenn du dich in die Einsamkeit begeben hast, so rede mit dir selbst. Was sollst du aber mit dir reden? Was die Menschen von andern, von welchen sie eine ungünstige Meynung haben, am liebsten reden. Sage dir die Wahrheit, wenn sie dir auch unangenehm ist. Bemühe dich deine Fehler auszuforschen. Verweile aber am meisten bey dem, was du als das Schwächste in dir fühlen wirst. Jeder kennt die Fehler seines Körpers. Daher entledigt der Eine seinen Magen durch Brechmittel; ein Anderer stärkt ihn durch kräftige Speisen; ein Anderer reinigt den Körper durch bisweiliges Fasten. Diejenigen, welche oft Schmerzen an den Füßen empfinden, enthalten sich entweder vom Wein, oder vom Bade; auf die übrigen Theile wenden sie nicht so viele Aufmerksamkeit; dem Uebel, von welchem sie zum öftern geplagt werden, suchen sie zu begegnen. So sind auch in unsrer Seele gleichsam kranke Theile, auf deren Heilung man bedacht seyn muß. Was thue ich, wenn ich frey von Geschäften bin? Ich heile mein Geschwür. Wenn ich dir einen geschwollenen Fuß, oder eine braun und blaue Hand, oder die vertrockneten Nerven eines gelähmten Unterschenkels zeigte, so würdest du mir erlauben an Einer Stelle zu liegen, und meine Krankheit abzuwarten. Es giebt ein größeres Uebel, ein Uebel, welches ich dir nicht zeigen kann. In der Brust hat

*) Diesen Brief scheint Seneka nach einer strengen Selbstprüfung, in der schmerzlichsten Betrübniß über begangene Fehler geschrieben zu haben.

sich ein Uebel und ein Geschwür angesetzt. Das fühle ich, und suche es zu kuriren. Darum habe ich mich von Geschäften zurückgezogen. Ich will nicht, daß du mich lobest, will nicht, daß du sagst: Welch ein großer Mann! Er hat Alles geringgeschätzt, die Raserеyen des menschlichen Lebens verdammt, und ist geflohen. *) Ich habe nichts verdammt als mich. Du darfst nicht zu mir kommen, um von mir zu profitiren. Du irrest, wenn du hier einige Hülfe erwartest. Hier wohnt kein Arzt, sondern ein Kranker. Lieber wünsche ich, daß du, nachdem du von mir weggegangen bist, sagtest: Ich glaubte einen glückseligen und gelehrten Mann an ihm zu finden. Ich habe die Ohren gespitzt. Ich bin getäuscht worden. Ich habe nichts gesehen, nichts gehört, was ich wünschen, und was ich noch einmal sehen und hören möchte. Wenn du so denkst, so redest, so ist etwas gebessert worden. Ich will lieber, daß du meiner Muße verzeihst, als daß du sie beneidest. — O daß es uns doch nicht erst beym Anblick des Todes um ein seliges Leben zu thun seyn möchte! Aber auch jetzt wollen wir nicht zaudern. Wir wollen thun, was diejenigen zu thun pflegen, welche zu spät ausgehen, und die Zeit durch Geschwindigkeit

*) Er hatte sich nämlich vom Hofe entfernt, und lebte in der Stille auf seinen Gütern. Hier hatte er Muße, über sein bisheriges Leben nachzudenken. Grobe Verbrechen hatte er sich wohl nicht vorzuwerfen, aber wie schwer mag es an dem äußerst lasterhaften Hofe eines Nero auch dem rechtschaffensten Manne geworden seyn, seine Tugend rein zu bewahren! Seneka hatte, wie es scheint, ein sehr zartes Gewissen.

zu ersetzen suchen: wir wollen uns anspornen. Dieses Alter ist zu dergleichen Bemühungen das bequemste. Es hat die in der ersten Hitze der Jugend unbändigen Laster geschwächt; es fehlt nicht viel, daß es sie vertilge. Und wann, wirst du sprechen, wird dir das nützen, was du am Ausgange (aus der Welt) lernst, oder wozu? Dazu, daß ich besser aus der Welt gehe. (Br. 68.)

27) Wir müssen stets das höchste Gut vor Augen haben; und das ist das Moralischgute.

So oft du wissen willst, was zu vermeiden, oder zu thun sey, so oft nimm Rücksicht auf das höchste Gut, und auf das, was der Zweck des ganzen Lebens seyn soll; denn damit muß alles, was wir thun, übereinstimmen. Nur derjenige, dem schon das Ganze des Lebens vorschwebt, kann das Einzelne gehörig ordnen. Kein Maler, wenn er gleich Farben in Bereitschaft hat, wird ein ähnliches Bild zu Stande bringen, wenn er nicht schon weiß, was er malen will. Wir sündigen Alle, weil wir nur zu überlegen pflegen, was wir in einzelnen Theilen des Lebens, nicht was wir im ganzen Leben thun sollen. Wer einen Pfeil abschießen will, der muß wissen, worauf er zielt, und dann erst das Schießgewehr mit der Hand richten und lenken. Unsre Anschläge irren hin und her, weil sie kein Ziel haben, worauf sie gerichtet sind. Nothwendig muß der Zufall viel in unserm Leben vermögen, weil wir leben, wie es der Zufall mit sich bringt. Es begegnet manchen Menschen, daß sie selbst nicht wissen, daß sie manche Dinge

wissen. Gleichwie wir oft diejenigen suchen, welche nahe bey uns stehen; so kennen wir gemeiniglich das höchste Gut nicht, ob es gleich vor uns liegt. Man braucht es nicht mit vielen Worten und auf langen Umwegen zu suchen. Man kann es, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Finger zeigen. Wozu ist es nöthig, dasselbe in kleine Stückchen zu zertheilen? Du darfst ja nur sagen: das Sittlichgute ist das höchste Gut; und worüber du dich noch mehr wundern wirst: das Sittlichgute ist das einzige Gut; Alle andere Dinge sind falsche und unächte Güter. Wenn du davon überzeugt bist, und die Tugend über alles liebst, (denn lieben ist zu wenig,) so wird dir alles angenehm und erfreulich seyn, was dir durch dieselbe zu Theil wird. Alles was andern Menschen ein Uebel zu seyn scheint, wird milde, und muß zum Besten dienen, wenn du über dasselbe erhaben bist. Wir müssen als etwas gewisses und ausgemachtes annehmen, daß nichts als das Sittlichgute wirklich gut ist; und daß alles Beschwerliche und Lästige gut genannt werden kann, wenn es nur von der Tugend geschmückt wird.

Es scheint Manchen, als ob wir (Philosophen) mehr versprächen als was Menschen möglich ist — Aber sie bedenken nicht, daß wir ein Ideal aufstellen, welches man zu erreichen sich bestreben muß. Der Weise besiegt zwar das Schicksal; aber Viele unter denen, welche nach Weisheit strebten, sind oft durch die geringsten Drohungen erschreckt worden. Unser (der Stoiker) Fehler bestehet darin, daß wir von

dem, der im Guten weiter zu kommen sucht, fordern, was man von dem Weisen sagt. — Wir müssen nothwendig gestehen, daß sich selbst unter den Schülern der Weisheit große Verschiedenheiten finden. Der Eine ist so weit gekommen, daß er die Augen gegen das Schicksal empor heben kann; aber nicht beharrlich; er wendet die Augen weg, weil sie von dem allzugroßen Glanz geblendet werden; ein Anderer ist so weit gekommen, daß er den Anblick des Schicksals aushalten kann, weil er eine höhere Stufe der Tugend erreicht hat.

Wir wollen anhalten und beharren. Wir haben noch mehr zu thun, als wir gethan haben; man ist aber schon um ein gutes Theil weiter gekommen, wenn man weiter kommen will. Ich bin mir dessen bewußt: Ich will es, und will es mit ganzer Seele. Wir wollen eilen. Nur dann wird uns das Leben eine Wohlthat seyn; sonst ist es nur ein Verweilen, und zwar ein schändliches Verweilen bey schändlichen Beschäftigungen. Wir wollen darauf bedacht seyn, daß die ganze Zeit die unsrige sey; sie wird aber nicht unser seyn, wenn wir nicht erst angefangen haben unser zu seyn. Wann wird es uns gelingen, Glück und Unglück zu verachten? Wann wird es uns gelingen, alle Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, sie nach unserer Willkühr zu lenken, und auszurufen: Ich habe gesiegt! Du fragst, wen ich besiegt habe? Nicht die Perser, noch die äußersten Gränzen der Meder, noch ein anderes weit entlegenes kriegerisches Volk, sondern den Geitz, sondern die Ehrsucht, sondern die Furcht des Todes, die auch Ueberwinder der Völker überwunden hat. (Br. 71.)

28) Die Glückseligkeit des vollkommnen Weisen, und des Schülers der Weisheit.

Das Vergnügen derer, die noch nicht weit im Guten gekommen sind, wird oft unterbrochen; aber die Freude des Weisen ist von beständiger Dauer; sie wird durch keine Sache, durch kein Unglück unterbrochen; sie ist stets und überall ruhig. Denn sie hängt nicht von fremden Dingen ab; sie erwartet weder die Gunst des Glücks noch eines Menschen. Ihre Glückseligkeit befindet sich in ihrer eigenen Wohnung; sie würde aus der Seele ausgehen, wenn sie hineinginge — daselbst wird sie geboren. Bisweilen kann etwas von außenher dazwischen kommen, wodurch der Weise an seine Sterblichkeit erinnert wird; das ist aber unbedeutend, und berührt nur die Oberhaut. Ich will sagen, er wird von einem Unfall angeweht; aber sein größtes Gut steht feste. Einige Beschwerden von außenher sind kleinen Blattern und kleinen Geschwüren ähnlich, die bisweilen an einem starken und festen Körper ausbrechen; bey ihm liegt kein Uebel tief. Es verhält sich mit dem Unterschied zwischen einem vollkommen weisen Manne, und zwischen einem andern, der es erst zu werden sucht, wie mit dem Unterschied zwischen einem Gesunden, und zwischen einem, der von einer schweren und langen Krankheit befreyt worden ist, der schon gesund zu seyn glaubt, ob er gleich bisweilen leichtere Anfälle bekommt. Wenn dieser nicht aufmerksam ist, so bekommt er bisweilen Rückfälle. Der Weise kann keine Rückfälle bekommen. — Sein Geist ist vollkommen gesund. Ich will sagen, woran man

einen Gesunden erkennen kann: Wenn er mit sich selbst zufrieden ist; wenn er Zutrauen zu sich hat; wenn er weiß, daß alle Wünsche der Sterblichen, alle Wohlthaten, welche gegeben und gewünscht werden, bey einem glückseligen Leben von keiner Wichtigkeit sind. (Br. 72.)

29) Woher kommt es, daß wir nicht so glückselig sind, als wir seyn könnten?

Wer glückselig zu werden wünscht, der muß das Moralischgute für das einzige Gut halten. Denn wenn er etwas anders dafür hält, so hat er eine schlechte Meynung von der Vorsehung, weil tugendhaften Männern viele Widerwärtigkeiten begegnen, und weil alles, was sie uns gegeben hat, von kurzer Dauer, und unbedeutend ist, wenn man es mit dem Alter der ganzen Welt vergleicht. — Von dem Irrthume, daß wir auf äußere Güter einen zu hohen Werth legen, rührt es her, daß wir undankbare Ausleger der göttlichen Anstalten sind. Wir beklagen uns, daß uns nicht immer, daß uns wenige, und ungewisse, und vergängliche Güter zu Theil werden. Daher kommt es, daß wir weder zu leben noch zu sterben wünschen. Wir hassen das Leben und fürchten den Tod. Wir wanken mit unsern Wünschen hin und her, und kein Glück kann uns sättigen. Die Ursache ist, weil wir noch nicht jenes unermeßliche und unübertreffliche Gut erreicht haben, wobey unser Wille nothwendig stehen bleiben muß, weil über das Höchste hinaus kein andres statt findet. — Liebe

die Vernunft. Die Liebe derselben wird dich gegen die härtesten Zufälle waffnen. Nichts gleicht ihr an Stärke; sie bezwingt den Zufall, den Schmerz, das Unrecht. (Br. 74.)

30) Stufen der Tugend.

Es giebt große Verschiedenheiten unter denen, die sich zu bessern gedenken. Sie werden von Manchen in drey Klassen eingetheilt. Die der ersten Klasse sind diejenigen, welche zwar die Weisheit noch nicht besitzen, ihr aber schon nahe sind — das sind diejenigen, welche alle Gemüthsbewegungen und Laster abgelegt haben; die alles, was zu lernen war, gelernt haben; es fehlt ihnen aber noch die Zuversicht (das feste Zutrauen zu sich selbst.) Sie können ihr Gut noch nicht gehörig benutzen. Doch können sie in die Laster, welchen sie entflohen sind, nicht zurückfallen; sie stehen schon da, wo kein Rückfall statt findet. Das ist ihnen aber noch nicht klar, und was ich in einem Brief geschrieben habe, sie wissen nicht, daß sie es wissen. Sie genießen ihr Gut, sie verlassen sich aber nicht darauf — Zur zweyten Klasse gehören diejenigen, welche von den größten Krankheiten der Seele und von Affekten befreyt sind. Die sich aber noch nicht in dem gewissen Besitz ihrer Gemüthsruhe befinden; denn sie können in Fehler zurückfallen. Zur dritten Gattung gehören diejenigen, die zwar viele und große Fehler, aber nicht alle abgelegt haben. Sie sind dem Geitz entflohen, aber sie sind dem Zorn

ergeben; sie werden nicht mehr von unkeuschen Begierden gereitzt; aber sie sind noch ehrsüchtig; sie sind nicht begehrlich, sie sind aber noch furchtsam. — Zu welcher Klasse gehören wir? (Br. 75.)

31) Warum ist die Tugend für das höchste Gut des Menschen zu halten? Kennzeichen eines Tugendhaften.

Man muß lernen, so lange man Vieles nicht weiß, und wenn wir dem Sprichwort glauben, so lange man lebt. Man muß so lange lernen, wie man leben soll, so lange man lebt. Auch im Alter muß man lernen. Niemand wird durch Zufall weise. Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe gesagt, nur das Moralischgute sey ein wahres Gut; nun muß ich es auch beweisen. Ich will aber Alles kürzlich zusammenfassen. Jedes Ding ist in seiner Art gut, wenn es zu dem, wozu es vorhanden ist, tauglich ist. Den Weinstock empfiehlt die Fruchtbarkeit; der gute Geschmack den Wein, Behendigkeit den Sklaven. Warum haben die Lastthiere einen starken Rücken; weil sie dazu bestimmt sind, Lasten zu tragen. — An einer jeden Sache ist dasjenige das Beste, wozu es da ist, und wonach es beurtheilt wird. Was ist das Beste an dem Menschen? die Vernunft: darin besteht sein Vorzug vor allen Thieren, folglich ist eine vollkommne (ausgebildete) Vernunft das eigenthümliche Gut des Menschen. Das Uebrige hat er mit den Thieren gemein. Er ist stark? Auch die Löwen. Er ist schön? Auch die Pfauen. Er ist schnell? Auch

die Pferde; nicht zu gedenken, daß er in allen diesen Eigenschaften von ihnen übertroffen wird. Er kann sich freywillig bewegen? Auch die wilden Thiere und die Würmer. Er hat eine Stimme? Aber welch eine weit stärkere die Stiere, und welch eine weit angenehmere und beweglichere die Nachtigallen? Was ist das Eigenthümliche des Menschen? die Vernunft. Wenn diese ihre rechte Beschaffenheit hat, und vollkommen ist, so vollendet sie die Glückseligkeit des Menschen. Wenn daher jede Sache, die den Zweck ihrer Natur erreicht hat, zu loben ist, das dem Menschen eigenthümliche Gute aber die Vernunft ist, so ist er zu loben, wenn er diese vervollkommnet, und den Zweck seiner Natur erreicht hat. Diese vervollkommnete Vernunft wird Tugend genannt, und ist mit dem Moralischguten einerley. Sie allein macht den Menschen des Lebens würdig.

Wenn daher Jemand alles hat, er ist gesund, reich, hat viele Ahnen, er ist aber offenbar ein böser Mensch, so wirst du ihn tadeln. Ingleichen, wenn Jemand von dem Allen nichts hat; er hat kein Geld, er ist nicht von Adel, er kann keine lange Reihe von Ahnen zählen, er ist aber offenbar ein rechtschaffner Mann, so wirst du ihn loben. — Woran kann man aber erkennen, ob Jemand tugendhaft ist oder nicht? Der rechtschaffne Mann wird thun, was er für recht und gut erkennt, wenn es auch mühsam ist; er wird es thun, wenn es ihm auch Schaden bringt; er wird es thun, wenn es auch mit Gefahr verbunden ist. Hinwiederum wird er nicht thun, was schändlich ist, wenn es auch Geld einbringt, wenn es auch Vergnügen macht, wenn er

mächtig dadurch werden kann. Keine Gewalt wird ihn von der Tugend abschrecken; keine Hoffnung wird ihn zu dem Laster einladen. Mit Tugend ist Glückseligkeit verbunden, die aber in diesem Leben noch unvollkommen ist, weil die Seele von dem Körper beschwert wird. Nach ihrer Befreyung vom Körper wird sie glückseliger seyn, als da sie noch von ihrem Körper umgeben war. Die Dinge, deren wir uns durch den Körper bedienen, sind keine wahren Güter; denn wenn sie es wären, so würden die abgeschiedenen Seelen schlimmer dran seyn; es ist aber unglaublich, daß sie, so lange sie eingeschlossen sind, glückseliger seyn sollten, als wenn sie frey sind. Der Rechtschaffene wird also alles thun, was er für gut erkennt; wird um der Tugend willen alles wagen, auch sterben für das Vaterland. Das Bewußtseyn seiner Rechtschaffenheit wird ihm das edelste Vergnügen gewähren. Immerhin mag man ihm einwenden: deine rühmliche That wird bald vergessen seyn; deine Mitbürger werden dich wenig achten; er wird dir antworten: dieß alles geht meine That nichts an; ich betrachte mein Werk an sich selbst; ich weiß, daß es gut ist. Wohin mich also die Tugend ruft, dahin komme ich. — Keiner von denen, die sich durch Reichthümer und Ehrenstellen über Andere erheben, ist groß. Der Zwerg ist nicht groß, wenn er auch auf einem Berg steht, und der Koloß wird seine Größe behalten, wenn er auch in einem Ziehbrunnen steht. (Br. 76.)

32) Wider die Unzufriedenen. Regeln für Kranke.

Jeder ist in der Maaße elend als er es zu seyn glaubt. Es giebt Menschen, die nie aufhören zu klagen, die sich bloß an das Unangenehme erinnern, was ihnen begegnet ist, und das genossene Gute darüber vergessen. Welche Thorheit! Welche Ungerechtigkeit! Man sollte sich wegen ehedem ausgestandener Schmerzen nicht beklagen, nicht sprechen: keinem Menschen ist es schlimmer ergangen als mir. Welche Martern, welche Krankheiten habe ich ausgestanden? Niemand glaubte, daß ich wieder aufkommen würde. Wie oft bin ich von den Meinigen beweint worden? Wie oft haben mich die Aerzte aufgegeben? Leute, die auf der Folter liegen, können nicht ärger von Schmerzen gequält werden. — Wenn das auch wahr ist, so ist es doch vorbey. Was hilft es, ehemalige Schmerzen zu erneuern, und elend zu seyn, weil man es gewesen ist? Nicht zu gedenken, daß jeder seine Uebel durch Einbildungen vergrößert, und sich selbst belügt. Hernach ist es ja angenehm, wenn man Schmerzen überstanden hat. Es ist natürlich, daß man sich über das Ende seiner Leiden freut. Selbst bey dem Kampf mit Widerwärtigkeiten sollte man denken und sprechen: Vielleicht wird mir dereinst die Erinnerung hieran angenehm seyn. Man muß mit ganzer Seele gegen den Schmerz kämpfen. Eine Krankheit ist entweder langwierig, oder von kurzer Dauer. Ist sie langwierig, so kommen Zwischenstunden, wo man Erleichterung verspürt. Eine kurze und gefährliche Krank-

heit wird entweder bald vorübergehen, oder sie wird den Tod herbeyführen. In beyden Fällen hat der Schmerz ein Ende.

Auch das wird sehr nützlich seyn, wenn man sich mit andern Gedanken beschäftiget. Denke an das Gute, was du in deinem verflossenen Leben genossen, und was du selbst vollbracht hast. Erinnere dich an so Manche, die den heftigsten Schmerzen gleichsam Trotz geboten, und sie sogar mit Lachen erduldet haben.

Du sprichst: Aber wenn ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, keine meiner Pflichten erfüllen. Warum nicht? Die Krankheit hindert zwar deinen Körper, thätig zu seyn, aber nicht deinen Geist. Sie macht, daß der Laufer seine Füße, der Schuhmacher und Schmidt seine Hände nicht brauchen kann. Wenn sich aber dein Geist zu beschäftigen weiß, so kannst du Andern guten Rath ertheilen; du kannst belehren, hören, lernen, fragen, dich erinnern. Und glaubst du denn nichts zu thun, wenn du in deiner Krankheit mäßig lebst? Glaube mir, auch auf dem Krankenbette findet Tugend statt. Nicht nur unter den Waffen und auf dem Schlachtfelde, auch in seinen gewöhnlichen Kleidern kann der tapfere Mann Beweise seines Muths und seiner Unerschrockenheit geben. Es fehlt dir nicht an Beschäftigung: kämpfe auf eine anständige Art mit deiner Krankheit.

Es giebt zweyerley Arten der Vergnügungen, und beyde kann auch der Kranke noch genießen. Die sinnlichen Vergnügungen hemmt die Krankheit, nimmt sie aber nicht weg. Ein Trunk schmeckt besser, wenn man durstig ist, und die Speise ist angenehmer, wenn man

hungrig ist. Aber jene geistigen Vergnügungen, welche viel größer und besser sind, untersagt kein Arzt dem Kranken. Wer diese sucht und zu genießen weiß, der verachtet alle Behaglichkeiten der Sinne.

„Ach, wie unglücklich ist der Kranke? (ruft man aus.) Warum? Er kann keinen Wein aus vollen Gläsern trinken — keine Austern essen, keine delikaten Speisen genießen. Die kostbaren Gerichte, die auf seiner Tafel stehen, müssen weggetragen werden, weil sie ihn anekeln.“ Was ist dir denn hierdurch Böses widerfahren? Speise als ein Kranker; vielleicht wirst du wieder als ein Gesunder speisen. Jedoch wir werden dieß alles leicht ertragen; wir werden Tränkchen einnehmen, und alles was jenen weichlichen und luxuriösen, mehr am Geiste als am Körper kränklichen Menschen unerträglich ist, wenn wir nur vor dem Tod nicht mehr erschrecken. Wir werden aber nicht mehr vor ihm erschrecken, wenn wir die Zwecke des Guten und Bösen kennen gelernt und tugendhaft gelebt haben. Dann werden wir weder des Lebens überdrüssig seyn, noch den Tod fürchten. (Br. 78.)

33) Himmlischer Sinn. Lohn der Tugend.

Unser Geist wird alsdann erst Ursache haben sich Glück zu wünschen, wenn er aus der Finsterniß, in welcher er herumgetrieben wird, entlassen, nicht mit schwachen Augen in das Helle wird gesehen, sondern den vollen Tag erblickt haben, und seinem Himmel wieder gegeben seyn wird, woher er entsprungen ist. Nach-

dem er seine Lehrjahre überstanden hat, wird er hinauf gerufen. Er wird aber schon dort seyn, ehe er aus diesem Kerker befreyt ist, wenn er den Lastern entsagt, und rein, und mit Leichtigkeit sich mit göttlichen Gedanken beschäftigt. Darauf müssen wir bedacht seyn, lieber Freund, das muß unser eifrigstes Bestreben seyn, wenn es auch Wenige wissen, wenn es auch Niemand sieht. Der Ruhm ist der Schatten der Tugend; er begleitet uns, wenn wir auch nicht wollen. Gleichwie aber der Schatten bisweilen vor uns hergeht, bisweilen uns nachfolgt, so geht auch der Ruhm bisweilen vor uns her und läßt sich sehen; bisweilen ist er hinter uns, und ist desto größer, je später er kommt, weil ihn der Neid nicht mehr verfolgt. Wie viele große Männer wurden von ihren Zeitgenossen verkannt, verachtet, sogar als Thoren verlacht und verspottet! Wie Viele mußten die Opfer ihrer Wahrheitsliebe und ihrer Tugend werden, und unter den empfindlichsten Martern sterben! Erst nach ihrem Tode erkannte man ihren Werth, und ihre Namen werden von der Nachwelt mit Achtung und Ehrfurcht genannt. Keine Tugend bleibt verborgen; und wenn sie verborgen geblieben ist, so schadet es ihr nicht. Es kommt ein Tag, welcher die begrabene und von der Bosheit ihres Zeitalters unterdrückte Tugend bekannt machen wird. Der glaubt für Wenige geboren zu seyn, der seine Gedanken auf den großen Haufen seines Zeitalters richtet, und von dessen Beyfall abhängt. Es werden viele Jahrtausende, viele Völker noch hinzukommen; auf diese nimm Rücksicht. Wenn gleich der Neid allen deinen Zeitgenossen Stillschweigen

geboten hat; es werden kommen, die ohne Gunst und Mißgunst urtheilen werden. Die Reden der Nachkommen werden zwar nach unserm Tod nicht bis zu uns gelangen: sie werden uns aber ehren, und man wird oft von uns sprechen, wenn wir es gleich nicht empfinden. Es ist Keiner, gegen den sich die Tugend in seinem Leben nicht dankbar bewiesen hätte, wenn er ihr nur redlich ergeben war, wenn er sich nicht mit fremden Farben geschmückt hat, wenn er immer derselbe war, er mochte nun nach einer Anmeldung, oder unvorbereitet und unvermuthet besucht werden. Die Verstellung nützt nichts. Die Dinge, welche betriegen, haben nichts festes. Die Lüge ist eine dünne Sache; sie ist durchsichtig, wenn man sie genau betrachtet. (Br. 79.)

34) Wider die Furcht des Todes, und wider die Furcht vor Armuth.

Befreye dich vor allen Dingen vor der Furcht des Todes; denn sie macht uns zu Sklaven; hernach von der Furcht vor Armuth. Wenn du wissen willst, welch ein geringes Uebel sie sey, so vergleiche die Gesichter der Armen und der Reichen mit einander. Der Arme lacht öfter und herzlicher; kein Kummer liegt bey ihm tief; wenn er auch bisweilen eine Sorge hat, so geht sie bald, wie eine leichte Wolke vorüber. Die Heiterkeit der Reichen, die man glücklich nennt, ist erzwungen, und macht ihnen Mühe, weil sie bisweilen ihrer Ehre wegen nicht dürfen merken lassen, daß sie elend sind, sondern unter Sorgen, die am Herzen

nagen, sich nothwendig glücklich stellen müssen. Ihre Glückseligkeit ist eine verlarvte Glückseligkeit. Wenn du ihnen die Larve abgenommen hast, so wirst du sie verachten. (Br. 80.)

35) Es ist nicht leicht, die Todesfurcht zu besiegen.

Jede Sache bekommt Schönheit und Würde, die sie nicht hatte, durch die Tugend. Wir nennen ein Schlafzimmer helle; es ist aber äußerst finster in der Nacht. Der Tag giebt ihm Licht, die Nacht nimmt es ihm. So giebt entweder das Laster oder die Tugend den Dingen, die wir Mitteldinge zu nennen pflegen, dem Reichthum, der Stärke, der Gestalt, den Ehrenstellen, und im Gegentheil dem Tode, der Krankheit, den Schmerzen, und allen übrigen Dingen, die wir mehr oder weniger gefürchtet haben, den Namen des Guten oder des Bösen. — Der Tod ist rühmlich durch das, was rühmlich ist; das heißt durch die Tugend, und durch ein Gemüth, welches die Außendinge verachtet. Es ist aber zwischen den Dingen, die wir Mitteldinge zu nennen pflegen, ein wichtiger Unterschied. Der Tod gehört unter die Dinge, die zwar an sich selbst kein Uebel sind, aber Uebel zu seyn scheinen. Wir lieben uns selbst; der Wunsch fortzudauern, und uns zu erhalten, ist uns angeboren; wir scheuen die Trennung, weil sie uns viele Güter zu entreißen, und uns aus dem Vorrath von Dingen, woran wir gewöhnt sind, herauszuführen scheint. Auch das macht uns den Tod zuwider,

daß wir das Gegenwärtige schon kennen, die Beschaffenheit unsers künftigen Zustandes aber uns unbekannt ist, und daß uns vor unbekannten Dingen graut. Ueberdieß haben wir eine natürliche Furcht vor der Finsterniß, in welche uns der Tod, wie man glaubt, führen wird. Ueberdieß, obgleich der Tod ein Mittelding ist, so gehört er doch nicht unter die Dinge, welche zu verachten, etwas leichtes ist. Das Gemüth muß durch große Uebung abgehärtet werden, wenn es den Anblick und die Annäherung desselben ertragen soll. Daß der Tod so sehr gefürchtet wird, rührt unter andern daher, daß man ihn so oft von der fürchterlichsten Seite vorgestellt hat, und doch wird sich das menschliche Gemüth nie zur Tugend erheben, wenn es den Tod für ein Uebel hält; es wird sich erheben, wenn es denselben für ein Mittelding hält. Es ist der Natur der Dinge zuwider, daß Jemand mit gestrostem Muthe sich demjenigen nähere, was er für ein Uebel hält; er wird langsam und zaudernd kommen; was man aber ungern thut, das bringt keine Ehre. Die Tugend thut nichts um deswillen, weil es nothwendig ist. Nichts kann für sittlich-gut gehalten werden, wenn man nicht allen möglichen Fleiß daran gewendet hat, und wenn nicht die ganze Seele dabey gewesen ist. Die Tugend führt ihre Entschliessungen mit einstimmigem Gemüthe aus. Sie fürchtet nicht, was sie thut. (Br. 82.)

36) Habe Gott, den Allwissenden vor Augen.

Man muß so leben, als ob man von Jedermann gesehen würde; so denken, als ob Jemand in das Innerste unsers Herzens sehen könnte: und es ist Einer, der es kann. Denn was nützt es, daß Menschen etwas verborgen bleibt? Vor Gott ist nichts verschlossen. Er ist unsern Seelen gegenwärtig und kommt dazwischen, wenn wir mitten im Denken begriffen sind. (Br. 83.)

37) Wider die Trunkenheit.

Es ist ein großer Fehler mancher Weltweisen, daß sie die wichtigsten Wahrheiten mit schlechten und verworrenen Gründen zu beweisen suchen. Diesen Fehler hat selbst Zeno, der Stifter der stoischen Sekte bisweilen begangen. Man darf nur lesen, wie er die Schändlichkeit der Trunkenheit zu beweisen suchte. Anstatt der spitzfindigen Vernunftschlüsse, wodurch er von diesem Laster abschrecken wollte, hätte er seinen Zweck weit leichter und sicherer erreichen können. Wenn du beweisen willst, daß ein rechtschaffener Mann sich nicht betrinken darf, so zeige wie schändlich es ist, wenn man mehr zu sich nimmt, als man vertragen kann; wie so vieles Betrunkene zu thun pflegen, dessen sie sich nüchtern schämen, und daß die Trunkenheit nichts anders ist, als eine freywillige Raserey. — Erzähle das Beyspiel Alexanders, Königs der Macedonier, (den man den Großen zu nennen pflegt), der den Clitus, seinen liebsten und treuesten Minister bey einem Gastmahl erstochen hat, und

nachdem er sein Verbrechen eingesehen hatte, sich entleiben wollte. Die Trunkenheit verleitet zu jedem Laster, und deckt jedes Laster auf; sie benimmt die Schamhaftigkeit, welche allen bösen Unternehmungen widersteht. Denn viele Menschen enthalten sich von verbotenen Handlungen mehr aus Scham, als aus gutem Willen. Wenn die allzugroße Gewalt des Weins sich der Seele bemächtiget hat, so kommt alles Böse, was darin verborgen war, zum Vorschein. Die Trunkenheit macht nicht die Laster, zieht sie aber hervor. Dann erlaubt der Unkeusche ohne Bedenken seinen Lüsten so viel als sie verlangen; dann bekennt der Unverschämte seine Krankheit, und macht sie öffentlich bekannt; dann hat der Leichtfertige weder seine Zunge noch seine Hand in seiner Gewalt. Dem Hochmüthigen wächst sein Stolz; dem Unbarmherzigen seine Grausamkeit. Denke dir noch hinzu Bewußtlosigkeit; uuvernehmliche halbgebrochene Worte, verdrehte Augen, taumelnden Gang, Kopfschwindel, bewegliche Gebäude, eben als ob das Haus von einem Sturmwinde herumgetrieben würde; Schmerzen des Magens, wenn der Wein herausbricht und selbst die Eingeweide ausdehnt. — Bedenke, wie viel Unglück die Trunkenheit angerichtet hat, wenn sie in einem Staate ein herrschendes Laster war. Sie hat die streitbarsten und kriegerischesten Völker den Feinden überliefert; sie hat in einem vieljährigen, hartnäckigem Krieg vertheidigte Mauern geöffnet; sie hat die Trotzigsten, die sich nicht wollten unterjochen lassen, unter fremde Botmäßigkeit gebracht. Durch dergleichen Beyspiele lehre, warum der Weise sich nicht berauschen soll.

Beweise, daß Vergnügungen, wenn sie das Maaß überschreiten, Strafen sind. (Br. 83.)

38) Man darf den freyen Künsten weder einen zu großen noch zu geringen Werth beylegen.

Du verlangst zu wissen, was ich von den freyen Künsten halte. *) Ich lege keiner einen hohen Werth bey, die bloß Geld einbringt. Sie sind nur in so ferne nützlich, als sie zu einer guten Denkungsart vorbereiten, nicht wenn man sich bloß damit begnügen läßt. Denn man muß sich nur so lange mit ihnen beschäftigen, als die Seele nichts wichtigers thun kann. Sie sind unsre Anfangsgründe, nicht unsre Werke. Sie werden freye Künste genannt, weil sie eines freyen Menschen würdig sind; aber nur das Studium der Weisheit kann ein wahrhaft freyes genannt werden; denn es macht wirklich frey. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die freyen Künste Jemand zu einem rechtschaffnen Manne machen? Sie versprechen das nicht einmal; auch streben sie nicht nach der Kenntniß der Wahrheiten, die zu einem tugendhaften Leben Anleitung geben. Der Grammatiker beschäftiget sich mit den Sprachen, und wenn er weiter gehen will, mit der Geschichte, und wenn er noch weiter gehen will, mit der Dichtkunst. Was von dem allen bahnt den Weg zur Tugend? — Was von dem allen befreyt uns von der Furcht, von böser Lust, von

*) Gronov sagt nach der Inhaltsanzeige dieses Briefs: O bona hic, o aurea! Legite iuuenes senesque.

von Unkeuschheit? Das Nämliche gilt von der Geometrie und von der Tonkunst. Man wird nichts bey ihnen finden, was von Furcht und bösen Begierden befreyt; wer aber nicht weiß, wie er sich davon befreyen kann, dem nützt alles andre Wissen nichts. Es ist die Frage, ob die Kenner dieser Wissenschaften Tugend lehren oder nicht? Wenn sie dieselbe lehren, so sind sie Philosophen. — Das Schlimmste ist, daß sie sich zu viel mit unnützen Kleinigkeiten beschäftigen. Sie untersuchen z. B. ob Homer ein Philosoph gewesen, und welcher Sekte er zugethan gewesen sey. Wir wollen ihnen zugeben, daß er ein Philosoph gewesen. Wenn das ist, so ist er weise geworden, ehe er Gedichte verfertigen konnte; wir wollen daher lernen, was ihn zum Weisen gemacht hat. Ob Homer oder Hesiodus älter gewesen sey, geht mich eben so wenig an, als zu wissen, ob Hekuba kleiner gewesen sey als Helena. Ist es der Mühe werth zu untersuchen, wie alt Patroklus und Achilles geworden seyen? Willst du lieber untersuchen, in welchen Ländern Ulysses herumgeirrt habe, als bewirken, daß wir nicht immer irren? Ich mag nicht hören, ob er zwischen Italien und Sicilien, oder in einem uns unbekannten Welttheil von Stürmen herumgetrieben worden sey. Stürme der Seele werfen uns täglich hin und her, und das Laster stößt uns in alle Unglücksfälle des Ulysses. Nie fehlt es an einer Gestalt, welche die Augen reitzt, nie an einem Feind. Hier sind wilde Ungeheuer, die nach Menschenblut dürsten, dort hinterlistige Schmeichler. Lehre mich, wie ich das Vaterland, die Gattin, den Vater

lieben soll. Warum untersuchst du, ob Penelope unzüchtig gewesen, und ob sie ihr Zeitalter getäuscht oder ob sie vermuthet habe, daß Ulysses derjenige sey, den sie vor sich sahe, ehe sie es wußte? Lehre mich, was Keuschheit ist, wie viel Gutes damit verbunden, ob sie ihren Sitz im Leibe oder in der Seele habe.

Ich gehe zur Tonkunst über. Du lehrest mich, wie hohe und tiefe Stimmen übereinstimmen, wie Saiten, die einen ungleichen Ton geben, harmoniren. Lehre mich lieber, wie ich es anfangen soll, daß mein Gemüth mit sich selbst einig werde, und meine Absichten nicht mit einander in Widerspruch stehen. *)

Gewähren uns denn aber die freyen Künste gar keinen Nutzen? Zu andern Dingen sind sie sehr nützlich, aber zur Beförderung der Tugend tragen sie nichts bey. Denn auch die gemeinen Handwerker tragen viel zur Bequemlichkeit des menschlichen Lebens bei; aber mit der Tugend haben sie nichts zu thun. Warum lassen wir denn also unsre Söhne in den freyen Künsten unterrichten? Nicht weil sie die Tugend geben können, sondern weil sie das Gemüth zur Annehmung der Tugend vorbereiten. Gleichwie der Elementarunterricht, den wir den Knaben ertheilen, die freyen Künste nicht selbst lehrt, sondern nur dazu vorbereitet, so flößen die freyen Künste nicht die Tugend ein, sie machen aber geschickt dazu. — Durch eine einzige Sache wird der Geist vervollkommnet, durch die unveränderliche Wissenschaft

*) Seneka geht auch die übrigen freyen Künste durch, und zeigt, daß sie nichts zur Beförderung der Tugend beytragen. Hier scheint aber sein Witz übertrieben zu seyn.

des Guten und Bösen, welche bloß der Weisheitslehre zukommt. Sie hat es mit allen Tugenden zu thun: die Tapferkeit schätzt alles gering, was man zu fürchten pflegt; sie verachtet, sie zerbricht alles schreckliche, was unsre Freyheit unterjochen will; aber erhält sie ihre Stärke von den freyen Künsten? Treue und Glauben ist das heiligste Gut des menschlichen Herzens; diese Tugend läßt sich auf keine Weise bewegen, zu hintergehen, sich durch keine Belohnung bestechen — Sie spricht: Brenne, tödte; ich werde nicht verrathen, sondern je mehr der Schmerz zur Offenbarung des Geheimnisses nöthigen will, desto tiefer werde ich es verbergen. Können auch die freyen Künste einen solchen Muth einflößen? Die Mäßigkeit gebietet den Vergnügungen, sie hasset einige, und weist sie von sich, andere mäßigt sie, und genießt sie nicht um ihrer selbst willen. Sie weiß, daß das beste Maaß des Begehrten ist, nicht zu nehmen, wie viel man will, sondern so viel man soll. Die Humanität verbietet stolz, geitzig zu seyn; sie ist in Worten, in Thaten und Neigungen freundlich und gütig gegen Jedermann — gebieten auch die freyen Künste solche Sitten? eben so wenig als Aufrichtigkeit, als Bescheidenheit und Mäßigung, als Mäßigkeit und Sparsamkeit, als Milde, welche fremdes Blut wie ihr eigenes schont, und weiß, daß der Mensch mit dem Menschen nicht verschwenderisch umgehen darf.

Aber ihr sprecht doch, wird man einwenden, die Erlernung freyer Künste sey Vorbereitung zur Tugend; wie könnt ihr denn läugnen, daß sie zur Tugend etwas beytragen? Weil man auch ohne Speise nicht

tugendhaft werden kann, obgleich die Speise mit der Tugend nichts zu thun hat. Holz bringt dem Schiffe keinen Nutzen, obgleich kein Schiff ohne Holz gebaut werden kann. Ich will sagen, man darf dasjenige, ohne welches Etwas nicht werden kann, nicht für einen Beystand desselben halten. Die Philosophie ist eine vielumfassende Wissenschaft; man muß daher viele Zeit auf das Studium derselben wenden, und darf sich nicht mit Kleinigkeiten und überflüssigen Dingen beschäftigen.

Aber die Kenntniß vieler Künste gewährt doch Vergnügen! Gut; so wollen wir so viel davon behalten, als nöthig ist. Mehr wissen wollen, als hinreichend ist, ist eine Art von Unmäßigkeit. — Der Grammatiker Didymus hat viertausend Bücher geschrieben. Er wäre zu bedauern gewesen, wenn er so viele überflüssige Sachen gelesen hätte. In diesen Büchern handelt er von dem Vaterlande Homers; in diesen untersucht er, welche Frau die Mutter des Aeneas gewesen; ob Anakreon mehr der Unkeuschheit oder der Trunkenheit ergeben, ob Sappho eine öffentliche H — gewesen sey, und noch andere Dinge, die man vergessen sollte, wenn man sie wüßte. Nun läugne man noch, daß der Mensch ein langes Leben habe.

Auch Philosophen beschäftigen sich oft mit unnützen Untersuchungen. Es wird vieler Aufwand von Zeit erfordert, bis man den Lobspruch verdient: Welch ein gelehrter Mann! Wir wollen mit dem bäurischern Lobspruch zufrieden seyn: Welch ein rechtschaffner Mann!

Zu viele Subtilitäten schaden, und sind der Wahrheit nachtheilig. Einige Philosophen behaupten, alles sey ungewiß; Andere, unter allen den Dingen, welche wir sehen, sey überhaupt nichts wirklich vorhanden; Andere, wir wüßten nicht einmal, ob wir etwas wissen oder nicht. Jene tragen kein Licht vor mir her, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, die Wahrheit zu sehen, diese stechen mir die Augen aus. — Ich weiß nicht, ob ich mehr auf diejenigen zürnen soll, welche behaupten, wir wüßten nichts, oder auf die, welche sagen, wir wüßten nicht einmal, daß wir nichts wissen. (Br. 88.)

39) Man soll sich dem Schicksal ruhig unterwerfen. Es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern wie tugendhaft man gelebt hat.

Wir beklagen uns immer über das Schicksal. Warum, fragen wir, ist Jener in seinen besten Jahren gestorben? Warum wird dieser so alt? Aber was hältst du für billiger? Daß du der Natur, oder daß die Natur dir gehorche? Was liegt daran, wie bald du stirbst, da du doch einmal sterben mußt? Wir müssen nicht darauf bedacht seyn, daß wir lange, sondern daß wir tugendhaft leben. Das Leben ist lang, wenn es tugendhaft ist. Was helfen Jenem achtzig Jahre, wenn er sie in Trägheit zugebracht hat? Er hat nicht gelebt, sondern er hat sich in dem Leben aufgehalten; er ist nicht spät, sondern lange gestorben. Er hat achtzig Jahre gelebt. Es ist aber die Frage, von welchem Tage an du seinen

Tod rechnest. Jener ist in seinen schönsten Jugendjahren gestorben; er hat aber die Pflichten eines guten Bürgers, eines rechtschaffenen Freundes, eines rechtschaffenen Sohnes erfüllt. Obgleich sein Alter unvollkommen ist, so ist doch sein Leben vollkommen. Ein Anderer hat achtzig Jahre gelebt. Ja, er hat achtzig Jahre lang existirt; man müßte denn sagen, er habe eben so gelebt, wie wir von den Bäumen und Pflanzen sagen, daß sie leben. — Wir wollen das Leben nach unsrer Thätigkeit messen, nicht nach der Zeit. Willst du wissen, was für ein Unterschied sey zwischen dem wackern Mann, der das Schicksal verachtet, allen seinen Pflichten so viel möglich Genüge zu leisten gesucht, und sich zum höchsten Gute des Lebens erhoben hat, und zwischen dem, der viele Jahre zählt, ohne sie nützlich zugebracht zu haben? Jener lebt auch nach dem Tode in dem Andenken der Menschen; dieser ist vor seinem Tode gestorben. Wir wollen daher den loben, und zu der Zahl der Glückseligen rechnen, der seine auch noch so kurze Lebenszeit wohl angewendet hat. Denn er hat das wahre Licht gesehen; er ist nicht von gemeinem Schlag. Er lebt, und hat gelebt, und ist kraftvoll gewesen. Warum fragst du, wie lange er gelebt habe? Er hat gelebt bis auf die Nachkommen; denn er hat sich durch sein Leben ihres Andenkens würdig gemacht. (Br. 93.)

39) Ob die Lehre von einzelnen Pflichten nützlich sey oder nicht?

Manche Philosophen haben den Theil der Moral, welcher von besondern Pflichten handelt, wie sich z. B. der Ehemann gegen seine Gattin verhalten, wie der Vater seine Kinder erziehen, der Herr sein Gesinde regieren soll, allein für nöthig gehalten; um die übrigen Theile haben sie sich nicht bekümmert; als ob man Andere zur Beobachtung einzelner Pflichten überreden könne, wenn sie nicht belehrt werden, wie man sein Leben überhaupt einrichten soll. Andere hingegen haben die Lehre von besondern Pflichten für unerheblich gehalten, weil ein solcher Unterricht nicht bis zum Herzen dringe, da hingegen jener Theil, welcher keine besondern Vorschriften ertheilt, sondern die Grundsätze enthält, wonach man sein ganzes Verhalten einrichten soll, weit nützlicher sey, indem derjenige, der sie wohl verstanden und gelernt hat, sich selbst gebieten werde, wie er sich in einzelnen Fällen zu verhalten habe.

Es ist also die Frage, ob die Ertheilung einzelner Vorschriften nützlich sey oder nicht? Diejenigen, die sie für überflüssig halten, sprechen: Wenn das Auge einen Fehler hat, der das Sehen verhindert, so muß das, was das Sehen hindert, weggeschafft werden; denn wenn das nicht geschieht, so wird man vergeblich sagen: dahin mußt du gehen, dorthin mußt du die Hand ausstrecken. Auf gleiche Weise, wenn etwas die Seele verdunkelt, so wird man dem Verblendeten vergeblich gebieten; so mußt du dich gegen deinen

Vater, so gegen deine Gattin verhalten. Denn Vorschriften werden nichts ausrichten, so lange die Seele von Irrthümern verblendet ist; wenn diese weggeräumt sind, dann wird es klar werden, was man in einzelnen Fällen zu thun schuldig sey. Sonst sagst du dem Kranken, was der Gesunde zu thun habe; aber du machst ihn nicht gesund. Du zeigst dem Armen, wie er sich als ein Reicher zu verhalten habe; wie kann das geschehen, so lange er arm bleibt? Das gilt von allen Fehlern. Sie selbst muß man wegschaffen, nicht gebieten, was unmöglich ist, so lange sie bleiben. Wenn man nicht die Vorurtheile wegräumt, womit wir behaftet sind, so wird weder der Geitzige lernen, wie er mit dem Gelde umgehen, noch der Furchtsame, wie er Gefahren verachten soll. Du mußt ihn überzeugen, daß das Geld an sich betrachtet, weder etwas gutes noch etwas böses ist, ihn an Reiche erinnern, die bey ihrem Reichthum höchst elend sind. Du mußt ihn belehren, daß die Dinge, wovor wir gemeiniglich so sehr zu erschrecken pflegen, nicht so sehr zu fürchten sind, als sich der große Haufe vorstellt; daß auch der Schmerz und der Tod keine großen Uebel sind, daß es bey dem Tode, der uns Allen bevorsteht, oft ein großer Trost ist, daß ihn Keiner noch einmal zu befürchten hat, daß bey dem Schmerz ein fester Sinn, der sich alles erleichtert, was er standhaft erduldet, das beste Heilmittel ist — daß man Alles, was die natürliche Einrichtung der Welt gebietet, männlich annehmen müsse. Wenn du ihn durch solche Grundsätze auf die Beschaffenheit seines Zustandes aufmerksam gemacht hast; wenn er eingesehen

hat, daß nicht Vergnügen, sondern ein der Natur gemäßes Verhalten zu einem glückseligen Leben führt; wenn er die Tugend als das einzige Gut des Menschen über alles liebt, das Laster als das einzige Uebel verabscheuet, alles andere hingegen, Reichthum, Ehrenstellen, gute Gesundheit, Stärke, Herrschaft für Mitteldinge hält, die an sich weder gut noch böse sind, so wird er keines Erinnerers bedürfen, der ihm sage: das geziemt dem Weibe, das dem Ehemanne, das dem Unverheyratheten. Denn diejenigen, die an dergleichen Pflichten so sorgfältig erinnern, können sie selbst nicht ausüben. Dergleichen Lehren giebt der Erzieher dem Knaben, und die Großmutter dem Enkel. Auch so mancher Lehrer, der sich im Zorn nicht zu fassen weiß, sagt, man soll sich nicht erzürnen. —

Hierauf kann Verschiedenes geantwortet werden. Es ist wahr, daß man den Fehler an den Augen, der das Sehen verhindert, erst verbessern muß, ehe man dem, der damit behaftet ist, sagen kann, wohin er gehen, und wohin er die Hand ausstrecken soll. Durch ein Heilmittel muß das Uebel gehoben werden. Denn von Natur sehen wir, und wer das Hinderniß des Sehens wegschafft, der giebt der Natur wieder, was ihr eigen war. Aber die Natur lehrt nicht, was zur Ausübung einer jeden Pflicht erfordert wird. Dazu, daß das Auge die Verschiedenheiten der Farben wahrnehme, bedarf man keine Belehrung; es wird weißes und schwarzes ohne Erinnerung unterscheiden; die Seele hingegen bedarf vieler Vorschriften, wenn sie sehen soll, wie man sich in seinem Leben zu verhalten habe. Und

doch giebt auch der Arzt dem Augenkranken, den er kurirt hat, gewisse Vorschriften. Du darfst, spricht er, mit deinem schwachen Gesichte dich nicht sogleich dem hellen Lichte aussetzen; du mußt erst aus der Finsterniß an einen schattigten Ort gehen, alsdann kannst du mehr wagen, und dich gewöhnen, das helle Licht zu vertragen, und dergleichen mehr. Es ist wahr, daß der Irrthum eine Ursache der Sünde ist, und daß Gebote nicht von falschen Meynungen befreyen; sie haben aber dennoch ihren Nutzen, wenn noch andere Belehrungen hinzukommen. Sie kommen erstlich dem Gedächtnisse zu Hülfe, hernach wird das, was man im Allgemeinen dunkel einsahe, genauer erwogen, wenn es theilweise betrachtet wird. Es ist thöricht, sagt man, dem Kranken gebieten, was er als ein Gesunder thun soll; man muß seine Gesundheit wiederherstellen. Giebt es aber nicht gewisse gemeinschaftliche Vorschriften, welche Kranke und Gesunde zu beobachten haben? z. B. daß man die Speisen nicht gierig hinunterschlucken dürfe, daß man Ermüdungen vermeiden müsse. Was nützt es, sagt man, an bekannte Dinge erinnern? Sehr viel. Denn bisweilen wissen wir, was wir thun sollen, wir sind aber nicht aufmerksam darauf. Die Erinnerung daran lehrt nicht; aber sie hält vom Bösen ab, aber sie ermuntert zum Guten; aber sie macht, daß man im Gedächtnisse behält, was man weiß, und es nicht vergißt. Wir gehen vor den meisten Dingen, die uns vor Augen liegen, vorbey, ohne sie zu bemerken; erinnern ist eine Art der Ermahnung. Oft stellt sich der Mensch, als ob er das Bekannteste nicht wisse, es muß ihm daher

die Kenntniß der bekanntesten Dinge tief eingeprägt werden. — Du weißt, daß man die Pflichten der Freundschaft heilig beobachten soll; aber du thust es nicht. Du weißt, daß der ein schlechter Mann ist, der Keuschheit von seiner Ehegattin fordert, und mit andern Weibern Ehebruch begeht, daß du mit keiner Beyschläferin zu thun haben sollst; aber du achtest dich nicht darnach. Daher mußt du oft daran erinnert werden. Was heilsam ist, das muß man oft überlegen, damit es uns nicht bloß bekannt sey, sondern damit wir es stets in Bereitschaft haben.

Man sagt ferner, wenn dasjenige, was du vorschreibst, zweifelhaft ist, so mußt du Beweise hinzufügen. Daher nützen diese, nicht die Vorschriften. Aber nützt nicht zum öftern das Ansehen des Erinnerers, auch ohne Beweis? Ueberdieß haben Vorschriften schon an sich selbst ein großes Gewicht, insonderheit wenn sie einem Gedichte eingewebt, oder in ungebundener Rede in eine Sentenz zusammengepreßt sind, z. B. sey sparsam mit der Zeit; lerne dich selbst kennen; ein Heilmittel der empfangenen Beleidigungen ist das Vergessen derselben; Herzhafte begünstiget das Glück; der Faule steht sich selbst im Wege. Solche Aussprüche bedürfen keines Vertheidigers; sie berühren die Affekten selbst, und nützen, indem die Natur ihre Kraft äußert. Es liegt in den menschlichen Gemüthern der Saame alles Guten verborgen, welcher durch Ermahnungen zum Keimen erweckt wird; so wie ein Funke, wenn ihn ein leichter Hauch anbläst, sein Feuer ausbreitet. — Durch manche Vorschriften wird das Gemüth auch der unwis-

sendsten Menschen mächtig getroffen, z. B. durch jene äußerst kurze, aber wichtige Sentenzen: Nichts zu viel. Ein geitziges Gemüth wird durch keinen Gewinn gesättigt. Erwarte von Andern, was du ihnen gethan hast. (Br. 94.)

40) Belehrungen über einzelne Pflichten können dann erst ihre Kraft beweisen, wenn der Mensch angewiesen wird, nach guten, festen Grundsätzen zu handeln. Es müssen daher beyde mit einander verbunden werden.

So nützlich und nöthig es ist, an einzelne Pflichten zu erinnern, so darf man es doch dabey allein nicht bewenden lassen. Denn einzelne Vorschriften bewegen nur alsdann zum Rechtthun, wenn sie einem folgsamen Gemüthe ertheilt werden; bisweilen bleiben sie ganz fruchtlos, wenn die Seele von verkehrten Meynungen eingenommen ist. Niemand kann irgend eine Pflicht so ausüben, wie sie ausgeübt werden soll, wenn er nicht weiß, wann, in welcher Maaße, gegen wen, und wie sie auszuüben sey. Gute Handlungen entspringen aus Grundsätzen. Sie befestigen unsre Furchtlosigkeit, und bewahren unsre Gemüthsruhe, die uns in unserm ganzen Leben begleiten soll.

Man spricht, „die alten Lehrer der Weisheit, geben bloß Vorschriften, was man thun und unterlassen soll, ohne gelehrte Gründe; und damals gab es weit mehr rechtschaffne Männer, als jetzt. Seitdem so viele Gelehrte aufgetreten sind, mangelt es an Rechtschaffnen.

Denn jene einfache und ungekünstelte Tugendlehre ist in eine dunkle und gekünstelte Wissenschaft verwandelt worden; wir lernen, wie wir disputiren, nicht wie wir leben sollen.“ — Es verhält sich allerdings so, wie ihr sprecht; jene alte Weisheit war bey ihrem ersten Entstehen noch roh, und unausgebildet, so wie andere Künste, welche erst nach und nach verfeinert worden sind. Es waren aber auch häufigere Heilmittel noch nicht nöthig. Das Laster hatte sein Haupt noch nicht so hoch emporgehoben, und sich noch nicht so weit verbreitet. Gegen einfache Fehler konnten einfache Heilmittel hinreichend seyn. Jetzt müssen so mächtigen Uebeln, von welchen wir angegriffen werden, desto wirksamere Verwahrungsmittel entgegen gesetzt werden. Die Arzneykunst bestand ehedem in der Kenntniß der Kräuter, womit das Blut gestillt, und Wunden zugeheilt werden konnten; hernach ist sie eine so weitläuftige Wissenschaft geworden. Man darf sich auch nicht darüber wundern, daß sie damals noch nicht so mühsam war, da die Menschen gesünder und stärker waren, als jetzt, und sich mit einfachen Nahrungsmitteln begnügten. Seitdem man aber angefangen hat, auf Speisen bedacht zu seyn, die nicht den Hunger stillen, sondern reizen, und so viele Arten der Gewürze erfunden worden sind, wodurch die Eßbegierde erregt wird, sind manche Speisen nicht mehr Nahrungsmittel für Hungrige; sie sind den Gesättigten lästig und nachtheilig. Daher jene bleiche Farbe der Gesichter, Zittern der Glieder, Magerkeit, welche desto schlimmer ist, weil sie nicht aus Hunger, sondern aus unverdaulichen Speisen entsteht.

Daher Kopfschwindel, Augen- und Ohrenschmerzen, Stechen im Gehirn, als wenn Würmer darin wären, und alle schmerzliche Krankheiten der Eingeweide. Daher unzählige Arten der Fieber, und anderer Krankheiten, womit die Unmäßigkeit bestraft wird. *) Es sind viele und mannichfaltige Mittel nöthig, solchen Uebeln zu steuern.

So verhält es sich auch mit dem sittlichen Verderben. Es ist so groß, daß man alles mögliche versuchen muß, demselben zu widerstehen. Und wollte Gott, daß diese Seuche endlich nach vielen Anstrengungen besiegt werden könnte! Es ist wenigstens der Zweck der Philosophie, diesem großen und weit ausgebreiten Uebel zu widerstehen, darum mußte sie gründlicher bearbeitet werden, als in alten Zeiten nöthig war. Es müssen also Grundsätze festgesetzt werden, wodurch Irrthümer und falsche Meynungen entkräftet werden können. Wenn damit Vorschriften, Trostgründe, Ermahnungen verbunden werden, so können sie gute Wirkungen hervorbringen; an sich selbst sind sie unwirksam. Wenn wir Lasterhafte bessern wollen, so müssen sie erst lernen, was überhaupt gut oder böse ist, damit sie einsehen, daß alle Dinge, außer der Tugend, ihre Namen verändern, bald als Uebel, bald als Güter betrachtet werden können.

Außerdem können bloße Vorschriften vielleicht so viel wirken, daß man thut, was sich zu thun gebührt;

*) Hier folgt eine weitläuftige Schilderung der Schwelgerey, und ihrer traurigen Folgen. Der Verfasser ist hier, wie öfter, allzuredselig.

sie werden aber nicht bewirken, daß man es in der rechten Absicht thut, und wenn sie das nicht leisten, so führen sie nicht zur Tugend. Der Mensch wird zwar seine Schuldigkeit beobachten, wenn man ihn daran erinnert; das ist aber noch wenig, weil nicht die bloße äußerliche That, sondern die Absicht Lob verdient. Es wartet und pflegt Jemand seinen Freund in seiner Krankheit. Wir billigen es. Wenn er es aber in der Absicht thut, sein Erbe zu werden, so ist er ein Geyer, der auf ein Aas lauert. Die nämliche Handlung kann bald gut, bald böse genannt werden; es kommt darauf an, warum, und in welcher Absicht sie verrichtet wird. Alle Handlungen werden aber gut, wenn wir uns der Tugend gewidmet haben, und sie unter allen menschlichen Dingen für das einzige Gut halten; alles Andere ist nur auf eine Zeitlang gut. Man muß daher einen Grundsatz annehmen, der sich auf das ganze Leben bezieht. Ein Leben ohne festen Vorsatz ist unstät. — Keine Handlung ist gut, wenn nicht der Wille gut ist; denn von dem Willen hängt die Handlung ab. (Br. 95.)

41) Die Furchtsamkeit des Lasters.

Lasterthaten können verborgen bleiben; aber sicher sind sie nicht. Denn die vornehmste und größte Strafe der Sünder ist, daß sie gesündigt haben. Keine Lasterthat, wenn sie auch das Glück mit seinen Geschenken schmückt, wenn sie sich auch vertheidigt, und von der Strafe rettet, ist unbestraft, weil das Laster seine eigene Strafe mit sich führt. — Das Glück befreyt Manche

von der Strafe, aber nicht von der Furcht; denn der Abscheu vor dem, was die Natur verdammt hat, ist uns angeboren. Wenn also die Thaten solcher Menschen gleich verborgen bleiben, so halten sie sich doch nie für sicher, weil ihr Gewissen sie anklagt, und verursacht, daß sie sich in ihrer wahren Gestalt erblicken. Schuldige müssen sich nothwendig fürchten. Da so viele Lasterthaten der Kenntniß des Richters entgehen, so wären wir übel berathen, wenn nicht jene natürlichen und schweren Strafen den Mangel der gegenwärtigen ersetzten. (Br. 97.)

42) Man darf sich nicht auf äußerliche Güter verlassen. Der Tugendhafte siehet der Zukunft ruhig entgegen.

Niemand, der von der Glückseligkeit abhängt, kann glückselig seyn. Wer sich über etwas freuet, was ihm wo anders her zufällt, der stützt sich auf etwas zerbrechliches; die darüber empfundene Freude wird nicht dauerhaft seyn. Aber jene aus dem Innern (aus einer tugendhaften Gemüthsverfassung) entsprungene Freude ist dauerhaft, beständig, und wächst, und währt bis an das Ende; alles Andere, was der große Haufe bewundert, ist nur auf eine Zeitlang gut. Wie denn also? Können dergleichen Dinge nicht nützlich seyn? Können sie nicht manches Vergnügen gewähren? Wer läugnet das? Aber nur in so ferne können sie es, als sie von uns, und wir nicht von ihnen abhängen. Alle Dinge, die das günstige Schicksal zuführt, sind nützlich und ange-

angenehm, wenn derjenige, der sie hat, sich selbst hat, und nicht der Gewalt seiner zeitlichen Güter unterworfen ist.

Man irrt, wenn man glaubt, das Schicksal könne uns etwas Gutes oder Böses geben. Es giebt Stoff zum Guten und Bösen. Das Gemüth des Menschen vermag mehr als alles Schicksal; es schafft sich selbst ein seliges oder elendes Leben. Der Böse verwandelt alles in Böses, wenn es ihm gleich in der Gestalt des Besten zugefallen ist; der Rechtschaffene und Unverdorbene verbessert das Böse des Schicksals, und lindert die Härte desselben durch die Kunst dasselbe zu ertragen; und eben derselbe nimmt das günstige Schicksal dankbar und bescheiden, Unglück hingegen standhaft und herzhaft an. Er mag noch so klug und vorsichtig seyn; er mag auch alles mit genauer Ueberlegung thun, und nichts unternehmen was über seine Kräfte geht; jenes reine, und den Drohungen des Schicksals nicht ausgesetzte Gut wird ihm nie zu Theil werden, wenn er nicht der ungewissen Zukunft einen festen Muth entgegen setzen kann. Du magst nun Andere oder dich selbst ohne Eigenliebe beobachten, so wirst du einsehen und bekennen, daß uns nichts wünschenswürdiges und werthes nützlich ist, wenn wir uns nicht auf künftige ungewisse und veränderliche Zufälle gefaßt machen; wenn wir nicht oft, und ohne Klage bey jedem erlittenen Verlust sprechen: Gott hat es so gewollt. Noch mehr wird es zur Sicherung deiner Gemüthsruhe beytragen, wenn du bey jeder fehlgeschlagenen Hoffnung sprichst: Gott weiß besser als ich, was mir gut und nützlich ist.

Wer so gefaßt ist, den wird kein Zufall beunruhigen; so wird er aber gefaßt seyn, wenn er über die Veränderlichkeit der menschlichen Schicksale nachgedacht hat, ehe er sie fühlte; wenn er Weib und Kinder und Eigenthum so gehabt hat, daß er sich immer dabey vorgestellt hat, er werde sie gewiß nicht immer haben, und daß er deswegen nicht elender seyn werde, wenn er sie nicht mehr haben wird. Unglücklich ist ein Gemüth, welches sich wegen der Zukunft ängstigt; und elend ehe er wirklich elend wird ist derjenige, der darüber bekümmert ist, daß er das, woran er ein Vergnügen findet, nicht bis an das Ende seines Lebens behalten wird. Denn er wird niemals ruhig werden, und in banger Erwartung der Zukunft wird er auch das Gegenwärtige, was er hat, nicht froh genießen. Denn es ist gleich viel, ob man eine Sache verliert, oder ob man sie zu verlieren fürchtet.

Sey aber demungeachtet nicht leichtsinnig und unbedachtsam. Suche vielmehr das, was du befürchtest, abzuwenden, und dich zum Voraus vor dem zu verwahren, wovor du dich durch Ueberlegung verwahren kannst; sey aufmerksam auf alles, was dir Schaden und Nachtheil bringen kann, ehe es dir noch begegnet. Ein gutes Zutrauen zu dir selbst, und eine feste Entschlossenheit Alles zu ertragen, wird dir hierzu sehr behülflich seyn. Wer Unglück ertragen kann, der kann es auch zu verhüten suchen; er ist wenigstens in ruhigen Tagen nicht unruhig in seinem Gemüthe. Denn was ist elender und thörichter, als sich fürchten ehe es nöthig ist, und sein Unglück schon zum Voraus fühlen?

Jener Weise sagte mit Recht: Alle Güter der Sterblichen sind sterblich; er meynte aber diejenigen Güter, wonach der große Haufe strebt. Denn jenes wahre Gut stirbt nicht; Weisheit und Tugend sind das wahre und ewig bleibende, das einzige unsterbliche Gut, welches den Sterblichen zu Theil werden kann. Und dennoch denken manche Menschen so schlecht, und vergessen so ganz, daß sie mit jedem Tage ihrem Ende näher kommen, daß sie sich wundern, wenn sie etwas verlieren, da sie an Einem Tage Alles verlieren werden. Nichts von allem dem, dessen Herr du bist, ist dein; es ist nur bey dir; du kannst es nicht ewig behalten. Nothwendig muß man eben so wohl sterben als verlieren; und wenn wir es recht überlegen, so werden wir uns eben damit trösten, daß wir nur das verlieren, was ohnehin vergehen wird. Welchen Ersatz werden wir demnach für dergleichen verlorne Dinge finden? Diesen, daß wir das Verlorne in stetem Andenken behalten, und den Nutzen, den wir davon gehabt haben, nicht verloren gehen lassen. Haben wird entrissen; aber gehabt haben, niemals. Derjenige ist sehr undankbar, der für das Empfangene nicht mehr dankbar ist, so bald er es verloren hat. Der Zufall nimmt uns eine Sache; aber die Nutznießung davon muß er uns lassen; und diese verlieren wir, wenn wir das Verlorne unbilliger Weise und mit Sehnsucht zurück wünschen. Sprich zu dir: von allen den Dingen, welche schrecklich zu seyn scheinen, ist keines, das nicht überwunden werden könnte. Erinnre dich an die Beyspiele so vieler großen Männer, die das Härteste besiegt haben. Welche ent-

setzliche Martern haben sie mit der größten Standhaftigkeit erduldet! Auch wir wollen in Widerwärtigkeiten einen getrosten Muth beweisen, und ein gutes Beyspiel geben. Warum ermatten wir? Warum verzweifeln wir? Was geschehen konnte, das kann noch immer geschehen. Wir wollen nur unser Gemüth reinigen, und der gesunden Vernunft gemäß leben; wer ihr untreu wird, der muß sich fürchten, und ein Sklave des Zufalls werden. Wir können auf den rechten Weg zurückkehren, und werden, was wir seyn sollen. Wir wollen es so weit zu bringen suchen, daß wir den Schmerz, auf welche Art er auch unsern Körper angreifen mag, ertragen, und zu dem Schicksal sprechen können: „Du hast es mit einem Manne zu thun; suche einen Andern, den du besiegen kannst.“ Mit solchen und andern dergleichen Reden werden wir den Schmerz lindern. (Br. 98.)

43) Trost bey dem Tode unsrer Anverwandten und Freunde.

Unsere verstorbenen Lieben und Freunde sind nicht ganz für uns verloren; denn ein großer Theil von ihnen bleibt uns noch — das Andenken an sie. Man schränkt den Genuß der Dinge zu enge ein, wenn man sich nur über das Gegenwärtige freut; auch das Künftige und Vergangene kann uns Vergnügen gewähren; jenes durch Erwartung; dieses durch Erinnerung. Das Künftige ist ungewiß; was wir erwarten, kann auch nicht erfolgen; aber das Vergangene ist gewiß, und

kann nicht ungeschehen gemacht werden. Wie thöricht ist es demnach, wenn man das, was man gewiß genossen hat, leichtsinnig vergißt? Es giebt unzählige Beyspiele von Männern, die ihre in der Jugend verstorbenen Söhne ohne Thränen zu Grabe begleitet haben, und sogleich nach der Leiche an ihre Geschäfte gegangen sind; und sie haben wohl gethan. Denn erstlich ist es vergeblich, sich zu bekümmern, wenn man mit Kummer nichts ausrichtet; hernach ist es auch unbillig, sich über das zu beklagen, was Einem widerfahren ist, und Allen bevorsteht. Wir sollten auch darum gelassen seyn, weil wir denen, die wir verloren haben, nachfolgen werden. Bedenke nur, wie äußerst schnell die Zeit verfließt; wie kurz der Zeitraum ist, den wir mit der größten Geschwindigkeit durchlaufen. Derjenige, den du verloren zu haben glaubst, ist nur vorausgeschickt worden. Da du nun den nämlichen Weg gehen mußt, was kann thörichter seyn, als den beweinen, der vorangegangen ist? Beweint Jemand eine Begebenheit, von welcher er wußte, daß sie nothwendig erfolgen müsse? Wer sich beklagt, daß ein Mensch gestorben ist, der beklagt sich, daß er ein Mensch war. Es trifft uns Alle das nämliche Loos; wer geboren ist, der muß auch sterben; der Unterschied ist nur, daß der Eine früher, der Andere später stirbt. Bey dieser Veränderlichkeit und Ungewißheit der menschlichen Schicksale ist uns nichts gewisser als der Tod.

Aber, sprichst du, „es ist mir ein Kind gestorben, an welchem ich Freude zu erleben hoffte!“ Wie gering ist aber der Unterschied zwischen dem Alter eines bejahr-

ten Mannes und eines Kindes! Vergleiche das menschliche Alter mit der Ewigkeit. Du wirst einsehen, wie unbedeutend das ist, was wir wünschen, und was uns eine lange Zeit zu seyn scheint. Und wie viel geht auch von dieser Zeit verloren durch unsere Bekümmernisse, durch Kränklichkeit, durch Furcht, durch die Jahre unsrer zarten Kindheit? Die Hälfte davon wird verschlafen. Wenn du das bedenkst, so wirst du gestehen müssen, daß man bey dem längsten Leben nur sehr wenig gelebt hat.

Du hofftest Freude an deinem Knaben zu erleben; aber wie ungewiß ist diese Hoffnung. Er konnte unter deiner Aufsicht und Leitung bescheiden, verständig, besser, tugendhaft werden; aber (was wohl mit mehrerm Recht zu befürchten ist,) er konnte auch durch böse Beyspiele verführt werden. Betrachte nur jene Jünglinge aus den besten Familien, welche die Verschwendung auf den Kampfplatz hingeworfen hat, die sich wollüstigen Ausschweifungen ergeben, die fast keinen Tag vorbeygehen lassen, ohne sich zu berauschen, oder irgend eine Schandthat zu begehen. Du wirst einsehen, daß mehr befürchtet als gehofft werden konnte.

Indessen ist meine Meynung nicht, daß man bey dem Verlust eines Kindes, oder eines Anverwandten und Freundes ganz unempfindlich seyn, und selbst bey der Leiche die Miene der Fröhlichkeit annehmen soll. Keinesweges. Es ist nicht menschlich, es ist keine Tugend, wenn man die Leichen der Seinigen mit eben den Augen ansehen kann, womit man sie selbst gesehen

hat, ohne bey ihrer Trennung im geringsten bewegt zu werden. Vergeblich würde man in solchen Fällen die Traurigkeit verbieten. Die Thränen fließen, wenn man sie auch zurückhalten will, und geben dem Gemüthe Erleichterung. Wir wollen sie also fließen lassen; aber nicht erzwingen, wie Manche zu thun pflegen, weil es die Gewohnheit so mit sich bringt. Sie seufzen lauter, wenn sie von andern Leuten gehört werden.. Sie schweigen, und sind ruhig, wenn sie allein sind; wenn sie aber Jemand sehen, so fangen sie aufs neue an zu weinen. Dann halten sie die Hände vor das Gesicht; dann wünschen sie sich den Tod, und werfen sich auf den Sofa. Wir begehen hierin, wie in andern Dingen, den Fehler, daß wir uns nach den Beyspielen des großen Haufens richten. Wir verlassen die Natur, und geben uns dem Pöbel hin, der, wie in andern Dingen, so auch hierin höchst unbeständig ist. Sieht er Jemand, der sich bey seiner Trauer zu fassen weiß: so heißt es: er hat keine Liebe zu den Seinigen; er ist ein roher Mensch. Sieht er einen Andern, der an den Leichnam des Verstorbenen hinsinkt, und sich kaum zu fassen weiß, so nennt er ihn einen weibischen und entnervten Schwächling.

Man muß sich in allen Dingen, und auch in solchen Fällen vernünftig betragen. Wenn uns die erste Nachricht von dem Tode einer geliebten Person gebracht wird, so preßt uns die natürliche Nothwendigkeit Thränen aus; wir können uns ihrer nicht enthalten. Aber bisweilen lassen wir unsern Thränen ihren Lauf, wenn wir das Andenken an diejenigen, welche wir verloren haben,

erneuern. Hier vermischt sich Vergnügen mit der Traurigkeit. Wenn wir uns an ihre angenehmen Gespräche, an ihren muntern Umgang, an ihre dienstfertige Liebe erinnern, dann erheitert sich unser Auge wieder. Man hat nicht Ursache die Thränen wegen der Anwesenden zurückzuhalten, oder zu erzwingen. Man muß sich auch hierin der Natur gemäß verhalten.

Wenn du dich an den Tod eines Sohnes erinnerst, der in seinem Knabenalter gestorben ist, so bedenke, daß er ein Mensch war, und daß man sich noch nichts Gewisses von ihm versprechen konnte. Uebrigens rede oft von ihm, und erneuere das Andenken an ihn so oft du kannst. Erinnere dich oft an die kindischen Scherze, die du mit Vergnügen von ihm gehört hast. Stelle dir vor, er hätte deine väterlichen Hoffnungen gewiß erfüllen können. Es verräth kein gutes Gemüth, wenn man die Seinigen vergißt; wenn man zwar bey ihrer Leiche häufige Thränen fließen läßt, aber das Andenken an sie mit ihren Leichen begräbt. So lieben die Vögel und die wilden Thiere ihre Jungen. Ihre Liebe ist heftig, und fast rasend, aber erloschen, so bald sie dieselben verloren haben. Das geziemt keinem verständigen Manne. Er behalte die Verstorbenen stets in gutem Andenken, höre aber auf sie zu betrauren. (Br. 99.)

44) Der Todestag des Tugendhaften ist der Geburtstag zu einem neuen Leben.

Erwarte deinen Todestag ohne Furcht; er ist der Geburtstag zu einem ewigen Leben. Er ist der letzte

für den Leib, nicht für die Seele. Sträube dich nicht, die Bürde deines Körpers abzulegen. Warum klagst, warum weinst du? Weinen war auch dein Erstes, als du das Licht der Welt erblicktest. Damals war dir es zu verzeihen; denn roh und ohne alle Erfahrung warst du nach deiner Geburt. Aus dem warmen Leibe der Mutter gekommen, blies dich eine freyere Luft an, die deinem zarten Körper empfindlich war. Auch die Berührung einer harten Hand verursachte dir eine unangenehme Empfindung, weil du noch zart, und mit allem, was dich umgab, unbekannt warst. Jetzt kann es dich nicht mehr befremden, daß du dich von dem trennen mußt, was ein Theil von dir war. Es ist etwas gewöhnliches. Lege den Körper, den du lange genug bewohnt hast, ruhig ab. Er wird begraben werden; er wird verwesen. Was trauerst du? Warum liebst du deine Hülle, als ob sie dein Eigenthum wäre? Du bist nur damit bedeckt. Es kommt ein Tag, der dich sichtbar machen wird. Dahin schwinge dich schon jetzt, so viel du vermagst, empor. Sey schon jetzt auf etwas höheres und erhabneres bedacht. Einstens werden dir die Geheimnisse der Natur enthüllt werden; diese Finsterniß wird verschwinden, und ein helleres Licht wird dich überall berühren. Stelle dir vor, was das für ein Glanz seyn muß, wenn die Gestirne ihr Licht mit einander vermischen; wenn kein Schatten die Helle unterbrechen wird, wenn alle Gegenden des Himmels in gleichem Grade glänzen werden. Abwechselung des Tages und der Nacht findet nur in der untersten Luft statt. Schon jetzt bewunderst du das Licht, welches du

durch die engen Wege der Augen von Ferne erblickst. Wie wird dir jenes göttliche Licht vorkommen, wenn du es an seiner Stelle wirst gesehen haben? Dieser Gedanke läßt nichts schlechtes und niedriges, nichts grausames in der Seele aufkommen. (Br. 102.)

45) Man soll dem künftigen Schicksal einen getrosten Muth entgegen setzen; und das ist möglich. Beyspiel des Sokrates.

Der einzige Hafen dieses stürmischen und unruhigen Lebens ist, wenn man sich wegen der Zukunft nicht ängstigt, sondern allen Pfeilen des Schicksals einen getrosten Muth entgegensetzt. Und das ist möglich. Selbst diejenigen, die es für unmöglich halten, könnten es thun; aber sie wollen es nicht thun. Denn wem ist es jemals mißlungen, wenn er es versucht hat? Wem ist es nicht, nachdem er einmal einen ernstlichen Anfang gemacht hatte, leichter vorgekommen? Wir wagen es nicht deßwegen nicht, weil es wirklich schwer ist, sondern es ist schwer, weil wir es nicht wagen. Man erinnere sich an das Beyspiel des Sokrates, der noch als Greis so viele Leiden ertragen konnte. Er hatte die Härte des Schicksals in einem hohen Grade erfahren; er blieb aber unüberwindlich, auch bey seiner Armuth, die ihm durch häusliche Leiden, durch seine rohe, unbändige, zänkische Frau, durch unfolgsame, der Mutter ähnliche Kinder noch schwerer gemacht wurde. Zuletzt wurde er unter den härtesten Beschuldigungen zum Tode verurtheilt. Es wurde ihm vor-

geworfen, er sey ein Religionsverächter; er habe die Jugend verführt, die er gegen die Götter, gegen die Obrigkeit und gegen die Republik aufgewiegelt habe. Zuletzt wurde er gefangen gesetzt, und mußte den Giftbecher trinken. Bey dem Allen zeigte er einen so unerschütterlichen Muth, daß er nicht einmal das Gesicht veränderte. Bis an sein Ende hat er den bewundernswürdigen und seltenen Ruhm behauptet: „Niemand hat den Sokrates jemals heiterer oder trauriger gesehen; bey so großer Ungleichheit des Schicksals blieb er sich immer gleich.“ (Br. 104.)

46) Man soll sich den Schickungen Gottes willig überlassen.

Die Natur der Dinge können wir nicht ändern; das aber können wir, daß wir einen getrosten, eines rechtschaffenen Mannes würdigen Muth fassen, zufällige Ereignisse standhaft ertragen, und mit der Natur übereinstimmen. Die Natur erhält aber dieses Reich, welches du siehest, in seiner Ordnung durch Abwechselungen. Auf Nebel folgt ein heiterer Himmel; das Meer wird stürmisch, nachdem es ruhig gewesen war; auf die Nacht folgt der Tag. Durch einander entgegengesetzte Veränderungen wird die Fortdauer der Dinge befördert. Nach diesem Gesetz der Natur müssen wir uns bequemen; diesem müssen wir gehorchen, und dafür halten, daß alles, was geschieht, habe geschehen müssen. Wir dürfen die Natur nicht tadeln. Es ist am besten, daß man leide, was man nicht ändern kann;

und sich den Führungen Gottes, unter dessen Leitung dieß alles geschieht, überlasse. Der ist ein schlechter Soldat, der seinem Anführer seufzend folgt. Wir wollen daher die uns ertheilten Befehle unverdrossen und freudig annehmen, und diese Ordnung des schönsten Werks, dem alle unsre Leiden eingeflochten sind, nicht verlassen. — Das Schicksal soll uns bereit und unverdrossen finden. Das ist eine große Seele, die sich Gott ergeben hat; hingegen ist das eine kleine und ausgeartete Seele, die widerstrebt, von der Weltordnung eine schlimme Meynung hat, und lieber Gott als sich selbst bessern will. (Br. 107.)

47) Die Schönheit und hohe Würde der Tugend.

Wenn wir in die Seele eines rechtschaffenen Mannes hineinschauen könnten, o welch eine schöne, welch eine heilige, welch eine prächtige und freundliche Gestalt würden wir da erblicken! Hier würden Gerechtigkeit, dort Tapferkeit, dort Mäßigung und Klugheit in dem schönsten Glanz erscheinen; außerdem Sparsamkeit, und Enthaltsamkeit, und Freyheit, und Leutseligkeit, und (wer sollte es glauben?) Humanität, welche so selten bey dem Menschen gefunden wird, würden sie mit ihrem Glanz umstrahlen. Dann Vorsichtigkeit, Artigkeit, und die erhabenste Großmuth, Gott! welche Schönheit, welche Würde, welches Ansehen würden sie ihr geben! Jedermann würde gestehen, daß sie eben so liebenswürdig als ehrwürdig sey. Und wenn Jemand

diese Gestalt höher und glänzender gesehen hätte, als sie von Menschen gesehen zu werden pflegt, würde er nicht erstaunt stille stehen, als ob ihm eine Gottheit begegnet wäre, und stillschweigend bitten, daß es ihm nicht schaden möge, sie gesehen zu haben? *) Würde er sie nicht, durch ihre freundlichen Mienen beruhigt, anbeten, sie demüthig anflehen, und um ihren Beystand bitten?

Jedermann würde von Liebe zu ihr entbrennen, wenn wir das Glück hätten sie zu sehen. Denn jetzt verhindern uns viele Dinge daran, und blenden entweder unser Gesicht mit ihrem allzugroßen Glanz, oder verdunkeln dasselbe. Gleichwie aber die Sehekraft unsrer Augen durch Arzneymittel geschärft und gereinigt werden kann: so werden auch wir, wenn wir die Sehekraft unsrer Seele von dem, was ihr hinderlich ist, befreyen wollen, die Tugend sehen können, ob sie gleich mit dem Körper bedeckt ist, wenn sie auch unter Armuth, niedrigem Stande und schlimmem Ruf verborgen ist. Wir werden, sage ich, ihre Schönheit sehen, wenn sie auch von einem schlechten Kleide bedeckt wird. Hingegen werden wir auch das Laster und die Schlechtigkeit eines bösen Gemüths sehen, wenn gleich ein noch so starker Glanz der Reichthümer dasselbe umstrahlt, und das falsche Licht bald der Ehrenstellen, bald großer

*) Im Lateinischen: et ut fas fit vidisse, tacitus precetur? Dieß bezieht sich auf die Meynung der Alten, daß man sterben müsse, wenn man eine Gottheit gesehen habe. Dieß scheint mir der Sinn dieser Worte zu seyn.

Macht den Sehenden blendet. Dann werden wir einsehen können, wie verächtlich die Dinge sind, die wir bewundern, ganz den Knaben ähnlich, für welche jedes Spielwerk einen großen Werth hat. Wohlfeil gekaufte Halsbänder sind ihnen lieber als Eltern und Brüder. Was ist aber für ein Unterschied zwischen uns und ihnen, außer daß wir mit rasender Begierde Gemälde und bunte Bildsäulen um einen theuern Preis kaufen? — Wir bewundern mit dünnem Marmor überzogene Wände, ob wir gleich wissen, was darunter verborgen ist; wir täuschen unsre Augen. Und wenn wir die Decken (unsrer Zimmer) mit Gold überziehen, was anderes geben wir dadurch zu erkennen, als daß wir ein Vergnügen daran finden uns zu belügen? Denn wir wissen, daß unter diesem Golde schlechtes Holz verborgen liegt. Aber nicht nur unsern Wänden und Decken geben wir eine falsche Zierrath, selbst die Glückseligkeit derer, die sich mit ihrem vornehmen Stande brüsten, ist nur vergoldet, (scheinbar). Betrachte sie nur genauer; du wirst sehen, wie viel Schlimmes unter dem dünnen Häutchen des vornehmen Standes verborgen ist. Viele erhebt das Geld zu obrigkeitlichen Würden und Richtern. Seitdem dieses Ehre zu bringen angefangen hat, hat wahre Ehre ihren Werth verloren; und wir sind unter einander Käufer und Verkäufer geworden; wir fragen nicht, wie eine Sache beschaffen sey, sondern wie viel sie koste. Um Lohn sind wir fromm, um Lohn sind wir gottlos. — Die Bewunderung des Goldes und Silbers haben uns unsre Eltern eingeflößt. Die uns in unsrer Kindheit eingeflößte Begierde darnach hat sich

bey uns festgesetzt, und sich mit uns vergrößert. Hierüber ist hernach das ganze Volk, welches sonst so uneinig ist, einig worden: das ehren sie; das wünschen sie den Ihrigen. Endlich ist es mit dem Verfall der Sitten so weit gekommen, daß Armuth für einen Fluch und für eine Schande geachtet wird, den Reichen verächtlich, den Armen verhaßt. Jedermann fragt: ist dieser Mann reich? Niemand, ist er tugendhaft? Man fragt nicht, woher er seinen Reichthum habe, sondern nur was er habe? Endlich hat man das beste Zeitalter das goldene genannt.

Möchten doch die Menschen endlich einmal einsehen, wie sehr sie sich in ihrer Meynung betrügen! Möchten doch diejenigen, die nach Reichthum trachten, mit Reichen und diejenigen, die nach Ehrenstellen trachten, mit Ehrsüchtigen, die die höchste Stufe der Ehre erreicht haben, zu Rathe gehen; sie würden gewiß ihre Wünsche aufgeben. Denn niemals genügt ihnen ihr Glück. Sie verlangen immer mehr, und werden nie ruhig und zufrieden. Werde weise; dann wirst du deine Glückseligkeit in dir selbst finden. (Br. 115.)

48) Wie man am geschwindesten reich werden könne.

Du wünschest zu wissen, wie man am geschwindesten reich werden könne? Ich will dir es sagen; will zeigen, wie man auf einem kurzen Wege die größten Reichthümer erwerben kann. Doch wirst du eines Gläubigers bedürfen; denn wenn man große

Geschäfte machen will, muß man erst Schulden machen. Ich will aber nicht, daß du beym Borgen einen Vermittler zu Hülfe nimmst; keine Unterhändler sollen von dir sprechen. Ich will dir einen Gläubiger empfehlen, der leicht zu haben ist: Borge von dir selbst. So wenig es auch seyn mag, so wird es doch genug seyn, wenn wir es von uns selbst verlangt haben. Denn nichts verlangen und haben ist einerley; man wird sich nicht grämen.

Meine Meynung ist nicht, daß du der Natur etwas versagen sollst; sie ist hartnäckig; sie kann nicht überwunden werden; sie fordert das Ihrige. Was aber die Natur nicht verlangt, das kann man entbehren. Wenn ich hungrig bin; so muß ich essen; ob es gemeines, oder Weitzenbrod ist, das geht die Natur nichts an. Sie will nicht, daß der Magen ergötzt, sondern daß er befriedigt werde. Wenn ich durstig bin, so muß ich trinken; ob ich das Wasser aus dem nächsten Teich, oder aus einem Brunnen geschöpft habe, das ist der Natur gleichgültig. Sie verlangt nur, daß der Durst gestillt werde. Es ist einerley, ob ich aus einem goldenen oder krystallenen Becher, oder aus der hohlen Hand trinke. Siehe nur auf den Zweck aller Dinge, so wirst du das Ueberflüssige nicht verlangen. Wenn mich hungert, so strecke ich die Hand zu dem nächsten aus, was ich haben kann. Der Hunger selbst wird mir empfehlen, was ich ergriffen habe. Der Hungrige verachtet nichts. Der Weise bewirbt sich am eifrigsten um natürliche Reichthümer.

Du täuschest mich, wirst du mir einwenden. Du hast mir Reichthümer versprochen, und nun empfiehlst du mir Armuth. — So hältst du also den für arm, dem nichts mangelt? Ja, wirst du sprechen, das hat er seiner Geduld, nicht aber dem Glücke zu danken. Du hältst also Jenen nicht für reich, weil ihm sein Reichthum nicht genommen werden kann? Willst du lieber viel als genug haben? Wer viel hat, verlangt mehr; und das ist ein Beweis, daß er noch nicht genug hat. Wer genug hat, der hat erreicht, was dem Reichen nie gelingt — seinen Zweck. Oder meynst du, jener Reichthum verdiene diesen Namen nicht, weil noch Niemand um desselben willen in die Acht erklärt worden ist, weil er im Kriege sicher ist, weil er im Frieden nicht wuchert? weil es weder gefährlich ist, ihn zu haben, noch mühsam ihn anzuwenden?

Das Geld hat noch Niemand reich gemacht; es hat im Gegentheil Jeden zu einer desto größern Begierde darnach hingerissen. Was ist aber die Ursache? Wer mehr hat als nöthig ist, der fängt an mehr haben zu können, und nun will er immer mehr haben. Wer sich aber mit dem begnügen läßt, was die Natur verlangt, der fühlt nicht nur die Armuth nicht; er fürchtet sie nicht einmal.

Aber der Reichthum verblendet den großen Haufen, und zieht die Aufmerksamkeit auf sich, wenn viel baares Geld aus dem Hause getragen wird, wenn die Decke der Wohnung mit vielem Golde bestrichen ist, wenn die Familie mit Pracht und Kleidung Aufsehen macht. Die Absicht aller dieser Menschen geht blos dahin, vor dem

Publikum zu glänzen; darin besteht ihre Glückseligkeit; wer sich aber weder um den Beyfall des Pöbels bewirbt, noch seinen Reichthum dem Glücke zu danken hat, ist glückselig in seinem Innern. Was aber diejenigen betrifft, die einer geschäftigen Armuth irriger Weise den Namen des Reichthums beylegen, so haben sie den Reichthum so, wie man zu sagen pflegt, es habe Jemand ein Fieber. Wir sollten im Gegentheil sagen: das Fieber hat ihn. So sollte man auch sagen: der Reichthum hat ihn. Man muß Alles nach den natürlichen Bedürfnissen abmessen, und diese können entweder umsonst, oder um einen wohlfeilen Preiß befriedigt werden. Was liegt daran, auf welchem Tisch, in welchem Silberservice, von welchen Bedienten die Speisen aufgetragen werden? Die Natur verlangt weiter nichts als Speise. Der Hunger ist nicht stolz; wenn er befriedigt ist, so hört er auf, wie lange er aufhören werde, darum bekümmert er sich nicht viel. Damit quält sich vielmehr die unselige Schwelgerey. Sie fragt wie sie auch nach der Sättigung Hunger fühlen könne, nicht wie sie den Magen befriedigen, sondern wie sie ihn überfüllen, wie sie den durch den ersten Trunk gestillten Durst wieder aufreitzen könne. Die Natur hat uns unter andern das Gute verliehen, daß wir die nöthigsten Bedürfnisse ohne Ekel befriedigen können. Der Schöpfer der Welt, dem wir das Leben zu danken haben, hat dafür gesorgt, daß wir gesund seyn können; er will nicht, daß wir weichlich seyn sollen. Alles hiezu nöthige ist vorhanden, und leicht zu haben. Wir wollen daher den Werth dieser großen

Wohlthat erkennen, und sie dankbar benutzen; wollen bedenken, wie gut es für uns ist, daß wir die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens ohne Ekel befriedigen können. (Br. 199.)

49) Unser Leib ist nur die Herberge unsers Geistes. Wider diejenigen, die immer zwischen Gutem und Bösem hin und her wanken.

Wir sollten stets bedenken, daß unser Leib nicht eine Wohnung, sondern eine Herberge unsers Geistes ist, und zwar eine Herberge auf kurze Zeit, die wir einmal verlassen müssen. Eine Seele, die sich ihres höhern Ursprungs bewußt ist, verläßt diese ihre Herberge nicht mit Furcht; denn sie weiß, daß sie wieder dahin gehen wird, woher sie gekommen ist. Sehen wir nicht, wie unbequem uns oft dieser Körper wird? Bald klagen wir über Magenschmerzen, bald über Kopfweh, bald über Engbrüstigkeit; bald sind wir zu vollblütig, bald haben wir zu wenig Blut. Wir sind denen ähnlich, die zur Miethe zu wohnen pflegen. Allein ob wir gleich einen so vielen Veränderungen hinfälligen Leib bekommen haben, so handeln wir dennoch oft so, als ob wir ewig hier bleiben würden; denken immer weit in die Zukunft hinaus, sind mit keinem Gelde, mit keinem Ansehen zufrieden. Kann etwas unverschämteres, etwas thörichters gedacht werden? Eine große Seele, die sich ihrer bessern Natur bewußt ist, bestrebt sich zwar, an dem Posten, woran sie gestellt ist, sich tugendhaft und rechtschaffen zu

verhalten; sie hält aber nichts von dem, womit sie umgeben ist, für ihr Eigenthum, sondern bedient sich desselben wie einer geliehenen Sache, wie ein Fremder, der davon eilt. Wenn wir Jemand kennen, der beständig so denkt und handelt, werden wir ihn nicht für einen Mann von ungewöhnlicher Gemüthsart erkennen? vorausgesetzt, daß er wirklich der große Mann ist, der er zu seyn scheint. Denn nur das Aechte bleibt, das Falsche dauert nicht lange. Manche loben bald den Reichthum, bald die Armuth; sind bald sparsam, bald verschwenderisch. Dieses beständige Hin- und Herwanken, wenn man bald den Schein der Tugend, bald der Lasterliebe annimmt, ist sicheres Merkmal eines bösen Gemüths. Solche Menschen sind sich niemals gleich, nicht einmal sich selbst ähnlich. So sind Viele; beynahe möchte ich sagen Alle. Sich immer gleich bleiben, ist eine schwere Sache. Nur der Weise vermag dieß; die Andern erscheinen bald in dieser, bald in jener Gestalt, stellen bald diese, bald jene Person vor. Wenn man Manchen, den man gestern gesehen hat, heute wieder sieht, könnte man mit Recht fragen: Wer ist der? So groß ist die Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist. (Br. 120.)

50) Verächtliche Denkungsart der Schwelger.

Wer noch halbschlafend im Bette liegt, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, und um Mittage zu wachen anfängt, wer aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag macht, ist ein verächtlicher Mensch. Es giebt Men-

schen, die man Gegenfüßler nennen könnte, weil sie die Sonne niemals weder auf- noch untergehen gesehen haben. Glaubst du, daß diejenigen, die nicht wissen, wann man leben soll, wissen, wie man leben soll? Sind sie nicht freywillig lebendig todt? Wenn sie gleich die ganze Nacht trinken und schmausen, so kann man doch nicht von ihnen sagen, daß sie wohlleben; sie feyern ihr Leichenbegängniß. — Dem Geschäftigen wird kein Tag zu lang. Wir wollen uns das Leben dadurch verlängern, daß wir von der Nacht etwas zum Tage mit hinübernehmen, um desto mehr Gutes thun zu können. Woher kommt denn die Verkehrtheit, daß man den Tag verabscheut, und das ganze Leben in eine Nacht verwandelt? Alle Laster streiten mit der Natur; alle verlassen die gehörige Ordnung. Die Schwelgerey findet Vergnügen an verkehrten Dingen; indem sie die gewöhnliche Ordnung der Natur verläßt, wird sie ihr völlig untreu. — Da heißt es dann: Man darf nicht thun, was das gemeine Volk thut; es ist zu gemein und verächtlich, nach gewöhnlicher Weise zu leben. Wir müssen den hellen Tag verlassen, und uns einen ganz eigenen Morgen schaffen. Solche Menschen sind als Todte zu betrachten. Denn wie wenig sind die, die nur bey Fakkeln und Wachslichtern leben, von einer Leiche, und zwar von einer traurigen Leiche unterschieden? Wir wollen auf dem Wege bleiben, den uns die Natur vorgezeichnet hat, und nicht davon abweichen. Wer ihr folgt, dem wird alles leicht; wer sich ihr entgegensträubt, der lebt nicht anders, als einer, der gegen den Strom rudert. (Br. 122.)

51) Sey mit Wenigem zufrieden.

Es ist sehr nöthig, daß wir uns gewöhnen mit Wenigem zufrieden zu seyn. Denn es können Zeiten und Umstände kommen, wo auch Reiche nicht haben können, was sie wünschen. Niemand kann alles haben, was er will; das aber kann er, daß er nicht wolle, was er nicht haben kann, und daß er das Vorhandene froh gebrauche. — Wie viele Dinge uns entbehrlich sind, das merken wir nicht eher, als wenn sie uns mangeln. Denn wir bedienten uns ihrer nicht, weil wir mußten, sondern weil wir sie hatten. Wie viele Sachen schaffen wir uns aber an, weil sich Andere solche angeschafft haben! Wir werden zu vielen Fehlern dadurch verleitet, daß wir uns nach Beyspielen richten. Wir folgen nicht den Vorschriften der Vernunft, sondern lassen uns von Gewohnheiten dahinreißen. Wenn das nur Wenige thäten, so würden wir ihnen nicht nachahmen; weil es aber Viele und häufiger thun, so folgen wir ihnen nach, als ob es nun besser wäre, und wir ergreifen den Irrthum anstatt der Wahrheit, weil er von der großen Menge angenommen worden ist. Die Mode beherrscht uns. Diesen Fehler müssen wir vermeiden, wenn wir gut und verständig werden wollen. (Br. 123.)

II.

Aus den Büchern vom Zorn.

Heftiger, ausschweifender Zorn *) ist ein äußerst schädliches und abscheuliches Laster. Es ist schon häßlich an sich selbst, denn es entstellt den ganzen Menschen. Daher haben einige weise Männer den Zorn eine kurze Raserey genannt; und das ist er in der That. Denn der Zornige ist seiner eben so wenig mächtig als der Rasende; er setzt allen Wohlstand aus den Augen, achtet keine, auch noch so nahe Verwandtschaft, besteht hartnäckig auf dem, was er einmal unternommen hat, giebt der Vernunft und gutem Rath kein Gehör, und ist unfähig einzusehen, was billig und wahr ist. Betrachte nur die Gestalt und das Benehmen eines Menschen, den der Zorn besessen hat; er ist einem Rasenden ganz ähnlich. Starr und drohend ist sein Blick, wie der Blick des Rasenden; das in der Brust kochende

*) Ich habe anstatt Zorn (im Lateinischen ira) gesetzt: heftiger, ausschweifender Zorn. Die Stoiker verlangten bekanntermaßen, man soll den Zorn, wie jeden andern Affekt ausrotten, nicht bloß mäßigen und beherrschen. Es scheint jedoch hier Alles auf einen Wortstreit hinauszulaufen. Denn Seneka hat eingestanden, wie man selbst aus dieser Abhandlung sehen wird, daß auch die weisesten Männer oft zornig geworden sind.

Blut steigt in das Gesicht, und überzieht es ganz mit Röthe; die Lippen beben, er beißt die Zähne über einander; das Athmen wird schwer; die Glieder zittern; er seufzet, brüllt, spricht abgebrochen und unvernehmlich, schlägt die Hände einmal über das andremal zusammen, stampft mit den Füßen; der ganze Körper ist in unruhiger Bewegung und abscheulich anzusehen. Man weiß nicht, ob man dieses Laster schändlicher oder häßlicher nennen soll. Andere Laster lassen sich doch verbergen; aber der Zorn stellt sich offen dar, und zeigt sich in seiner wahren Gestalt.

Und wie schrecklich sind die Wirkungen, die der Zorn hervorgebracht hat, und täglich hervorbringt! Keine Pest hat dem menschlichen Geschlechte mehr geschadet, als dieses Laster. Es hat nicht nur Städte, sondern auch ganze Länder und Gegenden verwüstet, und ganzen Völkern den Untergang gebracht. Könige und Fürsten haben ihm unterliegen müssen. Der verdientesten und ehrwürdigsten Männer, der nächsten Blutsverwandten hat er nicht geschont. *)

„An sich selbst betrachtet ist zwar der Affekt des Zorns nichts böses; denn er ist nichts anders als ein heftiger Unwille über empfangene Beleidigungen und über böse, unrechtmäßige Handlungen, die von andern Menschen begangen werden, wenn wir auch selbst nicht

*) Die folgende Stelle habe ich eingeschaltet, um vorläufig einem Einwurf zu begegnen, welcher gegen die ganze, sonst vortreffliche Abhandlung Seneka's gemacht werden könnte. Man wird mir diese Freyheit hoffentlich verzeihen.

darunter leiden; ein Affekt, der uns, wie alle natürlichen Triebe von dem weisen Schöpfer selbst eingepflanzt worden ist. Wir sollen dadurch angefeuert werden, zur Verhinderung des Bösen unser Möglichstes beyzutragen. Wenn daher Vorgesetzte, Hausväter, Lehrer und Freunde über Untugenden und Laster einen starken Unwillen empfinden, denselben durch Mienen und Worte auf eine nachdrückliche Weise an den Tag legen, und dabey keine andere, als die rühmliche Absicht haben, die Lasterhaften so viel möglich zu bessern, so handeln sie recht; Gleichgültigkeit in solchen Fällen würde einen großen Mangel an Einsicht, oder an Gefühl für Wahrheit und Tugend verrathen. Eben so wenig ist es unrecht, wenn wir bey offenbaren ungerechten Beleidigungen, die uns zugefügt werden, einen starken Unwillen empfinden, und unsre Ehre zu vertheidigen suchen, wenn wir dabey in den gehörigen Schranken bleiben.

„Aber sündlich, strafbar ist der Zorn, wenn er in Rachsucht und Begierde Andere unglücklich zu machen, ausartet; sich durch Schmähungen, Toben und Wüthen äußert; wenn man zürnt, wo man keine vernünftige Ursache hat zu zürnen, und einen unversöhnlichen Haß auf den wahren oder eingebildeten Beleidiger wirft. Nicht ausrotten sollen wir den Affekt des Zorns, denn das ist nicht möglich; wir sollen ihn aber mäßigen, und durch Vernunft und Religion beherrschen.“

Man muß allerdings bisweilen strafen; das kann und soll aber ohne Zorn, mit Vernunft geschehen, nicht in der Absicht zu schaden, sondern zu heilen. Man muß hierin den Aerzten nachahmen. Wenn der Arzt zuerst

eine unbedeutende Unordnung im Körper des Patienten bemerkt, so läßt er ihn Anfangs nicht viel in seiner bisherigen Lebensweise ändern; er schreibt ihm nur eine gewisse Diät vor, und verlangt, daß er sich im Genuß der Speisen und Getränke mäßigen soll. Diese Mäßigung wird vielleicht helfen. Hilft das nicht, so untersagt er ihm Einiges; und wenn auch das nichts fruchtet, so verbietet er ihm das Essen, und läßt den Patienten fasten. Wenn gelindere Mittel nichts gefruchtet haben, so schlägt er eine Ader; und wenn einige kranke Glieder den ganzen Leib anstecken würden, so lößt er sie ab. Keine Kur ist zu hart, wenn sie heilsame Wirkungen hervorbringt.

So wird auch der Handhaber der Gesetze und der Richter die Gemüther, so lange er kann, mit Worten, und zwar mit gelinden Worten zu überreden suchen, daß sie thun was sie zu thun schuldig sind, das Laster verabscheuen, und den Werth der Tugend erkennen und schätzen. Wo das nicht fruchtet, wird er nachdrücklicher und ernstlicher sprechen, und ihnen Vorwürfe machen, zuletzt wieder zu Strafen, aber zu geringen Strafen fortschreiten. Mit Lebensstrafen wird er nur diejenigen belegen, welche die größten Verbrechen begangen haben. Er wird aber kein Vergnügen an der Strafe irgend eines Menschen finden; er wird nur dadurch Andere von ähnlichen Verbrechen abzuschrecken suchen, damit diejenigen, die in ihrem Leben nicht nützen wollten, wenigstens durch ihren Tod ihren Mitmenschen einigermaßen nützlich werden.

Wir sollen den Zorn mäßigen und beherrschen. Ist das aber möglich? Möglich ist es allerdings;

nur muß man die rechten Mittel anwenden, und diese sind von zweyerley Art, nämlich Mittel, wodurch man verhüten kann, daß man sich nicht leicht erzürne, und Mittel, die man anwenden muß, wenn man wirklich aufgebracht ist, damit man sich im Zorn nicht versündige, so wie wir in Ansehung der Sorge für unsre körperliche Gesundheit andere Mittel gebrauchen, um Krankheiten vorzubauen, und andere, um vorhandene Krankheiten zu vertreiben.

Eines der vornehmsten Verwahrungsmittel gegen den Zorn ist eine gute Erziehung. Hier ist vor allen Dingen auf das Temperament der Kinder Rücksicht zu nehmen. Menschen von einem hitzigen Temperament sind am meisten zum Zorn geneigt, und die Natur kann man nicht ändern, aber verbessern. Man sollte daher Kindern von solchem Temperamente keinen Wein geben, weil die natürliche Hitze dadurch vermehrt wird. Auch sollte man sie mit einer, jedoch nicht zu sehr ermüdenden Arbeit beschäftigen, damit die Wärme zwar vermindert, aber nicht verzehrt werde. Auch Spiele werden nützlich seyn; denn ein mäßiges Vergnügen giebt dem Gemüthe eine freyere Richtung. Schläfrigen Gemüthern wird der Zorn nicht gefährlich; aber bey ihnen sind größere Fehler zu befürchten, übertriebene Furcht, Unentschlossenheit, Verzweiflung und Argwohn.

Solche Gemüther muß man daher sanfte und gelinde behandeln, und sie zur Freude ermuntern; anderer Mittel muß man sich gegen den Zorn, anderer gegen die Traurigkeit bedienen. Hiebey ist aber viele Sorgfalt und Aufmerksamkeit nöthig, damit man weder zu

viel noch zu wenig thue. Läßt man den Kindern zu viele Freyheit, so werden sie stolz; schränkt man sie zu sehr ein, so werden sie niedergeschlagen und muthlos. Durch Lob können sie ermuntert, aber auch zum Uebermuth verleitet werden. Man muß daher die Mittelstraße halten, bald zurückhalten, bald anspornen. Nichts niederträchtiges, nichts sklavisches darf man an ihnen dulden. Man muß ihnen einige Erholung verstatten, aber nie darf man ihnen Müssiggang und Faulheit erlauben, noch sie verhätscheln. Nichts macht Kinder geneigter zum Zorn als eine zärtliche und weichliche Erziehung. Jemehr man einzigen Söhnen nachsieht, und jemehr Freyheit man ihnen läßt, desto mehr wird ihr Gemüth verdorben. Wenn Kindern nie etwas abgeschlagen worden ist, wenn ihnen die zärtliche Mutter die Thränen abgetrocknet hatte, so oft sie von dem Erzieher gestraft worden waren, so werden sie keine Beleidigung vertragen lernen. Man darf ihnen daher nicht schmeicheln; sie müssen immer bescheiden, und gegen Höhere ehrerbietig seyn; nie darf man ihnen geben, was sie mit Ungestüm fordern. Was man ihnen abgeschlagen hatte, wenn sie es mit Weinen erzwingen wollten, das muß man ihnen geben, wenn sie sich ruhig verhalten.

Es ist sehr viel daran gelegen, daß man den Kindern freundliche und sanftmüthige Lehrer und Erzieher gebe. Auf zarte Kinder macht alles, was ihnen am nächsten ist, einen tiefen Eindruck; und daher nehmen sie gemeiniglich die Sitten ihrer Ammen und Erzieher an, und richten sich nach ihrem Beyspiel. Als ein bey

Plato erzogener Knabe, nachdem er wieder zu seinen Eltern gebracht worden war, seinen Vater im Zorn laut aufschreyen hörte, sagte er: etwas solches habe ich bey Plato nicht gehört. Ohne Zweifel würde er seinem Vater früher nachgeahmt haben als dem Plato. Auch muß man sie an geringe Kost gewöhnen, und darf sie nicht kostbarer kleiden, als Andere ihres gleichen. Man muß ihnen alles versagen, was sie zum Stolz verleiten könnte; denn Stolze werden leicht zum Zorn gereitzt, wenn man ihnen nicht die Ehre erzeigt, die sie erwarten. — Solche und andere dergleichen Verwahrungsmittel gegen den Zorn sind bey der Erziehung der Jugend anzuwenden.

Was die Verwahrungsmittel betrifft, die man in reifern Jahren anzuwenden hat, so muß man sich vor allen Dingen bestreben, die Quelle zu verstopfen, aus welcher der Zorn zu entspringen pflegt, und diese ist die Meynung, daß man beleidigt worden sey. Man darf daher nicht leichtgläubig seyn, noch für wirkliche Beleidigung halten, was eine Beleidigung zu seyn scheint. Denn Manches, was wahr zu seyn scheint, ist dennoch nicht wahr. Die Zeit offenbart erst die Wahrheit, und diese muß man abwarten.

Oft werden wir zum Zorn gegen Unschuldige gereitzt, durch bloßen Argwohn, diesen müssen wir also ganz aus unsern Seelen verbannen. Jener hat mich nicht freundlich gegrüßt, mich nicht herzlich geküßt, ein angefangenes Gespräch plötzlich abgebrochen, mich nicht zum Gastmahl eingeladen; daraus macht der Argwohn so-

gleich nachtheilige Schlüsse. Wir müssen gütiger urtheilen. Wir dürfen in dieser Hinsicht nichts glauben, als was in die Augen fällt, und öffentlich am Tage liegt; und so oft wir wahrnehmen, daß wir einen falschen Verdacht auf Jemand geworfen haben, so oft müssen wir unsre Leichtgläubigkeit bestrafen. Denn diese Bestrafung wird die Wirkung hervorbringen, daß wir uns gewöhnen, nicht mehr leichtgläubig zu seyn.

Daraus folgt, daß wir uns auch nicht durch Kleinigkeiten dürfen erbittern lassen. Der Bediente verrichtet seine Geschäfte nicht mit der gehörigen Geschwindigkeit; er hat den Tisch nicht ordentlich gedeckt, oder sonst einen unbedeutenden Fehler begangen. Ueber solche Kleinigkeiten aufgebracht werden, ist Unsinn. Der ist krank, und befindet sich in einem traurigen Gesundheitszustande, dem ein leichtes Lüftchen Frost verursacht. Wenn die Wollust Seele und Körper verdorben hat, so ist dem Menschen alles unerträglich, nicht weil es schwer zu ertragen ist, sondern weil er weichlich ist. Wie ist es möglich, daß mich ein Husten, ein starkes Niesen, oder eine Fliege, die man nicht weggejagt hat, oder ein Hund, der uns begegnet, oder ein Schlüssel, den der Bediente aus der Hand fallen ließ, aufbringen und zum Zorn reitzen kann? Wird ein solcher Mensch wirkliche Beleidigungen verschmerzen?

Oft erzürnen wir uns über Dinge, von welchen wir nicht einmal beleidigt werden konnten. Wir werfen z. B. ein Buch aus der Hand, weil es mit zu kleinen Buchstaben oder fehlerhaft geschrieben ist; wir zerreißen ein Kleid, weil es uns mißfällt. Aber wie ungereimt

ist es, über Dinge zu zürnen, die unsern Zorn nicht verdienen, die nicht einmal Empfindung haben! Aber diejenigen, die dergleichen verfertiget haben, verdienen doch unsern Unwillen? Erstlich erzürnen wir uns oft, ehe wir an den Unterschied zwischen der Sache und den Verfertiger gedacht haben; und dann wird es auch den Verfertigern selbst nicht an Entschuldigungen fehlen. Der Eine konnte es nicht besser machen, als er es gemacht hat, und er hat nicht um deswillen weniger gelernt, weil er dir Verdruß machen wollte; der Andere hatte nicht die Absicht dich zu beleidigen. Endlich, welcher Unsinn ist es, seine gesammelte Galle über Menschen und leblose Dinge ausgießen?

Eben so thöricht ist es, wenn man sich über unvernünftige Thiere erzürnt, indem sie gar nicht die Absicht haben können, uns zu beleidigen. Schaden können sie uns wie ein Schwert, oder ein Stein, aber nicht beleidigen. Auch über Kinder und über Menschen, die nicht viel verständiger sind als Kinder, sich erzürnen, ist ungereimt. Denn ein billiger Richter wird alle von ihnen begangene Fehler ihrem Unverstande zurechnen, und sie damit entschuldigen.

Gute Obrigkeiten, Eltern, Lehrer, Richter wollen uns nicht beleidigen, wenn sie uns tadeln oder strafen; ob es uns gleich wehe thut, wenn wir unschuldig zu seyn glauben. Wenn wir uns die Wahrheit gestehen, und billige Richter seyn wollen, so werden wir bekennen müssen, daß kein Mensch unschuldig ist, wenn er es gleich in einzelnen Fällen ist. Du sprichst: Ich habe nichts Böses begangen; aber du gestehst nur nichts.

Wir werden unwillig, wenn man uns eine Erinnerung gegeben, oder uns gestraft hat, und sündigen zu gleicher Zeit eben dadurch, daß wir bey unsern begangenen Fehlern auch noch stolz und halsstarrig sind. Wer kann sagen, er habe kein einziges Gesetz übertreten? Und wenn es auch wahr wäre, wie eingeschränkt ist eine Unschuld, die nur kein bürgerliches Gesetz übertreten hat! Wie weit größer ist der Umfang der Pflichten, als die Regel des Rechts! Frömmigkeit, Humanität, Freygebigkeit, Gerechtigkeit, Treue und Glauben sind wichtige Pflichten, zu deren Erfüllung viele Anstrengung erfordert wird; aber in den bürgerlichen Gesetzen werden keine Vorschriften hierüber gegeben. Und dennoch haben wir nicht einmal diese vollkommen erfüllt. Wir haben manches, was damit streitet, gethan, gedacht, begünstigt. Wenn wir das bedenken, so werden wir billiger gegen unsre Beleidiger, und nachgiebiger gegen unsre Tadler seyn.

Manche thun uns nicht Unrecht; sie vergelten es nur. Andere beleidigen uns freywillig, andere gezwungen, andere aus Unwissenheit, auch Viele von denen, die uns mit Wissen und Willen beleidigen, thun es nicht in der eigentlichen Absicht uns zu beleidigen. Sie wollen sich nur andern gefällig machen, oder sie haben nicht die Absicht uns zu schaden, sie thun nur Manches, was uns nachtheilig ist, weil es ihr eigner Vortheil und Nutzen erfordert. Wer sich erinnert, wie oft er selbst in einen falscheh Verdacht gekommen, wie oft das Schicksal der Beobachtung seiner Pflichten den Schein einer Beleidigung gegeben, und wie oft er diejenigen,

auf

auf welche er einen Haß geworfen hatte, zu lieben angefangen hat, der wird sich nicht leicht erzürnen; insbesondere, wenn er bey gewissen Handlungen, wodurch er sich beleidigt findet, das stillschweigende Bekenntniß ablegen muß: Solche Fehler habe auch ich begangen. Aber wo wird man einen so billigen Richter finden? — Die Fehler andrer Menschen fallen uns in die Augen; unsre eignen sehen wir nicht. Eine genaue Selbstprüfung wird uns bescheidener machen, wenn wir nämlich uns fragen, ob wir nicht etwas dergleichen, wodurch wir uns beleidigt finden, selbst gethan? ob wir nicht auf eben die Art geirrt haben? ob es nicht gut wäre, wenn wir unsre eignen Fehler mißbilligten und verdammten? Das beste Heilmittel des Zorns ist: Verzug. Verlange Anfangs nicht von ihm, daß er verzeihe, sondern nur, daß er urtheile; er wird aufhören, wenn er wartet. Versuche es auch nicht, ihn ganz zu unterdrücken, die ersten Regungen sind zu stark; er wird ganz besiegt werden, wenn er nach und nach besänftiget wird.

Wir dürfen den Personen, die uns erzählen, was Andre zu unserm Nachtheil sollen gesprochen haben, nicht immer Glauben beymessen. Manche wollen uns hintergehen, Andere sind hintergangen worden. Ein Anderer will sich bey uns einschmeicheln, und erdichtet eine Beleidigung, um uns zu überreden, daß er sich darüber betrübt habe; ein Anderer ist boshaft, sucht innige Freundschaften zu trennen, und findet ein Vergnügen daran, wenn er aus der Ferne zusiehet, wie getrennte Freunde einander necken. — Aber wie kannst du

einen Freund sogleich verdammen, ehe du ihn gehört und gefragt hast, ob auch wahr sey, was man dir von ihm erzählt hat? Willst du ihm zürnen, ehe er erfahren konnte, wer sein Ankläger sey, und was er ihm Schuld gegeben habe? Erst dann, wann du beyde Theile gehört hast, wirst du die Wahrheit erfahren. Vielleicht wird der Angeber nicht mehr sagen, was er dir hinterbracht hat, wenn er es beweisen soll. Er wird sagen: verrathe mich nicht; ich werde nichts gestehen, wenn ich darüber befragt werde. Sonst werde ich dir nichts mehr sagen. Dich hetzt er an, und sich will er dem Kampf und Streit entziehen. Wer dir etwas nicht anders als heimlich sagen will, der sagt dir beynahe nichts. Was ist unbilliger als in Geheim glauben, und öffentlich zürnen?

Bisweilen wird in unsrer Gegenwart etwas gesagt oder gethan, was wir für eine Beleidigung halten könnten. Hier müssen wir die Beschaffenheit und den Willen derer, die es thun, in Betrachtung ziehen. Ist es ein Kind? Man verzeihe seinem Alter; es weiß nicht, daß es einen Fehler begeht. Ist es ein Vater? Entweder hat er uns so viel Gutes erwiesen, daß er auch einmal beleidigen darf, oder vielleicht macht er sich eben dadurch, wodurch wir uns beleidigt finden, um uns verdient. Ist es eine Frauensperson? Sie irrt. Ist es ihm befohlen worden? Wer anders als ein Unbilliger wird über den zürnen, der etwas aus Noth gethan hat? Ist er von dir beleidiget worden? Es geschieht dir nicht Unrecht, wenn du leiden mußt, was du zuerst gethan hast. Ist es ein Richter? Unterwirf dich lieber seinem

Ausspruch als dem deinigen. Ist es ein König? Wenn er dich wegen einer begangenen bösen That bestraft, so unterwirf dich der Gerechtigkeit; bestraft er dich, da du doch unschuldig bist, so unterwirf dich dem Schicksal. Ist es ein unvernünftiges Thier, oder ein Mensch, der nicht viel vernünftiger ist als ein Thier? Du ahmst ihm nach, wenn du dich über ihn erzürnst. Ist es ein rechtschaffener Mann, der dich beleidigt hat? Glaube es nicht. Ist es ein böser Mensch? Wundere dich nicht. Er wird von einem andern bestraft werden, wenn er von dir nicht bestraft wird; und er hat sich schon selbst bestraft, indem er gesündigt hat.

„Aber mit dem Zorn, spricht man, ist doch auch ein Vergnügen verbunden; die Rache ist süß.“ — Nein, sie ist etwas schändliches, und erniedriget den Menschen. Beleidigungen verachten ist Merkmal eines großmüthigen Mannes. Derjenige ist groß und edel, der gleich einem großen Thier das Bellen kleiner Hunde ruhig anhört. Auch müssen wir bedenken, wie rühmlich es für uns ist, wenn wir in dem Rufe einer milden Denkungsart stehen, und wie viele nützliche Freunde Verzeihung begangener Fehler gemacht hat. Wenn es uns schwer wird zu verzeihen, sollten wir uns doch fragen, ob es gut seyn würde, wenn alle Menschen unerbittlich wären? Wie oft bittet der um Verzeihung, der sie Andern versagt hat! Was ist rühmlicher als Zorn mit Freundschaft vertauschen? Zürnt Jemand? Suche ihn mit Wohlthaten zu gewinnen. Wenn wir den, der uns beleidigt hat, wieder beleidigen, so geben wir ihm Gelegenheit zu neuen Beleidigungen, und so werden

wir nie zur Ruhe kommen. Der Zorn schadet denen, die sich von ihm beherrschen lassen selbst am meisten. Viele sind aus Zorn rasend geworden, oder haben sich dadurch empfindliche Krankheiten zugezogen, oder haben sich wohl zu tode geärgert.

Zu den Mitteln, wodurch wir in den Stand gesetzt werden können, dem Zorne theils vorzubauen, theils ihn zu mäßigen und zu beherrschen, gehört zuerst Selbstkenntniß und Aufmerksamkeit auf uns selbst. Wir müssen unsre Krankheit kennen, wissen was dasjenige ist, wodurch wir am leichtesten zum Zorn gereitzt werden. Der Eine ist stolz auf seinen Adel, ein Anderer auf seine Schönheit. Einer will für den Artigsten, der Andere für den Gelehrtesten gehalten seyn. Dieser kann den Stolz, jener eine Schmähung nicht vertragen; dieser hält es nicht der Mühe werth, sich über seine Bedienten zu erzürnen; jener ist in seinem Hause ein Tyrann, und in Gesellschaften sanft. Dieser wird unwillig, wenn man ihn bittet; jener hält es für eine Beschimpfung, wenn man ihn nicht bittet. Du mußt daher deine schwache Seite kennen, um sie zu verwahren und dich nicht bloß zu geben.

Willst du dich vor Zorn bewahren? Sey nicht neugierig. Wer nachforscht, was man zu seinem Nachtheil in Geheim geredet habe, der beunruhigt sich selbst. Es ist oft besser gar nicht zu wissen, was Andere von uns sprechen. Manche üble Nachreden muß man verlachen, andere verzeihen, das meiste in einen Scherz verwandeln. Man sagt von dem Sokrates, da

ihm einst ein Backenstreich gegeben worden, er habe weiter nichts erwiedert, als die Worte: es sey doch unangenehm, daß die Menschen nicht wüßten, wann sie mit einem Helm ausgehen sollten. Es kommt nicht darauf an, wie man beleidigt worden, sondern wie man die Beleidigung vertragen habe.

Aber wenn wir nun bereits wider unsern Willen in Zorn gerathen sind; wie haben wir uns da zu verhalten? Wenn wir auch die ersten Aufwallungen des Zorns nicht verhindern können, so können wir doch die Ausbrüche desselben verhindern. Wir können an uns halten. Wir können es uns zum unverbrüchlichen Gesetz machen, in der ersten Hitze nichts weder zu sagen noch zu thun, und das sollen wir. Nicht bloß am folgenden Tag, sondern in der folgenden Stunde wird sich der Zorn vermindern. Wir werden uns besinnen, urtheilen, untersuchen, ob es der Mühe werth war, oder ob wir gerechte Ursache hatten zu zürnen? Einst hatte sich Plato über seinen Sklaven so erzürnt, daß er in der ersten Hitze sich nicht enthalten konnte, ihn mit eigner Hand zu züchtigen. Er hatte die Hand schon aufgehoben; aber in dem Augenblick besann er sich, daß er zornig war, und hielt inne. Ein Freund kam dazu, sah, wie er die Hand noch aufgehoben hatte, und fragte ihn, was er da mache? Ich strafe, antwortete er, einen zornigen Mann. Er vergaß den Sklaven, und züchtigte sich selbst. Komm, sprach er zu einem Andern, und züchtige mir diesen Sklaven; denn ich bin zornig; ich würde ihn härter strafen, als er es verdient.

Der Sklave soll nicht in der Gewalt desjenigen seyn, der seiner selbst nicht mächtig ist.

Das wird uns zwar schwer ankommen; aber wir müssen uns anstrengen, uns selbst beherrschen. Es war ein Zeichen, daß Sokrates zornig war, wenn er leise und wenig sprach. Man merkte, daß er mit sich selbst kämpfte. Seine Freunde gaben ihm deshalb Verweise, und es war ihm nicht unangenehm, daß man ihm wegen seines geheimen Zorns Vorwürfe machte. Warum hätte er sich nicht freuen sollen, daß zwar Viele seinen Zorn bemerkten, aber Niemand ihn fühlte? Es würden ihn aber Andere gefühlt haben, wenn er seinen Freunden nicht die Erlaubniß gegeben hätte, ihm Verweise zu geben, so wie er sich die nämliche Freyheit gegen seine Freunde herausgenommen hatte. Sollten wir nicht das Nämliche thun? Wir wollen jeden unsrer besten Freunde bitten, daß er sich seiner Freyheit gegen uns alsdann am meisten bediene, wenn wir sie am wenigsten vertragen können, und unsern Zorn nicht billige.

Wenn es auch nicht immer möglich ist, die ersten Anfälle des Zorns zu verhüten, so können wir ihn doch mäßigen; wir können uns auch von Gegenbeleidigungen enthalten. Es ist weit besser, den Beleidiger bessern, oder besänftigen, als uns an ihm rächen. Die Rache nimmt uns viele Zeit weg; sie setzt sich vielen Beleidigungen aus, indem nur eine schmerzt. Wir alle zürnen länger als wir beleidiget werden; wie viel besser wäre es, wenn wir das Gegentheil thäten, anstatt daß wir Fehler mit Fehlern häufen? — Du zürnst

bald über diesen, bald über jenen, bald über deine Eltern, bald über deine Kinder, bald über deine Hausgenossen, bald über einen deiner Mitbürger. Unglücklicher! O wie viel schöne Zeit verdirbst du in einer so bösen Sache. Wie viel besser wäre es, dir Freunde zu erwerben, Feinde zu besänftigen, dein Hauswesen zu besorgen, als darauf zu denken, wie du einem andern schaden könntest, insbesondere, da du dieß Letztere ohne Kampf und Gefahr nicht thun kannst, gesetzt auch, daß du es mit einem Menschen von geringerm Stande zu thun hättest! Bald kann der Schmerz, bald ein Zufall den Schwächsten dem Stärksten gleich machen. Nichts ist von Natur so schwach, daß es ohne alle Gefahr des Zerstörenden zerstört werden könnte.

Um unsern Zorn zu beherrschen, und uns vor Rachsucht zu bewahren, wird es sehr nützlich seyn, daß wir bedenken, wie viele Fehler wir selbst noch an uns haben, und uns an jedem Abend selbst zur Rechenschaft fordern. Dieß pflegte der Weltweise Sextius zu thun. Am Ende des Tags, ehe er sich zur Ruhe begab, fragte er sich: Hast du heute eines von den Uebeln deiner Seele geheilt? Welchen Fehlern hast du widerstanden? In wie ferne bist du besser geworden? Der Zorn wird aufhören, und wird gemäßigter werden, wenn er weiß, daß er täglich vor seinem Richter erscheinen muß. Was ist also schöner als die Gewohnheit, täglich zu untersuchen, wie man den Tag zugebracht habe? Wie sanft und ruhig kann man schlafen, wenn das Gemüth nach einer genauen Selbstprüfung gelobt oder erinnert worden ist, und als ein geheimer Beobachter und Richter das

Urtheil über seine Sitten ausgesprochen hat! Ich bediene mich dieser Erlaubniß, und ziehe mich täglich zur Verantwortung. Wenn des Abends das Licht hinweggetragen worden ist, und meine Frau, die meine Gewohnheit weiß, geschwiegen hat, da forsche ich, was ich den ganzen Tag über gethan und geredet habe. Ich verberge mir nichts; denn warum sollte ich meine Verirrungen fürchten, da ich sagen kann: Thue das nicht mehr; dießmal verzeihe ich dir. Bey jener Unterredung hast du zu heftig gesprochen; laß dich in Zukunft mit unwissenden Menschen in keinen Streit ein. Wer nie gelernt hat, der will nicht lernen. Jenem hast du die Wahrheit mit zu derben Worten gesagt; du hast ihn daher nicht gebessert, sondern beleidigt. Künftighin prüfe, nicht nur, ob das wahr sey, was du sagst, sondern auch ob derjenige, dem du es sagst, die Wahrheit vertragen könne.

Endlich wird auch die oft wiederholte Erinnerung an den Tod ein kräftiges Mittel seyn, den Zorn zu beherrschen. Jeder sage zu sich selbst: Was nützt es, daß wir, eben als ob wir ewig auf Erden leben würden, einmal über das anderemal zürnen, und die so kurze Lebenszeit verschwenden? Was nützt es, die Tage, die wir zu einem erlaubten Vergnügen anwenden könnten, zum Kummer und zur Qual eines Andern zu verrücken? Warum eilen wir in den Streit? Warum fordern wir einander zu Kämpfen auf? Warum wollen wir, unsrer Schwachheit uneingedenk, den unversöhnlichen Haß und die Feindschaft unsrer Nebenmenschen auf uns laden? Bald wird ein Fieber oder eine andere

körperliche Krankheit uns verhindern, unsre Feindseligkeiten fortzusetzen. Bald wird der dazwischen kommende Tod das erbittertste Paar trennen. Warum willst du nicht lieber das kurze Leben dir und Andern angenehm, dich, so lange du lebst, Jedermann liebenswürdig machen? Dich nicht so verhalten, daß man deiner nach deinem Tode mit Ehren gedenken kann? Wir wollen doch die kurze Zeit, die wir noch zu leben haben, ruhig und friedlich zubringen. Oft macht eine in der Nachbarschaft entstandene Feuersbrunst dem Zank streitsüchtiger Menschen ein Ende; und die Dazwischenkunft eines wilden Thiers reißt den Straßenräuber und den Wanderer von einander. Man hat keine Zeit mit geringern Uebeln zu kämpfen, wenn größere drohen. Warum wollen wir streiten, und einander hinterlistig nachstellen? Wünschest du deinem Feinde mehr als den Tod? Er wird auch ohne dich sterben. Du giebst dir vergebliche Mühe, du willst bewirken, was ohnehin geschehen wird. Nein, sprichst du, ich will ihn nicht ermorden; nur beschimpfen will ich ihn, nur schaden will ich ihm. Allein ich verzeihe lieber dem, der seinem Feinde eine Wunde, als dem, der ihm ein hitziges Geschwür anwünscht. Denn ein solcher verräth nicht nur ein böses, sondern auch ein niederträchtiges Gemüth. Du magst dir nun die härtesten oder geringern Strafen denken, wie eine kleine Zeit wird jener durch seine Bestrafung gequält, oder wie kurz ist deine boshafte Freude über die Strafe eines Andern? — So lange wir unter Menschen sind, wollen wir die Menschheit ehren; wir wollen Keinem furchtbar noch gefährlich seyn. Schä-

den, Beleidigungen, Schmähungen, Neckereyen wollen wir verachten, und kurze Uebel großmüthig ertragen. Indem wir zurücksehen, und wie man zu sagen pflegt, uns umwenden, wird uns schon der Tod übereilen.

III.

Von der Vorsehung.

Wer sich von der Gewißheit einer Alles regierenden Vorsehung überzeugen will, der darf nur die Natur mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachten. Ein so großes Werk, wie die Welt ist, kann unmöglich ohne einen Aufseher und Regierer in seiner Ordnung erhalten werden. Betrachte nur die unzählige Menge der Gestirne am Himmel von der verschiedensten Größe. Sie haben seit Jahrtausenden ihren ordentlichen Lauf behalten, und Keiner hat den Andern in seiner Bahn gestört. Würde nicht bisweilen einer an den andern angestoßen seyn, wenn sie dem bloßen Zufall überlassen wären? Betrachte die Erde mit ihren unzähligen, leblosen und lebenden, vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen, und die täglichen Veränderungen, die auf derselben vorgehen. Alle diese Veränderungen erfolgen nach einer gewissen Ordnung, und werden so geleitet und eingeschränkt, daß gewisse Zwecke und Absichten dadurch erreicht werden. Kann aber eine ordentliche, zweckmäßige Einrichtung das Werk des Zufalls seyn? Muß sie nicht von einem verständigen Wesen veranstaltet werden? Dergleichen zweckmäßige Einrichtungen entdecken wir allenthalben. Regen und Sonnenschein, warme und

kalte Witterung, Erdbeben, Sturmwinde, Ueberschwemmungen, und die fürchterlichsten Ereignisse müssen zur Erhaltung, zur Ernährung und zum Wohl der Lebendigen das Ihrige beytragen. Aus allen scheinbaren Unordnungen geht immer wieder Ordnung, aus Zerstörungen neues Leben hervor. Bey allen den Verwüstungen, welche einzelne Theile und Gegenden des Erbodens durch fürchterliche Naturbegebenheiten, und durch Wuth und Bosheit der Menschen erlitten haben, und noch immer leiden, ist er doch immer ein bequemer Wohnplatz für alle Arten lebendiger Geschöpfe geblieben, und ist es noch bis diese Stunde. Erdbeben, Stürme, Ungewitter und verheerende Kriege dürfen nicht immerfort wüthen; es wird ihnen zu rechter Zeit ein Ziel gesetzt, und dann müssen sie in ihren Folgen ersprießlich seyn. Die Natur behält stets ihren Reichthum, und nie fehlt es an den nöthigen Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere, wenn nicht Menschen selbst durch Habsucht, Geitz und Wucher Mangel verursachen. Würde dieß alles möglich seyn, wenn nicht diese und andere dergleichen Veränderungen von einem höchstweisen und gütigen Wesen zum Wohl des Ganzen und aller einzelnen Geschöpfe geleitet würden?

Doch, ich will dieß jetzt nicht weiter ausführen; denn du zweifelst nicht an der Vorsehung; du beklagst dich nur über sie. Du fragst nämlich: Wenn eine Vorsehung ist, ohne deren Wissen, Zulassung und Willen nichts in der Welt geschehen kann, wie kommt es denn, daß oft die besten und edelsten Menschen so vielen Leiden und Widerwärtigkeiten unterworfen sind? Ich will dich

daher mit der Gottheit, welche gegen gute Menschen nicht anders als höchstgütig gesinnt seyn kann, aussöhnen. Denn es wäre gegen die Natur, wenn der Gute dem Guten schaden könnte. Durch die Tugend wird aber zwischen Gott und tugendhaften Männern Freundschaft gestiftet. Was sage ich Freundschaft? auch Verwandtschaft und Aehnlichkeit. Denn der Tugendhafte ist ein Schüler, ein Nacheiferer Gottes, und sein wirklicher Sohn. Jener erhabene Vater fordert aber eine strenge Tugend, und darum giebt er Jedem seiner Lieblinge, so wie strenge Väter zu thun pflegen, eine harte Erziehung. Er hält ihn nicht zärtlich; er prüft ihn, härtet ihn ab, und bereitet ihn zu großen Dingen vor.

Du fragst, warum guten, tugendhaften Männern so viel Böses widerfährt? Dem Guten kann nichts Böses widerfahren. Entgegengesetzte Dinge lassen sich nicht mit einander vermischen. Gleichwie so viele Flüsse, so viele Platzregen, so viele Wasser der Gesundbrunnen den Geschmack des Seewassers nicht verändern, ja nicht einmal vermindern; so kann die Gewalt äußerlicher Dinge den Muth des tapfern Mannes nicht verändern. Er steht fest, und Allem, was sich zutragen mag, giebt er seine Farbe. Denn er ist mächtiger als alle Außendinge. Ich sage nicht, daß er sie nicht fühle; aber er überwindet sie, und so ruhig und sanft er sonst ist, so zeigt er doch einen hohen Muth gegen alles was gegen ihn anläuft. Alle Widerwärtigkeiten hält er für Uebungen. Welcher rechtschaffene Mann fühlt nicht einen starken Trieb zur Arbeit? ist nicht bereitwillig Pflichten zu erfüllen, die mit Gefahr verbunden sind? Welchem

Fleißigen ist nicht Langeweile eine Strafe? Die Tapferkeit des Kriegers erschlafft, wenn er mit keinem Gegner zu kämpfen hat. Dann erst zeigt er, was er vermag und ausrichten kann, wenn er Gelegenheit findet, Muth, beharrliche Standhaftigkeit zu beweisen. So verhält es sich auch mit tugendhaften Menschen. Alsdann erst können sie beweisen, was sie vermögen, wenn sie mit Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen haben, wenn sie vor keiner Gefahr erschrecken, sich nie über das Schicksal beklagen, mit allem was sich zuträgt, zufrieden sind, und einen nützlichen Gebrauch davon machen. Es kommt nicht darauf an, was, sondern wie man es erträgt. Gott ist gegen tugendhafte Männer väterlich gesinnt, und seine Liebe gegen sie ist groß. Durch Arbeiten, spricht er, durch Schmerzen und Ungemach will ich sie üben, damit sie recht stark werden.

Die harten Schicksale, die ihnen begegnen, dienen zu ihrem Besten. Wie, sprichst du, in Armuth gerathen, Weib und Kinder begraben lassen, geschmäht werden, krank seyn, das soll für sie etwas Gutes seyn? Wenn du dich wunderst, daß etwas dergleichen gut für sie seyn könne, so wirst du dich auch wundern, daß manche Kranke durch Hunger und Durst und bittere Arzneyen kurirt werden. Wenn du aber bedenkst, daß Manchen Beine abgenommen, Adern geöffnet, Glieder abgelößt werden, welche ohne das Absterben des ganzen Körpers nicht daran bleiben durften, so wirst du mir auch einräumen, daß manche Uebel gut für diejenigen seyn können, welchen sie begegnen. Niemand scheint unglückseliger zu seyn, als ein Mann, dem nie etwas

Widriges zugestoßen ist; denn er hat keine Gelegenheit gehabt, seine Kräfte zu prüfen. Du glaubst ein großer Mann zu seyn; aber wie kann ich wissen, daß du es wirklich bist, wenn dich das Schicksal noch nicht veranlaßt hat, Beweise deiner Tugend zu geben? Ich halte dich für elend, weil du niemals unglücklich gewesen bist, und dein Leben ohne Gegner zugebracht hast. Niemand kann wissen, was du vermagst; nicht einmal du selbst kannst es wissen. Denn um sich selbst kennen zu lernen, muß man Proben abgelegt haben; ohne Versuche kann Niemand erfahren was er vermag. Wie kann ich wissen, wie du dich in dürftigen Umständen verhalten würdest, wenn du immer reich gewesen bist? Wie kann ich wissen, ob du Schmähungen, üble Nachreden, Haß und Feindschaft standhaft ertragen kannst, wenn du unter lauter Lob und Beyfall alt geworden bist? Wie kann ich wissen, wie gelassen du den Tod deiner Kinder ertragen würdest, wenn du sie noch alle am Leben siehst? Unglück giebt Gelegenheit zur Ausübung der Tugend.

Hiezu kommt, daß jeder Rechtschaffne auch für andere kämpft und arbeitet. Gott und der Weise haben die nämliche Absicht. Sie wollen zeigen, daß die Dinge, wornach der große Haufe trachtet, und die er fürchtet, an sich weder gut noch böse sind, und daß es auf den Gebrauch ankommt, den man von Reichthum, Ehre und äußerlichen Vorzügen macht. „Es ist aber doch unbillig, sagt man, daß der Tugendhafte krank ist, oder erschossen wird, oder in Gefangenschaft geräth, da indessen schlechte Menschen mit unverletztem Körper, frey herumgehen und gute

Tage haben.“ Was weiter? So wirst du auch fragen: Ist es nicht unbillig, daß tapfere Männer die Waffen ergreifen, im Lager übernachten, und mit verbundenen Wunden vor dem Wall stehen, da indessen die Leute in der Stadt sicher sind, und sich ihren unkeuschen Lüsten überlassen? Der Senat ist oft den ganzen Tag über beschäftigt, da indessen jeder schlechte Mensch entweder auf dem Felde spazieren geht, oder in der Schenke sitzt, oder seine Zeit in einer Gesellschaft zubringt. So verhält es sich auch in dieser großen Republik. Rechtschaffne Männer müssen sich immer mit wichtigen Arbeiten beschäftigen, immer mit Noth und Ungemach kämpfen, und sie thun es willig. Sie werden nicht von dem Schicksal fortgeschleppt, sie folgen ihm mit gleichen Schritten. Gott, spricht der Weise, willst du mir meine Kinder nehmen? Ich habe sie dir erzogen. Willst du einen Theil meines Körpers? Nimm ihn hin. Willst du ihn ganz? Augenblicklich werde ich ihn verlassen. Willst du meinen Geist? Warum nicht? Ich will nicht zaudern, dir wieder zu geben, was du mir gegeben hast. Gerne will ich dir geben, was du von mir verlangst. Ich werde nicht gezwungen; ich thue nichts wider meinen Willen. Ich gehorche Gott nicht wie ein Sklav, sondern ich stimme mit ihm überein, um so mehr, da ich weiß, daß alles nach einem bestimmten, ewig geltenden Gesetz erfolgt. Es ist schon längst bestimmt, wie oft ich mich freuen, wie oft ich weinen soll. So verschieden die Schicksale der Menschen zu seyn scheinen, so endigen sie sich doch zuletzt

auf

auf gleiche Weise. Wir verlassen Alles was vergänglich ist, und sterben. Was zürnen wir also? Was klagen wir? Dazu sind wir bestimmt. Die Körper gehören der Natur; sie mag sich ihrer nach ihrem Gutdünken bedienen. Wir wollen freudig und herzhaft bey allem, was uns begegnet, bedenken, daß wir von dem, was unser wahres Eigenthum ist, nichts verlieren. Wegen des nothwendigen Zusammenhangs der Dinge kann Gott den Tugendhaften nicht mit allen Uebeln und Widerwärtigkeiten verschonen. Er müßte die Ordnung der Natur aufheben; und das wäre seiner Weisheit ganz entgegen.

Tugendhafte müssen oft harte Schicksale erdulden, damit sie auch andere Menschen dergleichen erdulden lehren. Sie sind dazu geboren, ihnen ein Muster zu geben, wornach sie sich bilden sollen. Stellt euch vor, als ob Gott sagte: Was berechtiget euch über mich zu klagen? Ich habe euch das Beste, Wohlgefallen am Guten gegeben. Jene haben Gold und Silber; aber in ihrem Innern ist nichts Gutes. Ihr haltet sie für glückselig; wenn ihr aber in das Verborgene ihrer Herzen sehen könntet, so würdet ihr wahrnehmen, daß sie elend, unrein, häßlich, ihren Wänden ähnlich, nur äußerlich geschmückt sind. Sie haben sich keiner beständigen und ächten Glückseligkeit zu erfreuen. Euch habe ich wahre und bleibende Güter gegeben; jemehr ihr sie von allen Seiten betrachtet, desto größer und wichtiger werden sie euch erscheinen. Ich habe euch erlaubt zu verachten, was Andere fürchten, böse Begierden zu verabscheuen. Ihr glänzet nicht von Außen; eure

Güter sind gegen das Innere zu gekehrt. Des Glücks nicht bedürfen ist eure Glückseligkeit. Weil ich euch manchen traurigen und harten Schicksalen nicht entziehen konnte, habe ich eure Seelen gegen Alles bewaffnet. Verachtet die Armuth; Niemand lebt so arm als er geboren ist. Verachtet den Schmerz; er wird bald aufhören, oder den Tod herbeyführen. Verachtet das Schicksal; ich habe ihm keinen Pfeil gegeben, womit er eure Seele verwunden kann. Verachtet den Tod; er führt euch in ein besseres Leben.

IV.

Von der Kürze des menschlichen Lebens.

Die meisten Menschen klagen über die Kürze des menschlichen Lebens, daß es so schnell dahin eile, und daß die Meisten, mit Ausnahme Weniger, das Leben verlassen müssen, ehe sie sich zum Leben vorbereitet haben. Nicht nur der große unverständige Haufe beseufzet dieses vermeynte allgemeine Uebel; auch berühmte Männer haben diese Klage geführt. Daher sagte der berühmteste unter den alten Aerzten: Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang. Allein es ist uns keine kurze Zeit zugemessen, sondern wir verderben viele Zeit. Das Leben ist lange genug, und wir könnten wichtige Geschäfte während desselben vollenden, wenn wir es recht anwenden wollten. Wenn es aber unter Zerstreuungen, Schwelgerey und Ueppigkeit dahinfließt, wenn es zu keinem nützlichen Geschäfte angewendet wird, so merken wir erst durch die äußerste Noth gedrungen, daß es vorbey ist. So ist es. Wir haben kein kurzes Leben empfangen, wir haben es dazu gemacht. Wir sind nicht arm daran, sondern wir gehen verschwenderisch damit um. Gleichwie große und königliche Reichthümer, wenn sie einem schlechten Herrn anheimfallen, in kurzer Zeit verschwendet werden, mit-

telmäßige hingegen, wenn sie einem guten Hauswirth übergeben werden, durch den guten Gebrauch derselben zunehmen; so wird auch unser Lebensalter dem, der es gut einrichtet, gleichsam verlängert.

Was beklagen wir uns über die Natur? Sie hat sich gütig gegen uns bewiesen. Das Leben ist lang, wenn man es zu gebrauchen weiß. Das geschieht aber selten. Den Einen beherrscht unersättlicher Geitz; ein Anderer wendet den mühsamsten Fleiß auf überflüssige, unnütze Arbeiten; ein Anderer ist der Trunkenheit ergeben; ein Anderer ist faul und träge; einen Andern macht sein von fremden Urtheilen abhangender Ehrgeitz verdrossen und unthätig. Die Meisten sind leichtsinnig, haben kein gewisses Ziel, wonach sie streben, unternehmen bald dieß, bald jenes, und werden nie einig mit sich selbst. Von ihren Lastern gefesselt, und an ihre Begierden geheftet, können sie sich nie entschließen, sich um Wahrheit zu bekümmern. Sie können nie zu sich selbst kommen; und wenn auch bisweilen zufälliger Weise äußerliche Ruhe eintritt, so wird doch ihr Inneres wie von Meereswellen hin und her getrieben, und ihre Begierden lassen ihnen keine Ruhe.

Wie viele Zeit wird nicht mit unnöthigen Besuchen und Gegenbesuchen, mit beständigem Herumtreiben in Gesellschaften, mit Spielen, mit Theilnahme an fremden Händeln, wozu man keinen Beruf hat, verdorben! Welch eine Verblendung! Niemand läßt sich seine Landgüter von einem Andern wegnehmen; wenn nur ein Streit, wegen der Gränzen entsteht,

so nimmt man seine Zuflucht zu den gewaltsamsten Mitteln, um sein Recht zu vertheidigen; aber seine Zeit läßt man sich von Andern wegnehmen, ja man macht sie so gar freywillig zu künftigen Besitzern derselben. Niemand will sein Geld mit Andern theilen; aber mit vielen Menschen theilen manche ihre Lebenszeit. Sie sind eifrig darauf bedacht ihr Erbgut zu erhalten; so bald es aber auf Zeitverlust ankommt, da sind sie äußerst verschwenderisch mit dem, womit geitzig zu seyn die größte Ehre bringt. Du hast vielleicht die höchste Stufe des menschlichen Alters erreicht; du bist hundert und mehrere Jahre alt geworden. Wohlan, berechne nun dein Alter. Sage wie viele Zeit dir die Zänkereyen mit deiner Frau, die Verdrießlichkeiten mit deinen Dienstboten, die Höflichkeitsbesuche weggenommen haben. Rechne dazu die Krankheiten, die wir uns selbst zugezogen haben, die Anschaffung solcher Dinge, von welchen man keinen Gebrauch macht; du wirst einsehen, daß du weniger Jahre hast als du zählst. Erinnere dich, wie selten du deine Tage so zugebracht hast, wie du dir vorgenommen hattest, wie selten du dir gleich geblieben bist, wie viel Gutes du unterlassen hast, was du in so langer Zeit hättest thun können, wie viele Menschen dir deine Lebenszeit geraubt haben, ohne daß du deinen Verlust gefühlt hättest; wie viele Zeit dir vergeblicher Kummer, thörichte Freude, ausschweifende Begierde, schmeichelhafter Umgang weggenommen haben; dann wirst du einsehen, wie wenig dir von dem, was dir zugehörte, übrig geblieben ist, und daß du zu frühzeitig stirbst.

Woher kommt das? Ihr lebet nicht anders, als ob ihr ewig auf Erden leben würdet; aber nie erinnert ihr euch an eure Sterblichkeit. Ihr werdet nicht gewahr, wie viele Zeit schon verflossen ist; ihr verschwendet sie, als ob sie noch ganz und im Ueberfluß vorhanden wäre, da indessen eben derselbe Tag, den ihr einem Menschen, oder einer Sache geschenkt habt, euer letzter ist. Alles was ihr habt, besitzt ihr als Sterbliche, gleichsam nur auf Tage und Stunden, müßt es bald verlieren oder verlassen, und gleichwohl wünscht ihr es mit einer solchen Begierde, und trachtet darnach mit einem so großen Eifer, als ob ihr es gleich Unsterblichen ewig besitzen würdet. Manche sprechen: Nach meinem funfzigsten Jahr will ich mich in den Ruhestand versetzen; das sechzigste Jahr wird mich von zerstreuenden Geschäften frey lassen. Und wer ist dir denn Bürge für ein längeres Leben? Wer wird denn das so gehen lassen, wie du es angeordnet hast? Schämst du dich nicht, die Hefen deines Alters für dich aufzubewahren, und bloß die Zeit zu deiner Besserung zu bestimmen, welche zu nichts anderm angewendet werden kann? Wie viel zu spät ist es doch, alsdann erst anfangen zu leben, wenn man aufhören muß zu leben! Welch ein thörichtes Vergessen der Sterblichkeit, wenn man vernünftige Ueberlegungen bis in sein funfzigstes oder sechzigstes Jahr verschieben, und das Leben von da anfangen will, wohin es Wenige gebracht haben?

Unter allen denen, die ihr Leben unnütz verschwenden, sind Wollüstlinge, dem Trunk und der Völlerey

ergebene, die schändlichsten. Denn Niemand beschäftiget sich auf eine schändlichere Art. Andere, wenn sie auch an dem Trugbild des Ruhms ihr Vergnügen finden, irren doch auf eine Art, die einen guten Schein hat. Geitzige, Streitsüchtige, Unversöhnliche sündigen doch als Männer; aber das Laster der Verschwender und Wollüstlinge ist äußerst verächtlich. Sie beschäftigen sich mit lauter Kleinigkeiten und nichtswürdigen Dingen, bringen ihr Leben in beständigen Zerstreuungen zu, und sind zu ernsthaften Arbeiten und Geschäften unfähig. Ein Mensch, der in beständigen Zerstreuungen lebt, vermag nichts weniger als zu leben. Nichts ist schwerer als diese Wissenschaft.

Manche Gelehrte glauben schon in ihrer Jugend die Kunst zu leben so gut begriffen zu haben, daß sie auch die Regel geben könnten: Man muß in seinem ganzen Leben lernen, wie man leben soll; und worüber man sich vielleicht noch mehr wundern möchte: Man muß in seinem ganzen Leben lernen wie man sterben soll. So viele große Männer, die alle Hindernisse beseitigt, Reichthümern, Aemtern und Vergnügungen entsagt hatten, haben sich einzig und allein bis in ihr höchstes Alter angelegen seyn lassen zu lernen, wie man leben soll, und doch haben Viele unter ihnen gestanden, daß sie es noch nicht wüßten, und sind so gestorben. Vielweniger werden es jene wissen, die in beständigen Zerstreuungen leben. Nur ein großer, über alle menschliche Irrthümer erhabene Mann kann es so weit bringen, daß er sich nichts von seiner Zeit nehmen läßt. Daher ist das Leben desjenigen

das längste, der ihr die ganze Dauer desselben gewidmet hat. Denn als ein äußerst sparsamer Verwalter seiner Zeit findet er nichts, was er für würdig hält, mit derselben zu vertauschen. Niemand ist bloß um deswillen alt zu nennen, weil er graue Haare und Runzeln hat. Wenn er seine Zeit nicht gut angewendet hat, so hat er nicht lange gelebt; er hat nur lange existirt.

Unser Leben wird in drey Zeiten eingetheilt, in die gegenwärtige, vergangene und zukünftige. Die gegenwärtige ist kurz, die künftige ungewiß, die vergangene gewiß. Denn über diese hat das Schicksal ihr Recht verloren; sie kann auf keine Weise zurück gerufen werden; und diese ist für geschäftige Müssiggänger verloren; denn sie erinnern sich höchst ungerne an die Zeit, die sie schlecht zugebracht haben, und können sich nie entschließen, ernstlich darüber nachzudenken. Nur derjenige, der sein Leben unter einer strengen Selbstprüfung zugebracht, und unaufhörlich an seiner Besserung gearbeitet hat, erinnert sich gerne an das Vergangene. Dieß ist der heilige und Gott geweihte Theil unsrer Zeit, der über alle menschliche Zufälle hinweg, der Herrschaft des Schicksals entnommen ist, dem weder Mangel, noch Furcht, noch Krankheit, Unruhe und Qual verursacht. Diese Zeit kann weder getrübt noch entrissen werden; man besitzt sie stets und ohne Furcht. Die Gemüther der geschäftigen Müssiggänger sind gleichsam unterjocht; sie können sich nicht regen und in das Vergangene zurück schauen. Ihre Lebenszeit ist verloren. Die gegenwärtige Zeit ist so äußerst kurz, daß sie von Manchen für nichts geachtet

wird; denn sie ist im beständigen Fluß, und hört auf ehe sie gekommen ist; und bloß für Beschäftigte gehört die gegenwärtige Zeit.

Willst du wissen, wie kurz das Leben mancher Menschen ist? Erwäge nur wie heftig sie lange zu leben wünschen. Abgelebte Greise wollen sich durch Gelübde noch einige Jahre erbetteln. Sie geben sich für jünger aus als sie sind, und indem sie sich mit der Lüge täuschen, glauben sie auch das Schicksal täuschen zu können. Wenn sie aber durch körperliche Schwäche an ihre Sterblichkeit erinnert worden sind, da sind sie vor Schrecken wie todt, als ob sie nicht aus dem Leben heraus gehen, sondern hinaus gezogen werden sollten. Nun bejammern sie ihre Thorheit, daß sie das Leben nicht genossen, und nehmen sich vor in Ruhe zu leben, wenn sie von dieser Krankheit genesen würden. Dann sehen sie ein, wie vergeblich ihr Bemühen war, Reichthum zu erwerben, ohne ihn zu genießen, und wie unnütz alle ihre bisherige Arbeit und Mühe gewesen ist.

Das Leben mancher Menschen kann mit Recht eine müssige Geschäftigkeit (geschäftiger Müssiggang) genannt werden. Sie wollen ihr Leben in Ruhe zubringen; aber sie mögen sich auf einem Landgut, oder mitten in einer Einöde aufhalten, oder auf ihrem Sofa sitzen, überall sind sie sich selbst beschwerlich. Oder glaubst du, daß diejenigen ruhig leben, die überall herumlaufen, etwas neues zu sehen und zu hören, die Stundenlang zwischen dem Kamm und Spiegel stehen, um sich mit ihrem Putz zu beschäftigen,

und dabey Alles auf das allergenaueste zu besorgen? Wie ärgern sie sich, wenn der Barbier etwas versehen hat! Wie erzürnen sie sich, wenn der Friseur das Haar falsch geschnitten, die Locken nicht in die gehörige Ordnung gelegt hat!

Auch die Gastmahle solcher Menschen kann ich nicht unter die Zeiten ihrer Erholung rechnen, wenn ich bedenke, wie sorgfältig sie das Silbergeschirr in Ordnung stellen, wie ängstlich sie harren, ob der Koch das Wildpret gut werde zugerichtet haben, ob die Vögel recht künstlich, und nicht in zu große Stücke zerschnitten werden. Durch solche mühsame Kleinigkeiten sucht man sich auszuzeichnen, und den Ruhm einer feinen Lebensart zu erwerben. Auch diejenigen kann ich nicht ruhig Lebende nennen, die sich in ihrer Sänfte hin und hertragen lassen; die aber so träge sind, daß man sie so gar erinnern muß, wenn sie essen sollen, und selbst nicht wissen, ob sie hungrig sind oder nicht. Als jener Wollüstling, den man aus dem Bade auf den Händen getragen hatte, auf einen Stuhl gesetzt worden war, fragte er: Sitze ich nun? Kann man von einem Menschen, der nicht weiß, daß er sitzt, sagen, daß er lebe, daß er sehe, daß er ruhe? Ich weiß nicht ob ich ihn mehr bedauern soll, wenn er das wirklich nicht gewußt, oder wenn er sich gestellt hat, er wisse es nicht. Das soll Vornehm heißen. Man hält es für niedrig und verächtlich, zu wissen, was man thut. Nicht ruhig ist ein solcher Mensch; er ist krank; er ist gestorben. Der Ruhige fühlt seine Ruhe; dieser hingegen, dem ein Anderer sagen muß,

in welcher Stellung sich sein Körper befinde, lebt nur halb. Wie kann er Herr irgend einer Zeit seyn?

Beschäftige dich stets mit einer nützlichen Arbeit; und wenn du deine Zeit in arbeitsfreyen Stunden auf eine edle, dir heilsame Art anwenden willst, so beschäftige dich mit dem Lesen nützlicher Schriften. Welch eine Glückseligkeit, welch ein schönes Alter hat derjenige zu erwarten, der seinen Geist zur Weisheit und Tugend gebildet hat! Hierdurch wirst du dir wahre und bleibende Güter erwerben, die dir keine Zeit, kein Zufall rauben kann. Lehrer der Weisheit und der Tugend zeigen dir den Weg zu einem ewigen Leben, und bringen dich an den erhabenen Ort, aus welchem man nicht verstoßen werden kann. Dieß ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit in Unsterblichkeit zu verwandeln. Alles andere vergeht; die prächtigsten Denkmäler zerstört die Zeit, der Weisheit kann nie geschadet werden; weder ein gegenwärtiges noch künftiges Zeitalter kann sie vertilgen.

Das Leben des Weisen und Tugendhaften ist lang, und in keine Gränzen eingeschlossen. Ist eine Zeit verflossen? Er genießt sie durch Erinnerung. Ist sie gegenwärtig? Er benutzt sie. Ist sie zukünftig? Er genießt sie schon zum Voraus. Die Sammlung aller Zeiten zu einer einzigen macht ihm ein langes Leben. Kurz und traurig ist das Alter derer, die das Vergangene vergessen, das Gegenwärtige vernachlässigen, und das Künftige fürchten. Wenn es zum Sterben kommt, so merken sie zu späte, daß sie bey aller ihrer Geschäftigkeit nichts gethan haben.

V.

Von dem seligen Leben.

Alle Menschen wünschen sich ein glückseliges Leben; aber worin es bestehe, und wie man dazu gelangen könne, das sehen Wenige ein. Wir müssen uns daher vor allen Dingen richtige Begriffe von dem Wesen desselben machen, dann den Weg kennen lernen, der dazu führt, und einen Führer wählen, dem wir uns sicher anvertrauen können. Ein solcher Führer ist der große Haufe nicht; denn er wandelt auf einer Heerstraße, die am meisten irre führt. Wir müssen uns daher auf das sorgfältigste hüten, daß wir nicht wie die Thiere, dem Führer der Heerde folgen, die nicht dahin gehen, wohin man gehen soll, sondern wohin man zu gehen pflegt. Nichts verwickelt uns in größere Uebel als die Gewohnheit für das Beste zu halten, was den meisten Beyfall hat, und wovon viele Beyspiele vorhanden sind; daß wir nicht der Vernunft gemäß leben, sondern uns nach Gewohnheiten richten. So reißt einer den andern zum Irregehen mit sich fort; und indem Jeder lieber glauben als urtheilen will, wird niemals von dem Leben geurtheilt, sondern immer nur geglaubt. Der immer fortgepflanzte Irrthum treibt uns hin und her, stürzt uns ins Ver-

derben, und wir gehen durch fremde Beyspiele zu Grunde.

Wir müssen daher untersuchen, was zu thun das Beste sey, nicht was das Gewöhnlichste ist; was uns zum Besitz einer ewigen Glückseligkeit verhilft, nicht was der große Haufe, der schlechteste Ausleger der Wahrheit billiget. Unter dem großen Haufen verstehe ich aber nicht bloß Leute von geringem Stande, sondern auch Vornehme, in prächtigen Kleidern einhergehende Männer. Denn ich sehe nicht auf die Farbe der Kleider, die den Körper bedecken; nicht nach dem äußerlichen Ansehen urtheile ich von dem Werth eines Menschen. Ich habe ein besseres und sicherers Licht als meine leibliche Augen, womit ich Wahres und Falsches unterscheide. Das Gute des Geistes muß der Geist erforschen. Wenn dieser zu sich selbst kommt, und in sich geht, o wie wird er im schmerzhaften Selbgefühl sich die Wahrheit bekennen! Er wird sprechen: Was ich bisher gethan habe, das wünschte ich ungeschehen machen zu können. Wenn ich an so manches zurückdenke, was ich gesagt habe, so beneide ich die Stummen. Guter Gott, wie weit unbedeutender war das, was ich gefürchtet, als was ich heftig gewünscht habe! Mit vielen Menschen, mit denen ich in Feindschaft gelebt hatte, habe ich mich ausgesöhnt; aber mein eigner Freund bin ich noch nicht geworden. Ich habe mich vor der Menge durch einige Vorzüge auszuzeichnen gesucht; was habe ich aber damit anders gewonnen, als daß ich mich dem Neid und bittern Verleumdungen ausgesetzt habe? Denke nur an jene Menschen, die die

Reichen loben, Wohlthätern schmeicheln, Mächtige mit Lobsprüchen erheben. Alle sind Feinde, oder, welches fast eben so viel ist, sie können es werden. Die Menge der Beneidenden ist eben so groß als die Menge der Bewunderer. Wir müssen uns nach etwas umsehen, das nicht bloß ein Gut zu seyn scheint, sondern es wirklich ist, das man immer behalten kann, und dessen Schönheit im Innern des Menschen verborgen ist.

Jedoch näher zur Sache! Wir fragen, was unter einem seligen Leben zu verstehen sey? Zu einem seligen Leben wird vor allen Dingen erfordert, daß es unsrer Natur, der Vernunft gemäß sey, und nie von ihr abweiche; und das kann nur dann statt finden, wenn der Geist gesund ist, und sich in dem beständigen Besitz seiner Gesundheit erhält. Ein gesunder Geist ist stark, beharrlich in seinen Grundsätzen; dann auch schön und geduldig, sich in die Zeitumstände fügend; er sorgt für seinen Körper, und für das, was ihm dienlich ist, jedoch nicht ängstlich; liebt, was zur Bequemlichkeit des Lebens beytragen kann, ohne etwas dergleichen zu bewundern; er wird die Geschenke des Glücks genießen, ohne sich ihnen unterwürfig zu machen. Du wirst wohl selbst einsehen, wenn ich es auch nicht hinzusetze, daß beständige Gemüthsruhe und Freyheit die Folge davon ist, wenn wir Alles besiegt haben, was uns zum Zorn reizen oder furchtsam machen könnte. Denn anstatt der Wollust und Vergnügungen an Kleinigkeiten findet sich eine überaus große, unerschütterliche, gleichförmige Freude ein; hierauf Friede und Einigkeit des Gemüths mit sich selbst,

Seelengröße mit Sanftmuth. Denn jeder Trotz entspringt aus Schwachheit.

Man kann dieß auch kürzer mit andern Worten zusammenfassen, so daß der Sinn der nämliche bleibt. Man kann sagen, ein glückseliger Mensch sey derjenige, der nichts für gut oder böse hält, als ein gutes oder böses Gemüth; der sich der Rechtschaffenheit ernstlich befleißigt, sich an der Tugend genügen läßt; den weder das Glück stolz, noch das Unglück niedergeschlagen macht, dem die Verachtung der Wollust wahres Vergnügen gewährt. Man kann die Sache auch auf eine andere Art vorstellen, ohne daß sie dadurch verändert wird. Man kann sagen, das selige Leben sey ein freyer, getroster, unerschrockener und standhafter Muth, der sich nie fürchtet, und nie von heftigen Begierden beunruhigt wird, der Rechtschaffenheit für das einzige Gut, und Lasterhaftigkeit für das einzige Uebel erkennt. Von einem so festen Sinn muß Heiterkeit und eine hohe Freude, die sich selbst genügt, die unausbleibliche Folge seyn.

Wer hingegen der Wollust fröhnt, und sich von seinen sinnlichen Begierden beherrschen läßt, der ist der elendeste Sklave von der Welt. Thierische Wollust erniedrigt den Menschen, ist hinfällig und verächtlich, und zieht nach sich Reue und Verdruß. Sie ist flüchtig, vergänglich, und endigt sich, wenn sie kaum angefangen hat.

Aber auch du, wird man sprechen, befleißigest dich der Tugend, weil du dir Vergnügen davon versprichst. Hierauf antworte ich: obgleich die Tugend Vergnügen

gewährt, so wird sie doch nicht um desselben willen ausgeübt; es ist nur eine Folge der Tugend. Die Tugend gefällt nicht, weil sie Vergnügen gewährt, sondern sie gewährt Vergnügen, weil sie gefällt. Eine Tugend, die bloß um des Vergnügens willen ausgeübt wird, hat keinen festen, unbeweglichen Grund, worauf sie stehen kann. Sie ist unstät, weil sie des Glücks und zufälliger Dinge bedarf. Wie kann aber ein Mensch, dessen Vergnügen vom Zufall abhängt, Gehorsam gegen Gott beweisen, und was ihm auch begegnen mag, mit Gleichmüthigkeit annehmen? Wie kann er dem Vaterlande nützliche Dienste leisten, und Geschäfte unternehmen, womit Anstrengung und mancherley Ungemach verbunden ist? Nur der Tugendhafte wird alles, was ihm begegnet, nicht nur geduldig, sondern auch willig ertragen. So wie ein mit Wunden und Narben bedeckter guter Soldat seinen Feldherrn noch sterbend lieben wird, so wird auch der Tugendhafte nie jene alte Vorschrift vergessen: Halte dich an Gott. Wer aber klagt, weint und seufzet, der zeigt hiemit, daß er das ihm anbefohlne gezwungen thut, und dennoch wird er wider seinen Willen dahingerissen, dasselbe zu thun. Was ist das aber für eine Thorheit, wenn man sich lieber fortziehen lassen als folgen will? Alles unangenehme, was die Einrichtung der Welt herbeyführt, müssen wir geduldig und willig annehmen. Gott gehorchen ist Freyheit.

Zum Genuß der Glückseligkeit kann man nicht anders als durch standhafte Tugend gelangen; denn sie allein giebt einen festen, unerschütterlichen Muth unter

allen

allen Veränderungen des Lebens. Bedarf aber die Tugend nichts weiter zu einem glückseligen Leben? Nein, wenn sie vollkommen ist, und die höchste Stufe erreicht hat, die der Weise erreichen kann. Sie ist sich selbst genug, es mangelt ihr nichts; denn was könnte dem fehlen, der schlechterdings nichts verlangt? Wie könnte derjenige äußerliche Dinge bedürfen, der sein ganzes Eigenthum in sich selbst hat? Aber die, welche noch auf dem Wege der Tugend sind, und zur Zahl derer gehören, die noch immer im Guten zunehmen sollen, haben allerdings eine Hülfe des Glücks vonnöthen.

Niemand frage mich daher: Warum lebst du nicht deinen strengen Grundsätzen gemäß? *) Warum glaubst du des Geldes nicht entbehren zu können, und bist unwillig, wenn du etwas davon einbüßest? Warum hast du niedlichen und kostbaren Hausrath? Warum wird bey dir Wein getrunken, der älter ist als du selbst? Warum lässest du Bäume pflanzen, welche weiter keinen Nutzen haben, als daß sie Schatten geben? Warum trägt deine Gemahlin Ohrengehänge, welche mehr werth sind als die jährlichen Einkünfte einer reichen Familie? Warum bist du so reich, daß du nicht einmal weißt wie reich du bist?

Ich antworte: Ich bin kein vollendeter Weise, und werde es nie seyn. Den größten Weltweisen hat man

*) Seneka war selbst ein sehr reicher Mann, und darüber machten ihm seine Feinde und Verläumder die bittersten Vorwürfe, wogegen er sich in dem folgenden Theil dieser Schrift vertheidigt. Man vergleiche, was ich in dem Leben Seneka's hievon gesagt habe.

den Vorwurf gemacht, daß sie nicht so lebten, wie sie sagten, daß man leben soll, und sie selbst haben eingestanden, daß sie nicht die höchste Stufe der Weisheit und der Tugend erreicht hatten. Wenn ich Fehler mit Nachdruck tadle, so tadle ich meine eigenen; sobald es in meinem Vermögen stehen wird, werde ich leben wie man leben soll. Wenn die Weltweisen die höchste Stufe der Weisheit erreicht hätten, was könnte wohl seliger seyn als sie? In einer so wichtigen Sache ist es schon rühmlich, wenn man nur so viel thut als man kann, und nach immer größerer Vollkommenheit eifrig strebt, wenn man sich fest vorgenommen hat: Ich will jede mir obliegende Arbeit verrichten so gut ich kann; ich will den Reichthum, ich mag welchen besitzen oder nicht, gering achten, mich nicht zu sehr betrüben, wenn er abnimmt, noch mich übermäßig freuen, wenn er zunimmt; ich will bedenken, daß ich für Andere geboren bin, und das will ich mit meinem Leben beweisen; ich will mein Geld weder geitzig in Kästen verschließen, noch unnütz verschwenden, will nichts besitzen als was ich mit Recht habe, und gern will ich denen, die es würdig sind, Wohlthaten erzeigen. Aus Gewissenhaftigkeit will ich meine Pflichten beobachten, nicht in der Absicht eine gute Meynung von mir zu erwecken. Im Essen und Trinken will ich mäßig seyn, die Bedürfnisse der Natur befriedigen, aber nie mich der Völlerey ergeben. Meinen Freunden will ich mich angenehm zu machen suchen; gegen meine Feinde will ich mich sanft und nachgiebig betragen, verzeihen, ehe ich darum gebeten werde; erlaubten Bitten will ich zuvorkommen. Ich

will bedenken, daß die Welt mein Vaterland, und Gott ihr Beherrscher stets um und neben mir ist, und alle meine Thaten und Worte richtet. Sobald die Natur meinen Geist zurückfordert will ich ihn hingeben, mit dem Bewußtseyn, daß ich ein gutes Gewissen und ein tugendhaftes Verhalten geliebt, die Freyheit keines Menschen, am wenigsten meine eigene verletzt habe. Wer solche Vorsätze gefaßt hat, wer solches will, versucht, der befindet sich auf dem Wege zu einem ewig seligen Leben.

Wer kann aber zweifeln, daß der Tugendhafte in dem Besitze der Reichthümer weit mehr Gelegenheit hat Gutes zu thun, als wenn er in der Armuth lebt? Der Arme kann nur eine Art der Tugend ausüben, indem er zu verhüten sucht, daß er nicht dadurch gebeugt und niedergedrückt werde; bey dem Besitz des Reichthums finden Mäßigkeit und Freygebigkeit, Geschicklichkeit in rechter Verwaltung desselben, und Großmuth ein weites Feld. Der Weise wird sich nicht verachten, wenn er auch von einer noch so kleinen Statur ist; es würde ihm aber doch angenehmer seyn, wenn er größer wäre; auch bey einem schwächlichen Körper, und wenn er ein Auge verloren hat, kann er gesund seyn: er wird aber dennoch eine stärkere Leibesbeschaffenheit vorziehen. Krankheit wird er geduldig tragen, eine gute Gesundheit wird er sich wünschen. Manche Dinge, ob sie gleich an sich von so geringem Werthe sind, daß sie ohne Nachtheil des vorzüglichsten Gutes entbehrt werden können, tragen doch etwas zur beständigen, aus der Tugend entspringenden Freude bey. Obgleich unsre Wei-

sen die Tugend für das einzige wahre Gut halten, so leugnen sie doch keinesweges, daß auch die Dinge, die wir gleichgültige nennen, an sich einen Werth haben, und daß einige wichtiger sind als andere, und der Reichthum gehört unter die wichtigern.

Warum, wirst du sprechen, verspottest du mich denn also, da der Reichthum bey dir eben den Werth hat als bey mir? Verlangst du zu wissen, warum ich behaupte, daß er nicht bey uns beyden gleichen Werth habe? Wenn mir meine Reichthümer entrissen werden, so werden sie nichts hinwegnehmen als sich selbst; wenn sie aber dir entrissen werden, so wirst du staunen, und nicht mehr der vorige Mensch zu seyn glauben. Bey mir hat der Reichthum einigen, bey dir den höchsten Werth. Mit einem Wort: ich bin der Herr meines Reichthums, dein Herr ist der Reichthum.

Der Weise verdient daher keine Vorwürfe darüber, daß er reich ist. Niemand hat die Tugend zur Armuth verdammt. Der Weise kann große Reichthümer besitzen; er wird sie aber keinem Andern entzogen haben; sie werden nicht mit fremdem Blute befleckt seyn; er wird sie nicht mit Ungerechtigkeit erworben haben, wird nicht mit seinem Gelde wuchern; Niemand als ein Boshafter und Mißgünstiger wird um ihrer willen über ihn seufzen. Er wird zwar nicht mit seinem Vermögen prahlen, er wird sich aber auch desselben nicht schämen. Er wird jedoch Ursache haben sich zu rühmen, wenn er sein ganzes Haus öffnen, alle Einwohner der Stadt hineinlassen, und

sagen kann: Wer hier etwas für das Seinige erkennt, der nehme es weg. O welch ein großer, und mit dem größten Rechte reicher Mann, wenn er nach diesem Aufrufe eben so viel behält als er hatte, wenn Niemand etwas gefunden hat, woran er Hand anlegen dürfte! Er wird kühn und öffentlich reich seyn.

Gleichwie der Weise keinen Groschen unter seinem Vermögen dulden wird, den er nicht mit Recht behalten kann, so wird er auch ein großes Vermögen als ein Geschenk der Vorsehung, und als eine Frucht der Tugend nicht wegwerfen. Er wird weder damit prahlen noch dasselbe verbergen. Das Eine würde thörichte Eitelkeit, das Andere Schwachheit und Furchtsamkeit verrathen. Er wird, sage ich, seine Reichthümer nicht wegwerfen. Denn wie? wird er sprechen: Seyd ihr unnütz, oder weiß ich euch nicht zu gebrauchen? Gleichwie Jemand, der zu Fuße gehen kann, doch lieber einen Wagen besteigen wird, so wird er auch lieber reich als arm seyn wollen; er wird Güter besitzen, er wird sie aber als leichte Dinge betrachten, die davon fliegen. Er wird Wohlthaten erzeigen. Was spitzt ihr die Ohren? Warum haltet ihr die Hand auf? Er wird Wohlthaten erzeigen entweder Tugendhaften, oder denen, die er tugendhaft machen kann; er wird die Würdigsten wählen, und bedenken, daß er von Einnahme und Ausgabe wird Rechenschaft geben müssen. Man irret, wenn man glaubt, Wohlthaten erzeigen sey eine leichte Sache. Es sind viele Schwierigkeiten damit verbunden, wenn man mit Verstand und Ueberlegung geben,

und das Seinige nicht nach bloßem Zufall verschleudern will.

Wenn ihr also den Weisen und Tugendhaften beschuldigt, daß er anders rede, und anders handle, so versteht ihr ihn nur nicht recht. Nur der Schall der Worte ist zu euern Ohren gedrungen, um die Bedeutung bekümmert ihr euch nicht. Was ist denn, wirst du fragen, zwischen mir Thoren und zwischen dir Weisen für ein Unterschied, wenn wir doch beyde gern reich seyn wollen? Ein großer. Denn bey dem Weisen und Tugendhaften stehen die Reichthümer in Diensten, bey dem Thoren behaupten sie die Herrschaft. Jener erlaubt ihnen nichts, euch erlauben sie alles. Ihr gewöhnt euch an sie, und hängt euer Herz daran, als ob euch Jemand den ewigen Besitz derselben zugesichert hätte; der Weise macht sich am meisten auf Armuth gefaßt, wenn er mitten im Ueberfluß lebt. Der Feldherr trauet dem Frieden nie so sicher, daß er sich nicht auf den Krieg vorbereiten sollte, der, wenn er gleich noch nicht vorhanden, doch immer möglich ist. Ein schönes Haus macht euch so übermüthig, als ob es nie abbrennen könnte; eure Güter machen euch so sicher, als ob sie keiner Gefahr ausgesetzt und so groß wären, daß das Schicksal keine Gewalt hätte sie zu verzehren. Ihr bedenkt nicht, wie viele Zufälle die kostbare Beute wegzunehmen drohen. Wer auch dem Tugendhaften seinen Reichthum nehmen mag, alles was Sein ist, muß er ihm lassen; er ist vergnügt bey dem, was er gegenwärtig besitzt, wegen der Zukunft ist er ganz ruhig. Schmäht also die

Tugend nicht, sondern ehret sie. Glaubt denen, welche versichern, daß sie denen, die ihr ergeben sind, große, und immer größere Vortheile gewähren wird; verehret sie wie Götter, und ihre Beförderer wie ihre Priester. (Das Ende dieser Schrift ist verloren gegangen; welches zu bedauern ist.)

VI.

Von Wohlthaten. *)

Unter den vielen und großen Lastern, welchen die Menschen ergeben sind, ist fast keines so gewöhnlich als der Undank. Undankbar ist aber Jeder, der leugnet, daß er empfangen habe, was er empfangen hat; undankbar, der sich stellt, als ob er nicht empfangen habe, was er empfangen hat; undankbar, der die empfangenen Wohlthaten nicht vergilt, da er sie vergelten könnte, und der allerundankbarste ist der, der die empfangenen Wohlthaten vergißt. Denn bey Jenen ist doch noch eine Spur der Erinnerung an fremde Verdienste; sie können durch plötzlich erweckte Ehrliebe, und durch gewisse Umstände bewogen werden, sich dank-

*) In dieser aus sieben Büchern bestehenden Abhandlung kommen überaus viele Wiederholungen eben derselben Gedanken vor. Auch findet man darin eine schlechte, und fast gar keine Ordnung. Ich habe daher bald aus diesem, bald aus jenem Buche Stellen ausgezeichnet, um einen leidlichen Zusammenhang heraus zu bringen. Gleich im Anfange habe ich Stellen aus dem ersten, zweyten und dritten Buch mit einander verbunden. Wegen des lehrreichen Inhalts wollte ich aber diese Abhandlung nicht übergehen.

bar zu bezeigen; aber derjenige, dem die ganze empfangene Wohlthat aus dem Gedächtnisse entfallen ist, kann niemals dankbar werden.

Wie kommt es aber, daß es eine so große Menge der Undankbaren giebt? Die Ursachen liegen theils in den Empfängern der Wohlthaten, theils in den Wohlthätern selbst. Was Jene, die Undankbaren betrifft, so werden sie zu diesem Laster theils durch Eigenliebe, und durch eine allzuhohe Meynung von ihrem Werth, theils durch Habsucht, theils durch Neid und Mißgunst verleitet. Wir wollen bey dem ersten anfangen. Jeder hat eine günstige Meynung von sich selbst; daher kommt es, daß er alles, was man ihm giebt, verdient zu haben glaubt, dasselbe als baare Bezahlung annimmt, und meynt, man habe seinen Werth zu wenig erkannt. Jener, spricht der Undankbare, hat mir dieß gegeben; aber wie spät, wie viele Mühe habe ich mir darum geben müssen! Wie viel mehr hätte ich erlangen können, wenn ich mich an diesen oder jenen gewendet hätte: das hatte ich nicht erwartet. Er hat mich einer so kleinen Gabe würdig geachtet, daß es mehr Ehre für mich gewesen seyn würde, wenn er mich unter dem großen Haufen der Bittenden ganz übergangen hätte. Auch der Habsüchtige kann nicht dankbar seyn; denn wer zu viel zu bekommen hofft, dem ist nichts genug; je mehr er bekommen hat, desto mehr verlangt er; und ein noch größeres und ungestümeres Uebel ist der Neid, der uns beunruhiget, indem er Vergleichungen anstellt. Jener, spricht der Neidische, hat mir dieß gegeben; aber Jenem mehr, Jenem früher. Ich hätte mehr be-

kommen sollen. Jenen schlechten Menschen hat er weit mehr gegeben.

Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Wird doch nicht einmal der Werth der göttlichen Wohlthaten gehörig erkannt und geschätzt. Auch so gar Manche von denen, die sich Lehrer der Weisheit zu seyn dünken, erlauben sich unbillige Urtheile über die gütige Vorsehung. Sie klagen, daß wir nicht an Größe den Elephanten, an Geschwindigkeit den Hirschen, an Leichtigkeit den Vögeln, an Muth den Stieren gleich kommen; daß die wilden Thiere eine festere, die Gemsen eine anständigere, die Bären eine dickere, die Biber eine weichere Haut haben als wir; daß uns die Hunde an Stärke des Geruchs, die Adler an Schärfe des Gesichts, viele Thiere an Leichtigkeit zu schwimmen übertreffen. Obgleich so ungleichartige Eigenschaften, wie z. B. körperliche Stärke und Geschwindigkeit ihrer Natur nach nicht beysammen seyn können, so halten sie es dennoch für eine Ungerechtigkeit, daß der Mensch nicht aus so verschiedenen, und mit einander streitenden Dingen zusammengesetzt ist. Sie klagen, daß uns keine bessere Gesundheit, keine unbesiegbare Tugend, keine Wissenschaft der Zukunft verliehen ist. Kaum können sie sich enthalten in der Unverschämtheit so weit zu gehen, daß sie die Natur um deswillen hassen, weil wir geringer als Gott, und ihm nicht gleich sind.

Wie viel besser ist es, daß wir so viele Wohlthaten, die wir aus der Hand Gottes empfangen, aufmerksam betrachten, und ihm danken, daß er uns eine so hohe Stelle auf diesem schönen Wohnplatz angewiesen, daß

er uns über die irdischen Dinge gesetzt hat! Wird uns Jemand die Thiere vorziehen, da uns die Herrschaft über sie übergeben ist? Was uns versagt ist, das konnte uns nicht gegeben werden. Bedenke doch, Unzufriedener, der du das menschliche Loos so ungerecht beurtheilst, wie große Vorzüge uns unser Schöpfer und Vater verliehen hat, wie viel stärkere Thiere wir uns unterwürfig gemacht haben, wie viel geschwindere wir erlangen können, wie nichts sterbliches ist, was nicht unsrer Gewalt ausgesetzt wäre! So viele edlere Kräfte, so viele Künste, und endlich eine Seele haben wir bekommen, die in ihren Wahrnehmungen und Denken die Gestirne an Geschwindigkeit übertrifft, und deren künftigen Lauf auf Jahrhunderte hinaus vorhersagen kann; so viele Früchte, so viele Güter, so viele andere Dinge, die uns in großer Menge zu Theil werden. Wenn du die gütige Natur aufmerksam betrachtest, so wirst du bekennen müssen, daß dich Gott sehr geliebt hat. So ist es. Ueberaus groß ist die Liebe Gottes gegen uns. Die größte Ehre, deren wir fähig sind, hat er uns zugetheilt. Große Geschenke haben wir empfangen; größere konnten wir nicht fassen.

Ich habe es für nöthig erachtet, hieran zu erinnern, weil auch etwas von großen Wohlthaten zu sagen war, indem wir von geringen sprechen, und weil aus der Geringschätzung so großer Wohlthaten die Verwegenheit dieses abscheulichen Lasters des Undanks auch die Geringschätzung der übrigen entspringt. Denn wofür wird derjenige dankbar seyn, was für ein Geschenk

wird der für wichtig halten, der die allergrößten Wohlthaten verachtet?

Oft sind wir aber selbst Schuld daran, daß man unsre Wohlthaten mit Undank vergilt, und zwar aus mehrern Ursachen. Wir treffen keine Auswahl unter denen, welchen wir Wohlthaten erzeigen; nehmen nicht die gehörige Rücksicht auf die Würdigen, sondern wollen uns nur Viele verbindlich machen. Wir streuen keinen Saamen auf einen ausgesogenen und unfruchtbaren Boden; aber unsre Wohlthaten werfen wir ohne irgend eine Auswahl mehr hinweg, als daß wir sie geben. Auch dadurch machen wir Undankbare, wenn wir es uns merken lassen, daß wir nicht gerne geben. Manche wollen nicht nur einmal, sondern oft und inständig gebeten seyn. Wenn sie nur vermuthen, daß man sie um etwas bitten wolle, so machen sie eine finstere Stirne, wenden das Gesicht weg, entschuldigen sich mit Geschäften, oder fangen mit Vorsatz ein langes Gespräch an, wovon das Ende kaum zu erwarten ist, damit der Andere keine Gelegenheit habe seine Bitte vorzutragen. Wenn sie aber in die Enge getrieben werden, so wollen sie sich entweder erst darüber bedenken, das ist aber eben so viel als furchtsam abschlagen; oder sie versprechen zwar die Bitte zu gewähren, aber mit verdrießlichen Mienen, und mit vielen beleidigenden Worten, die kaum einen Ausgang finden. Niemand ist aber gern dankbar für das, was er nicht sowohl empfangen, als vielmehr ausgepreßt hat. Kann Jemand dem dankbar seyn, der die Wohlthat stolz und hochmüthig oder mit zorniger Miene vor die Füße hin-

geworfen, oder nur deswegen gegeben hat, damit man ihm nicht länger beschwerlich sey. Man darf sich nicht lange bitten lassen; denn der gute Wille giebt erst jeder Handlung, und so auch jeder wohlthätigen Handlung ihren Werth. Wer zaudernd gegeben hat, der hat lange nicht geben gewollt.

Wir dürfen uns durch die Menge der Undankbaren nicht abschrecken lassen, wohlthätig zu seyn. Denn erstlich, wie ich bereits gesagt habe, vermehren wir selbst ihre Anzahl; hernach fährt ja auch Gott selbst immer fort Wohlthaten zu erzeigen, so groß auch die Menge der Undankbaren ist. Ihm sollen wir nachahmen, in so fern es die menschliche Schwachheit erlaubt. Wir wollen Wohlthaten geben, nicht damit wuchern. Der ist werth, in seiner Erwartung betrogen zu werden, der beym Geben an die Wiedervergeltung gedacht hat. Auch Kinder und Ehegatten haben oft die Hoffnung, die man von ihnen hatte, getäuscht. Dennoch erziehen wir Kinder, und nehmen ein Weib, und diese Gewohnheit setzen wir nach so vielen unangenehmen Erfahrungen fort, gleich Ueberwundenen, die wieder in den Krieg ziehen, und denen, die nach erlittenem Schiffbruch sich wieder auf die See wagen. Wie viel mehr geziemt es sich, daß man beharrlich wohlthätig bleibe? Wie Viele sind des Tageslichts nicht werth! und doch geht die Sonne täglich auf und bringt den Tag. Wie viele beklagen sich, daß sie geboren sind? Dennoch bringt die Natur immer wieder ein neues Geschlecht hervor, und läßt auch die leben, die lieber gar nicht wollten geboren seyn. Der Großmüthige und Gute ist nicht wohlthätig

aus Eigennutz; er will wohlthätig seyn, weil es recht und gut ist.

Wie stimmt aber damit überein, wird man einwenden, was du oben gesagt hast, daß man nämlich bey Ertheilung der Wohlthaten eine gute Auswahl treffen müsse, weil nicht einmal die Landleute den Saamen dem Sande anvertrauen? Wenn das wahr ist, so sehen wir ja bey der Wohlthätigkeit auf unsern eigenen Nutzen, gleichwie beym Pflügen und Säen; denn das Säen an sich selbst ist keine wünschenswürdige Sache. Man säet in der Hoffnung zu erndten. — Allein hierauf ist leicht zu antworten: Wir thun nämlich was recht und gut ist aus keiner andern Ursache, als weil es recht und gut ist. Wir müssen aber doch untersuchen, ob unsre Wohlthat den Namen einer wahren Wohlthat verdient, und zu dem Ende müssen wir zusehen, wann, wem, wie, warum wir geben. Denn wir sollen nichts ohne vernünftige Ueberlegung thun; nichts kann aber für eine Wohlthat gehalten werden, was ohne Ueberlegung gegeben wird; denn die Vernunft ist die Gefährtin jeder Tugend. Wie oft hören wir Leute, die ihre unbedachtsamen Verschenkungen bereuen, und sprechen: Ich wollte lieber, daß ich verloren hätte, was ich Jenem gegeben habe! Eine unüberlegte Verschenkung ist eine der schändlichsten Arten des Verlusts.

Bey der Wahl derer, denen ich Wohlthaten erzeigen will, nehme ich keine Rücksicht auf den, der mir dieselben vergelten kann; ich wähle den, welcher dankbar seyn wird. Oft ist aber auch derjenige dankbar, welcher die Wohlthat nicht vergilt, und undankbar der-

jenige, der sie vergilt. Auf die Gesinnung des Empfängers bin ich aufmerksam. Einem armen, tugendhaften Manne will ich geben; denn bey seiner größten Armuth wird er dankbar seyn, und wenn ihm alles andere mangelt, so wird ihm seine gute Gesinnung bleiben. Ich erwarte von meiner Wohlthat weder Gewinn, noch Vergnügen, noch Ehre; ich werde deswegen geben, damit ich thue, was ich thun soll. Was man aber thun soll, kann nicht ohne Auswahl gethan werden. Du fragst, wie diese Wahl beschaffen seyn müsse?

Ich wähle einen rechtschaffenen, redlichen, dankbaren Mann, der sich nie an fremdem Eigenthume vergreift, der das Seinige nicht geitzig zurückhält, der ein wohlwollendes Gemüth hat. Wenn ich einen solchen gewählt habe, so werde ich gut gewählt haben, wenn ihm auch das Glück nichts gegeben hat, womit er mir meine Wohlthat vergelten könnte. Wenn mich der Eigennutz und eine filzige Berechnung freygebig macht; wenn ich Keinem nütze, der mir nicht wieder nützen kann, so werde ich Keinem, der eine Reise in andere, weitentlegene Länder anstellt, eine Wohlthat erzeigen; ich werde Keinem etwas geben, der immer abwesend seyn wird, Keinem der so krank ist, daß keine Hoffnung zu seiner Genesung vorhanden ist; ich werde nichts geben, wenn ich selbst krank bin; denn ich habe keine Zeit, das Gegebne wieder zu bekommen. Daß aber wohlthätig seyn an sich selbst etwas Gutes ist, das sehen wir daraus, daß wir auch verunglückten Fremdlingen geben, wenn sie gleich nie wieder zu uns kommen, und blos wünschen, daß Gott unser Vergelter seyn möge. Ja wenn wir

selbst am Ende unsers Lebens unser Testament machen, ertheilen wir nicht Wohlthaten, von welchen wir keinen Nutzen zu hoffen haben? Aber nie sind wir behutsamer, nie überlegen wir sorgfältiger, wem und wie viel wir geben sollen, als wenn wir, ohne Hoffnung eigenen Vortheils, unser Augenmerk bloß auf das richten, was recht und gut ist. So lange Furcht und Hoffnung und Wollust unser Urtheil bestechen, so lange urtheilen wir verkehrt von unsern Pflichten. Wenn uns aber der Tod den unbestochenen Richter, das Gewissen, zum Ausspruch gesendet hat, dann suchen wir unser Vermögen den Würdigsten zu übergeben und gehen dabey mit der sorgfältigsten Ueberlegung zu Werke. Eine Wohlthat muß den Nutzen desjenigen, dem sie erzeigt wird, zur Absicht haben, nicht unsern eigenen Vortheil, sonst erzeigen wir sie uns selbst. Daher verlieren Dinge, welche Andern Nutzen bringen, ihr Angenehmes dadurch, daß sie bezahlt werden. Der Kaufmann nützt den Städten, der Arzt den Kranken; weil sie aber fremden Nutzen um ihres eigenen Vortheils willen befördern, so machen sie sich denen, welchen sie Nutzen schaffen, nicht verbindlich.

Wir müssen nun auch zeigen, was für Wohlthaten man erzeigen, und wie man sie erzeigen soll. Was jenes betrifft, so muß man zuerst das Nöthige, hernach das Nützliche geben. Unter die nöthigen Dinge gehört, was zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist, z. B. die nöthigen Lebensmittel für Dürftige und Arme. Hierauf folgen die Dinge, die zwar nicht unentbehrlich sind, die aber zur Verbesserung der Glücksumstände eines Andern etwas beytragen können. Was das Angenehme

betrifft, so ist darauf zu sehen, daß ein Geschenk nicht gemein, sondern etwas solches sey, was entweder Wenigen oder nicht in diesem Alter gegeben worden, wenn es auch nicht kostbar ist. Wir müssen untersuchen, was dem Freunde das meiste Vergnügen verursachen, und was er als ein angenehmes Andenken lieb gewinnen wird.

Ich will nun auch zeigen wie man geben soll. Wir sollen geben, wie wir wünschen würden zu nehmen, vor allen Dingen gerne, bald, ohne langes Bedenken. Wer sich lange besinnt, ob er geben will oder nicht, der ist von dem, der die Wohlthat versagt, nicht viel unterschieden. Wolthaten, die man gern und ohne Aufschub erzeigt, sind am angenehmsten. Das Beste ist, wenn man dem Wunsch des Bittenden zuvorkommt, das Nächste, wenn man ihn sogleich erfüllt. Wer erst nach vielem Bitten erhalten hat, was er wünscht, der hat es nicht umsonst erhalten. Einige unsrer Vorfahren haben gesagt: Keine Sache ist theurer zu stehen gekommen, als die man mit Bitten gekauft hat. Es ist ein beschwerliches, lästiges Wort, wenn man mit niedergeschlagenem Gesichte sagen muß: Ich bitte. Dieses Wort muß man dem Freund erlassen, wenn man sich verdient um ihn machen will. Man muß den Wunsch des Freundes zu errathen suchen, und wenn man ihn errathen hat, so muß man ihm die traurige Nothwendigkeit zu bitten, ersparen. Diejenige Wohlthat ist angenehm, und wird stets im Andenken bleiben, welche entgegen gekommen ist. Wenn wir nicht zuvorkommen

können, so wollen wir wenigstens die Worte des Bittenden unterbrechen, damit es nicht das Ansehen habe, daß wir uns wollten bitten lassen; so bald wir wissen was er wünscht, wollen wir es sogleich versprechen, und wollen selbst durch die schleunige Erfüllung beweisen, daß wir es würden gethan haben, ehe wir darum wären gebeten worden.

Manche, auch geringe Wohlthaten erhalten dadurch einen großen Werth, wenn man sie dem Freunde mit heiterer Miene und mit freundlichen Worten giebt, wenn man etwa spricht: „Ich bin böse auf dich, daß du mich nicht schon längst hast wissen lassen, was du gewünscht, daß du so inständig gebeten, und einen Fürsprecher zu Hülfe genommen hast. Dießmal will ich dir deine Unartigkeit verzeihen.“ Auf solche Art wirst du bewirken, daß er deine Gesinnung höher schätzt, als das, was er zu bitten gekommen war. Dann zeigt sich die Tugend und Güte des Gebers in ihrer wahren Größe, wenn der Weggehende sich sagen muß: Heute habe ich einen großen Gewinn gemacht. Es ist mir lieber, daß ich ihn so gefunden habe, als wenn ich noch so viel auf einem andern Wege bekommen hätte. Für diese seine wohlwollende Gesinnung werde ich meinem Freunde nie dankbar genug seyn können.

Aber die meisten machen ihre Wohlthaten durch rauhe Worte und stolzes Betragen so verhaßt, daß es den Bittenden reuet, ein Versprechen erhalten zu haben. Nach dem erhaltenen Versprechen währt es noch lange, ehe es erfüllt wird. Da muß Einer

gebeten werden, daß er daran erinnere, ein Anderer, daß die Sache endlich zu Stande gebracht werde. So geht die Wohlthat durch mehrere Hände, so daß dem Versprechenden der geringste Theil des Dankes übrig bleibt, weil ihm Jeder, der nach ihm gebeten werden muß, etwas davon abzieht. Du mußt daher dafür sorgen, daß deine Wohlthaten rein und ganz, ohne Abzug, wie man zu sagen pflegt, denen zukommen, welchen sie versprochen worden sind. Niemand darf ihnen den Weg versperren, niemand sie aufhalten. Keiner kann für das, was du geben willst sich Dank erwerben, ohne den dir gebührenden zu vermindern.

Es ist nichts so schmerzlich als langes Schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Manche sehen es lieber, wenn ihnen eine Hoffnung sogleich abgeschnitten, als wenn sie lange hingehalten wird. Aber die Meisten haben den Fehler, daß sie aus tadelnswürdiger Ehrsucht ihr Versprechen lange aufschieben, damit die Zahl der Bittenden nicht zu geringe sey. Dieß ist eine gewöhnliche Unart der Staatsminister, die ein Vergnügen darin finden, ihren Stolz recht lange zur Schau auszustellen, und die sich einbilden, sie würden weniger vermögen, wenn sie nicht oft, lange und vielen einzelnen zeigten, wie viel sie vermögen. Das thut manchen Bittenden so wehe, daß sie verlangen, man soll ihnen ihre Bitte lieber gleich abschlagen, damit sie wüßten, woran sie wären. Denn auch das Warten auf eine gute Sache ist mit Verdruß verbunden. Durch die meisten Wohlthaten soll irgend einem

Bedürfnisse abgeholfen werden. Wer nun den Hülfsbedürftigen, den er sogleich von seiner Noth befreyen könnte, sich entweder länger quälen läßt, oder ihm erst späte Freude macht, der vermindert den Werth seiner Wohlthat. Wer etwas gern thut, der thut es bald. Wer einem Andern langsam, und nach einem Aufschub von einem Tag zum andern genützt hat, der hat es nicht aus gutem Herzen gethan. Auf diese Art hat er zwey wichtige Dinge verdorben, die Zeit, und den Beweis einer wohlwollenden Gesinnung. Langsam wollen ist nicht viel besser als nicht wollen. Es kommt oft nicht darauf an was, sondern wie man es giebt. Wie angenehm, wie vortrefflich ist es, wenn der Geber nicht erlaubt hat, ihm zu danken, wenn er unter dem Geben gleichsam vergißt, daß er gegeben hat! Hingegen ist es Unverstand, wenn man demjenigen, dem man etwas giebt, zugleich Vorwürfe macht. Wohlthaten darf man nicht verbittern, noch ihnen etwas trauriges beymischen. Wenn du dem Empfänger deiner Wohlthat eine Erinnerung zu geben hast, so wähle dazu eine andere Zeit.

Bisweilen sollte man in Geheim geben, so daß der Hülfsbedürftige selbst nicht wisse, von wem er die Wohlthat empfangen habe. Als ein berühmter Philosoph, Arcesilaus, einen armen Freund, der seine Armuth verheimlichte, aber krank war, und nicht einmal gestand, daß es ihm an dem Nothdürftigsten fehle, heimlich unterstützen wollte, legte er ihm, ohne daß er es merkte, ein Säckchen mit Geld unter das Küssen, damit der unnöthiger Weise schamhafte Mann

nicht sowohl annehmen als finden sollte, was ihm mangelte. Wie also? Soll er nicht wissen, von wem er es empfangen habe? Erstlich mag er es meinetwegen nicht wissen, wenn dieß selbst ein Theil der Wohlthat ist. Hernach kann ich vieles Andere thun, viel geben, woraus er schließen kann, wer der Geber sey. Endlich mag er nicht wissen, von wem er die Wohlthat empfangen habe; genug, daß ich es weiß. Das ist zu wenig, wirst du sagen. Zu wenig, antworte ich, wenn du zu wuchern gedenkst. Wenn du aber geben willst, was dem Empfänger am nützlichsten seyn wird, so wirst du es geben; du wirst mit deinem eigenen Zeugnisse zufrieden seyn; sonst findest du kein Vergnügen am Wohlthun selbst, sondern an dem Schein wohlthätig gewesen zu seyn. Ich will, sprichst du, daß er es wisse. Du suchst also einen Schuldner. Ich will dennoch, daß er es wisse. Wie aber? wenn es ihm nützlicher, wenn es ehrenvoller, wenn es angenehmer wäre, daß er es nicht wisse? Wirst du nicht der entgegengesetzten Meynung beytreten? Ich läugne nicht, daß es Freude macht, von der Gesinnung des Empfängers Zeuge zu seyn, wenn es die Sache erlaubt. Wenn ihm aber geholfen werden muß; wenn er sich schämt um Unterstützung zu bitten, wenn das, was wir leisten, beleidigt, wofern es nicht geheim gehalten wird, so schreibe ich meine Wohlthat nicht in mein Tagebuch. Warum nicht? Warum soll ich ihm nicht verschweigen, daß ich ihm gegeben habe, da es eine der vornehmsten und nöthigsten Vorschriften ist, daß ich ihm die Wohlthat nie vorwerfe, ihn nicht einmal daran erinnere? Denn der Wohlthäter

sollte das Gegebene sogleich vergessen, aber der Empfänger niemals. Die oft wiederholte Erwähnung der erzeigten Wohltaten beleidigt und kränkt denjenigen, der sie empfangen hat.

Wir dürfen nicht von dem sprechen, was wir ihm erzeigt haben. Wer daran erinnert, der fordert es zurück. Nicht einmal Andern sollen wir es erzählen. Wer die Wohlthat erzeigt hat, der schweige; wer sie empfangen hat, mag sie rühmen. Denn sonst wird man dir sagen, was Jemand zu einem Prahler sagte, der überall erzählte, was für eine große Wohlthat er ihm erwiesen habe. Kannst du leugnen, sprach er zu ihm, daß du die mir erzeigte Wohlthat wieder bekommen hast? und als dieser fragte: Wann? so gab Jener zur Antwort: Oft, und an mehrern Orten; das heißt so oft und an so vielen Orten du davon gesprochen hast. Wozu ist es nöthig, daß du selbst davon sprichst? Warum greifst du in ein fremdes Amt? Ein Anderer kann es auf eine bessere Art thun, so, daß man bey seiner Erzählung auch das loben wird, daß du selbst nicht davon sprichst. Dieses Selbstrühmen ist so ganz zu vermeiden, daß, wenn Jemand in unserer Gegenwart erzählt, was wir einem Andern erzeigt haben, wir antworten sollen: Er ist weit größerer Wohlthaten würdig; ich weiß, daß ich ihm weit mehr geben zu können wünsche, als was ich ihm gegeben habe. Dieß darf aber nicht auf eine verstellte Art gesagt werden, wie Manche zu thun pflegen, die einen Lobspruch von sich ablehnen, damit man sie desto mehr loben möge. Wenn du wünschest, daß dir diejenigen, die du dir verbindlich gemacht hast,

dankbar seyn sollen, so mußt du ihnen nicht nur Wohlthaten erzeigen, du mußt sie auch lieben. Vornämlich müssen wir uns hüten, sie an das erwiesene Gute zu erinnern, und ihnen dasselbe vorzuwerfen; denn damit machen wir ihnen unsre Wohlthat verhaßt. Bey der Wohlthätigkeit ist nichts so sehr zu vermeiden als Stolz. Alle leere Prahlerey ist zu vermeiden. Die Sache selbst muß sprechen, und wir müssen schweigen. Eine Wohlthat, die mit stolzer Miene gegeben wird, ist nicht nur unangenehm, sondern auch verhaßt.

Manche Dinge würden denen, die darum bitten, schädlich seyn, wenn man ihnen ihre Bitte gewährte; ihnen etwas dergleichen nicht geben, sondern versagen, ist Wohlthat. Wir müssen mehr den Nutzen der Bittenden als ihre Wünsche in Betrachtung ziehen. Denn oft wünschen wir schädliche Dinge, und können nicht einsehen wie verderblich sie sind, weil uns die Leidenschaft verhindert, ein richtiges Urtheil zu fällen. Wenn aber die Hitze der Begierde, welche die Ueberlegung verhindert hatte, verraucht ist, so verabscheuen wir die verderblichen Urheber böser Geschenke.

So wie wir Kranken kein kaltes Wasser, Schwermüthigen, die gegen sich selbst wüthen, keinen Dolch geben, und wie wir Verliebten alles versagen, was sie in der Hitze ihrer Leidenschaft gegen sich selbst mißbrauchen könnten: so müssen wir auch denen, die uns um etwas bitten, was ihnen schädlich seyn würde, das Gebetene standhaft verweigern, wenn sie auch noch so inständig und demüthig, ja recht flehentlich darum bitten sollten. Man muß nicht bloß den Anfang, sondern

auch die Folgen seiner Wohlthaten in Betrachtung zie-
hen, und nur das geben, was nicht nur Vergnügen
macht, wenn man es empfängt, sondern auch, wenn
man es empfangen hat. Manche sprechen: Ich weiß,
daß Jenem das Gebetene nicht nützlich seyn wird. Aber
was will ich machen? Er bittet; ich kann ihm seine
Bitte nicht abschlagen. Er mag zusehen; er mag sich
über sich selbst, nicht über mich beklagen. — Es ist
falsch. Ja über dich wird er sich beklagen, und das
mit Recht, wenn er zum Besinnen gekommen, und wenn
der Paroxismus, der sein Gemüth entflammt hatte, vor-
bey ist. Warum sollte er den nicht hassen, der ihm zu
seinem Schaden und zu seiner Gefahr behülflich gewesen
ist? Sich zum Verderben der Bittenden erbitten lassen,
ist eine grausame Güte. So wie es eine schöne That
ist, wenn man Andere auch wider ihren Willen rettet,
so ist es hingegen ein schmeichelhafter und gefälliger
Haß, wenn man Bittenden etwas verderbliches giebt.
Wir wollen Wohlthaten erzeigen, die beym Gebrauch
immer mehr gefallen, die nie böse Folgen nach sich zie-
hen. Einem jungen Menschen werde ich kein Geld
geben, wenn ich weiß, daß er es einer H — auszahlen,
oder auf eine andere Art verschwenden wird, damit ich
nicht als Theilnehmer einer schändlichen That, oder
eines bösen Vorhabens erfunden werde. Wenn es mir
möglich ist, so werde ich das schon Gegebene wieder
zurücknehmen, wo nicht, so werde ich ihm doch nicht
zu der Lasterthat behülflich seyn. Es mag ihn der Zorn,
oder die Hitze des Ehrgeitzes zu etwas reitzen, wohin er
sich nicht sollte reitzen lassen; oder wodurch er sich einer

unnöthigen Gefahr aussetzt; ich werde nicht gestatten, daß er selbst Hand an sich lege, werde nicht zugeben, daß er einstens sagen könne: Jener hat mich aus Liebe getödtet. Oft ist zwischen Geschenken der Freunde und den Wünschen der Feinde kein Unterschied. Das Böse, was ihm diese wünschen, dazu ist ihm die unzeitige Nachgiebigkeit Jener behülflich. Was ist aber schändlicher, als so handeln, daß zwischen Haß und Wohlthat kein Unterschied ist?

Wir wollen nie geben, was uns zur Schande gereichen würde. Ich will dem Dürftigen geben, aber so, daß ich nicht selbst darben muß. Ich will dem, der in Lebensgefahr ist, zu Hülfe kommen, aber so, daß ich nicht selbst umkomme, es sey denn, daß ich mich für einen großen Mann oder für eine wichtige Sache aufopfern würde. Ich will keine Wohlthat geben, um welche ich nicht selbst mit Ehren bitten könnte. Hiernächst muß Jeder auf sein Vermögen und auf seine Kräfte Rücksicht nehmen, damit er weder mehr noch weniger thue als er thun kann. Wir müssen die Person, welcher wir geben, in Betrachtung ziehen. Manche Dinge sind zu geringe, als daß sie großen Männern gegeben werden könnten; andere sind zu groß für den Empfangenden. Man muß den Stand beyder mit einander vergleichen, und untersuchen, ob nicht das, was man giebt, für den Geber oder für den Empfangenden zu viel oder zu wenig sey.

Man hat gefragt, ob man auch denen Wohlthaten erzeigen soll, von welchen man schon vorhersehen

und wissen kann, daß sie undankbar seyn werden? Es kommt darauf an, wie man das versteht. Im Allgemeinen ist die Frage zu verneinen. Gleichwie derjenige schlecht für seine Tochter sorgt, der sie an einen schmähsüchtigen und oft geschiedenen Mann verheyrathet; gleichwie der für einen schlechten Hausvater gehalten wird, der sein Hauswesen einem offenbaren Betrieger anvertraut; gleichwie der äußerst thöricht handelt, der in seinem Testamente einen Mann, der seine Mündel um ihr Vermögen gebracht hat, zum Vormund bestellt: so ist derjenige auf die schlimmste Art wohlthätig, der Undankbare, das heißt solche, von welchen er gewiß weiß, daß sie seine Wohlthaten mißbrauchen werden, wählt, und ihnen giebt, was so gut als verloren zu betrachten ist.

Man wird sagen: Aber Gott selbst erzeigt doch den Undankbaren viele Wohlthaten, ob er gleich vorher weiß, daß sie dieselben mißbrauchen werden. Ich antworte: Gott hat sie eigentlich für die Guten bereitet; sie werden aber auch den Bösen zu Theil, weil Gute und Böse nicht von einander getrennt werden können. Es ist aber besser, auch den Bösen nützen wegen der Guten, als den Guten nicht nützen wegen der Bösen. So hat Gott den Tag, die Sonne, den Wechsel der Jahreszeiten, Regen, Wasserquellen und Winde für Alle bestimmt; Einzelne konnte er nicht ausnehmen. Es war nicht möglich, die Einrichtung zu treffen, daß tugendhafte Männer immer günstigen, und Böse immer konträren Wind hätten; die offene See ist ein Gemeingut für den Handel, und für den

Vortheil, daß das Reich des menschlichen Geschlechts immer mehr erweitert werde. Es konnte dem Regen kein Gesetz vorgeschrieben werden, daß er sich nicht auf die Felder der Bösen und Gottlosen ergießen sollte. Manche Dinge sind für Alle bestimmt. Sowohl für Böse als für Gute werden Städte gebaut. Die Arzneykunst zeigt auch den Lasterhaften Hülfe. Niemand hat die Verfertigung heilsamer Arzneymittel verboten, damit nicht Unwürdige gesund gemacht würden. Auch dem Dieb wird Recht gesprochen; auch Mörder genießen des Friedens ꝛc. Manche Dinge konnten den Guten nicht gegeben werden, wenn sie nicht Allen gegeben würden. Was nach meinem Urtheil einem einzelnen insbesondere gegeben werden soll, werde ich dem nicht geben, von dem ich weiß, daß er undankbar seyn wird.

Du wirst sprechen: So wirst du also auch dem, der dich um Rath fragt, keinen guten Rath ertheilen; wirst ihm nicht erlauben, aus deinem Brunnen Wasser zu schöpfen, noch wirst du dem Verirrten den rechten Weg zeigen? Wirst du dieß zwar thun, aber nichts schenken? Ich mache einen Unterschied. Eine Wohlthat ist eine nützliche Handlung; aber nicht jede nützliche Handlung ist eine Wohlthat. Denn manche Dinge sind so unbedeutend, daß sie den Namen einer Wohlthat nicht verdienen. Zweyerley muß zusammen kommen, wenn etwas eine Wohlthat heißen soll: Erstlich die Erheblichkeit der Sache; denn einige sind so geringe, daß sie diesen Namen nicht verdienen. Wer hat es eine Wohlthat genannt, wenn er dem Armen ein Stückchen Brod, oder einen Pfennig hingeworfen, oder

einem Andern erlaubt hat, Feuer bey ihn anzuzünden? und doch nützen dergleichen Dinge bisweilen mehr als noch so wichtige; nur ihre Geringfügigkeit benimmt ihnen ihren Werth, auch wenn sie zu einer Zeit nöthig sind. Hernach was das Vornehmste ist, muß zu einer Wohlthat noch hinzukommen, daß wir sie ihm um desjenigen willen erzeigen, weil wir ihn derselben würdig achten, und Vergnügen darüber empfinden; aber von dem allen findet sich nichts bey den Dingen, von welchen wir gesprochen haben. Denn wir haben sie Jenen gegeben, nicht als Würdigen, sondern ohne Achtung, als Kleinigkeiten.

So kann man die vorgelegte Frage beantworten, wenn man unter Undankbaren solche Menschen versteht, von welchen man vorhersehen und wissen kann, daß sie die Wohlthaten unnütz verschwenden werden. Versteht man aber unter Undankbaren diejenigen, die der empfangenen Wohlthaten vergessen, uns hassen, und das ihnen erzeigte Gute mit Bösem vergelten, so sollen wir dennoch fortfahren, ihnen Gutes zu erzeigen, wenn sie dessen bedürftig sind, so wie Gott immer fortfährt den Bösen Gutes zu erweisen, ob sie ihn gleich nicht lieben und verehren. Er sucht sie durch Wohlthaten zu bessern.

Wer Wohlthaten empfängt, soll dankbar seyn, und dieß kann schon beym Empfang einer Wohlthat geschehen, wenn man sie nämlich mit heiterer Miene annimmt, und zu erkennen giebt, daß man sich darüber freuet. Denn es ist billig, daß wir dem Geber, der uns eine Freude zu machen sucht, auch Freude machen. Es giebt Menschen, die nur in geheim Wohlthaten an-

nehmen wollen, und es nicht gern sehen, wenn auch Andere darum wissen. Diese verrathen keine gute Denkungsart. Was man sich schämt anzunehmen, das soll man lieber gar nicht annehmen. Manche wollen nicht anders als gleichsam verstohlner Weise danken, wenn Niemand dabey zugegen ist. Das ist aber schon eine Art der Undankbarkeit. Denn wer sich schon beym Empfange so gleichgültig bezeigt, da doch jede Wohlthat, wenn sie noch neu ist, gefällt, was wird er denn thun, wenn das erste Vergnügen erloschen ist? Ein Anderer nimmt die Wohlthat mit einer stolzen Miene an, als ob er sagen wollte: Ich habe dieß zwar nicht nöthig; weil du es aber nicht anders haben willst, so will ich es annehmen; wenn er dankt, so thut er kaum die Lippen von einander, und bezeigt sich undankbarer, als wenn er geschwiegen hätte. Man muß sein Vergnügen recht lebhaft zu erkennen geben, insbesondere wenn die Sache von Wichtigkeit ist, und etwa sprechen: du kannst dir nicht vorstellen, was für eine Gefälligkeit du mir erwiesen hast; aber ich muß dir sagen, daß sie weit größer ist als du glaubst. Nie werde ich sie dir vergelten können; nie werde ich aufhören, überall zu bekennen, daß ich sie nicht vergelten kann.

Es giebt zweyerley Arten dankbarer Menschen. Dankbar wird nämlich genannt, wer für das, was er bekommen hat, etwas wieder giebt; dankbar wird aber auch genannt, wer den Werth der empfangenen Wohlthat erkennt, und gegen den Wohlthäter gutgesinnt ist. Wenn er auch weiter nichts als dieses

thun kann, so ist er dennoch dankbar; er liebt, er wünscht seine Dankbarkeit thätig beweisen zu können. Es fehlt ihm nichts von dem, was du außer diesem verlangst. Es kann Jemand ein Künstler seyn, wenn er auch jetzt keine Werkzeuge hat, womit er seine Kunst ausüben kann; ein guter Sänger kann er seyn, wenn auch seine Stimme vor dem Geräusch und Lärmen des Volks nicht gehört wird. So ist auch der dankbar, welcher bloß wünscht, seine Dankbarkeit thätig beweisen zu können, und keinen andern Zeugen seines guten Willens hat als sein eigenes Gewissen.

Der unverdorbene Mensch fühlt schon einen natürlichen Trieb zur Dankbarkeit, und daher wird sie eben so wenig von einem bürgerlichen Gesetze geboten als die Liebe der Kinder gegen ihre Eltern, als die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, und als die Liebe des Menschen gegen sich selbst; denn es ist überflüssig zu gebieten, was uns angeboren ist. Alle Tugenden, und so auch diese, gefallen wegen ihrer eigenen Natur und Beschaffenheit, und sie sind schon an sich selbst so angenehm, daß auch die Bösen sich nicht entbrechen können, das Bessere zu billigen. Wer wünscht nicht für wohlthätig gehalten zu werden? Wer wünscht nicht, selbst wenn er Laster und Ungerechtigkeiten begeht, daß man eine gute Meynung von ihm habe. Wer sucht nicht seinen schlimmsten Handlungen einen Schein der Rechtmäßigkeit zu geben? Niemand ist so tief gesunken und hat die Menschlichkeit so ganz ausgezogen, daß er bloß zu einem angenehmen Zeitvertreib lasterhaft seyn könnte. Frage jeden Straßenräuber und Dieb, ob er nicht lieber

auf eine erlaubte und gute Art dasjenige haben möchte, was er durch Rauben und Stehlen an sich gebracht hat? Man wird Niemand finden, der nicht die Vortheile der Ungerechtigkeit lieber ohne Ungerechtigkeiten begangen zu haben, genießen wollte. Die Natur hat sich dadurch sehr wohlthätig gegen uns bewiesen, daß die Tugend ihr Licht in aller Menschen Seelen eindringen läßt; auch diejenigen, die sie nicht ausüben, sehen sie doch.

Daß eine dankbare Gesinnung schon an sich selbst wünschenswürdig, Undankbarkeit hingegen an sich selbst zu verabscheuen und zu meiden ist, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man bedenkt, daß nichts die Eintracht des menschlichen Geschlechts so sehr stört und gleichsam zerreißt, als dieses Laster. Denn wodurch anders kann unsre Sicherheit erhalten werden, als durch Leistung gegenseitiger Dienste? Bloß dadurch wird das Leben mit allem Nöthigen versehen, und gegen plötzliche Anfälle gesichert, daß wir uns gegen einander wohlthätig beweisen. Gesetzt Jeder müßte von allen Andern abgesondert leben; was würden wir seyn? Eine Beute und Schlachtopfer der Thiere. Andere lebendige Geschöpfe besitzen Kräfte genug zu ihrer Selbstvertheidigung. Manche sind zum Herumfliegen geboren, und können sich dadurch vor Nachstellungen retten; Andere, die ein einsames Leben führen, sind bewaffnet. Den Menschen umringt Schwachheit. Weder starke Klauen noch Zähne machen ihn den Thieren furchtbar; aber die Gesellschaft schützt den Nackenden und Schwachen. Zwey Dinge machen den Menschen, der gar nichts ver-

mögen würde, wenn er in einer wüsten Einöde leben müßte, zu dem stärksten unter allen lebendigen Geschöpfen, die Vernunft und die Gesellschaft; dadurch bemächtiget er sich aller Dinge. Die Gesellschaft hat ihm die Herrschaft über alle Thiere verschafft; die Gesellschaft hat den Erdensohn zum Herrn einer fremden Natur gemacht, so daß er seine Herrschaft auch auf dem Meer ausüben kann. Sie hat die Anfälle der Krankheiten abgetrieben, dem Alter Unterstützung, dem Bekümmerten Trost verschafft. Sie macht uns stark, weil wir gegen das Schicksal Beystand finden können. Vernichtet man sie, so wird das ganze menschliche Geschlecht vernichtet, weil das Leben durch sie erhalten wird; sie wird aber vernichtet werden, wenn ein undankbares Gemüth nicht an sich selbst für verabscheuungswürdig erkannt wird.

Wenn wir zur Dankbarkeit gegen wohlthätige Menschen verpflichtet sind, so sind wir noch weit mehr zur Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet. Denn wo ist ein Mensch, der so elend, so verlassen, einem so harten Schicksal unterworfen, so ganz zu seiner Qual geboren wäre, daß er nicht die Mildthätigkeit Gottes sollte empfunden haben? Man betrachte selbst jene Unzufriedenen, die ihr Loos beweinen, und nie aufhören zu klagen. Man wird Keinen finden, der nicht seinen Antheil an den Wohlthaten des Himmels bekommen hätte, keinen, dem nicht etwas aus jener höchst wohlthätigen Quelle zugeflossen wäre. Oder ist das, was allen, die geboren werden, in gleichem Maße mitgetheilt wird, etwas geringes. Nichts von dem zu

geden-

gedenken, was in der Folge in ungleichem Maße vertheilt wird, hat denn die Natur wenig gegeben, indem sie sich selbst gegeben hat?

Du sprichst: Gott erzeigt keine Wohlthaten. Aber woher hast du denn, was du besitzest? was du giebst? was du versagst? was du behältst, was du raubst? Woher die unzähligen Dinge, die deine Augen und Ohren ergötzen? Woher der Ueberfluß an Dingen, die zur Schwelgerey gemißbraucht werden? Es ist nicht nur für unsere Bedürfnisse gesorgt worden; auch für unser Vergnügen ist mit Liebe gesorgt. So viele Bäume und Gesträucher, welche die mannichfaltigsten Arten der Früchte tragen, so viele heilsame Kräuter, so verschiedene Arten der Speisen sind durch das ganze Jahr so vertheilt, daß die freywillig wachsenden Früchte der Erde auch dem Trägen Nahrungsmittel geben können. Thiere von den verschiedensten Gattungen auf dem trokkenen Lande, in den Gewässern, in der Luft werden geboren, damit jeder Theil der Natur uns einen Tribut liefere. Diese Flüsse, welche mit den angenehmsten Krümmungen unsre Felder umgeben, jene, die den Weg zum Handel öffnen und schiffbar sind, dienen zu unsrer Bequemlichkeit; und darunter sind einige, die an bestimmten Tagen auf eine wunderbare Weise anwachsen, um die dürren und unter einem heißen Himmelsstrich liegenden Gegenden zu befeuchten. Was soll ich von den Gesundbrunnen, was von den selbst an den Ufern sich ergießenden warmen Wassern sagen?

Wenn dir Jemand wenige Morgen Landes geschenkt hätte, so würdest du es für eine Wohlthat erkennen;

aber jene unermeßlichen Räume sich weit erstreckender Länder willst du für keine Wohlthat halten? Wenn dir Jemand Geld geschenkt, und deinen Kasten (weil du das doch für etwas so wichtiges hältst) angefüllt hätte, so würdest du das für eine Wohlthat erkennen; nun hat aber die Natur so viele Metalle, Gold, Silber, Erz, Eisen in dem Schooße der Erde vergraben, und an der Oberfläche der Erde bezeichnet, wo man diese verborgenen Reichthümer finden kann; willst du das für keine Wohlthat halten? Wenn dir ein Haus geschenkt wird, in dessen Zimmern die Decken mit Marmor, Gold und mancherley Farben geschmückt sind, so wirst du das für kein geringes Geschenk halten; nun aber hat dir Gott einen ungeheuer großen Wohnplatz erbauet, der keiner Feuersbrunst und keinem Einsturz ausgesetzt ist, auf welchem du nicht dünne Goldbleche, sondern ganze Massen der kostbarsten Steine, und eine ungeheure Menge von Materien, deren kleine Stückchen du bewunderst, sehen kannst, dessen Decke anders in der Nacht und anders am Tage schimmert; kannst du sagen, du habest kein Geschenk empfangen? Und da du dem, was du hast, einen großen Werth beylegst, glaubst du, daß du es Niemand zu danken habest? Würde das nicht die größte Undankbarkeit seyn? Woher hast du die Luft, die du athmest? woher dieses Licht, welches dich in den Stand setzt, deine Handlungen zu ordnen, woher das Blut, durch dessen Umlauf die Lebenskraft und Wärme erhalten wird? woher die Dinge, die deinen Gaumen mit den mannichfaltigsten, ausgesuchtesten Arten des Geschmacks bis zur Uebersättigung

reitzen und ergötzen? Mußt du nicht, wenn du dankbar bist, bekennen, daß es Gott ist, dem du es zu danken hast? Du sprichst vielleicht: die Natur giebt mir dieß alles. Aber was ist die Natur? Wer ist ihr Urheber? Wer erhält sie in ihrer Ordnung? Gott ist es, die erste Ursache aller Dinge, von welcher alle übrigen abhangen. Er ist es, dem du die innigste Dankbarkeit schuldig bist.

Endlich ist noch kürzlich zu zeigen, wie man sich gegen Undankbare verhalten soll? Ruhig, sanftmüthig, großmüthig. Nie soll dich ein grober, undankbarer Mensch so sehr beleidigen, daß es dir dennoch nicht angenehm seyn sollte, Wohlthaten erzeigt zu haben. Nie soll dir eine zugefügte Beleidigung die Worte auspressen: Ich wünschte, daß ich es nicht gethan hätte. Nie darfst du dich darüber entrüsten, als ob dir etwas neues begegnet wäre; vielmehr solltest du dich wundern, wenn es dir nicht begegnet wäre. Den einen hält die Mühe, die er übernehmen, den andern der Aufwand, den er machen soll, ab, die Wohlthat zu vergelten, wenn er es auch thun könnte; wieder einen andern falsche Scham, um nicht das Geständniß abzulegen, daß er eine Wohlthat empfangen habe, indem er sie erwiedert; einen andern Trägheit, einen andern Beschäftigung. Betrachte, wie die unersättlichen Begierden der Menschen immer mehr fordern: du wirst dich nicht wundern, daß da Niemand giebt, wo Niemand genug bekommt.

Ueberlege ferner, ob du selbst dich gegen alle diejenigen, denen du etwas zu danken hast, dankbar gewesen bist, und ob dich die Erinnerung an alle empfangene Wohlthaten begleitet? Du wirst einsehen, daß du als

Jüngling vergessen hast, was dir in deinem Knabenalter gegeben worden ist; und daß das Andenken an die Wohlthaten, die dir in deinem Jünglingsalter erwiesen worden sind, nicht bis in das Alter fortdauert. Einige haben wir schlecht angewendet, andere haben wir weggeworfen, andere haben wir vergessen, und von andern wenden wir die Augen weg. Zu deiner Entschuldigung will ich noch anführen, daß unser Gedächtniß schwach ist, und nicht hinreicht die Menge der Dinge, die wir wahrnehmen, zu fassen. Nothwendig muß es so viel verlieren als es annimmt, und das Aelteste durch das Neueste vergraben. So kam es, daß du deine Amme am wenigsten geachtet hast, weil das folgende Alter ihre Wohlthat in weite Entfernung zurückgesetzt hat; so kam es, daß du deinen Lehrer nicht so geschätzt hast, wie er es verdient. Wenn du dich sorgfältig wirst geprüft haben, so wirst du vielleicht den Fehler, über den du dich beklagst, in deinem eignen Busen finden. Es ist unbillig, dich über ein allgemeines, und thöricht, dich über dein eigenes Laster zu entrüsten. Verzeihe, damit man auch dir verzeihe. Durch Nachsicht wirst du den Undankbaren vielleicht bessern; aber durch Vorwürfe wirst du ihn verschlimmern. Er ist nicht der, wofür wir ihn gehalten haben; wir wollen die bleiben, die wir gewesen sind, ihm unähnlich. Wir wollen ihn so gut als möglich bey uns selbst entschuldigen: Vielleicht konnte er sich nicht dankbar bezeigen; vielleicht wußte er nicht, daß er dazu verbunden sey; vielleicht wird er in Zukunft thun was er noch nicht gethan hat. Der bedachtsame und verständige Gläubiger hat manchen Schuldner,

mit welchem er Nachsicht hatte, gebessert. Das Nämliche müssen auch wir zu thun uns bestreben.

Anhaltende Güte besiegt die Bösen. Niemand ist leicht gegen das, was liebenswürdig ist, so unempfindlich, daß er es, auch mit Gewalt dazu gezogen, nicht lieben sollte. Man hat sich nicht dankbar gegen mich bezeigt. Was soll ich thun? Was Gott, der Urheber alles Guten, zu thun pflegt, der den Menschen Wohlthaten erzeigt ehe sie es wissen, und fortfährt ihnen Gutes zu thun, wenn sie gleich undankbar sind. Dieser beschuldigt ihn der Gleichgültigkeit gegen menschliche Angelegenheiten, Jener der Ungerechtigkeit. Aber gleich guten Eltern, die zu den Scheltworten ihrer kleinen Kinder lächeln, hört er nicht auf, auch diejenigen, die noch zweifeln, ob er der Urheber der Wohlthaten sey, mit Wohlthaten zu überhäufen. Mit immer gleicher Beharrlichkeit vertheilt er seine Güter unter alle Nationen und Völker, läßt regnen zu rechter Zeit, bewegt das Wasser der Meere mit seinem Wind, erhält die Gestirne in ihrem Lauf, und die Jahreszeiten in ihrer Ordnung, und hat gnädige Nachsicht mit den Fehlern der schwachen Sterblichen. Ihm wollen wir nachahmen, wenn wir gleich vieles vergeblich gegeben haben. Wir wollen Andern geben; wollen selbst denen geben, die uns mit Undank belohnt haben. Niemand läßt sich abhalten ein Haus zu bauen, weil es einstürzen kann; wenn eine Feuersbrunst unsre Wohnung verzehrt hat, so legen wir sogleich den Grund zu einer neuen; und zerstörte Städte werden öfters auf dem nämlichen Grund und Boden wieder

aufgebaut. So beharrlich ist das menschliche Gemüth in seiner Erwartung des Guten. Alle Geschäfte der Menschen zu Wasser und zu Lande würden aufhören, wenn man nicht immer versuchte das Verfallene wieder herzustellen. Wir wollen daher auch im Geben nicht ermüden, wenn wir gleich oft mit Undank belohnt worden sind; nur bedachtsamer wollen wir geben.

VII.

Von der Gemüthsruhe. *)

Ein Freund eröffnete dem Seneka seinen Gemüthszustand, und bat ihn um einen guten Rath. Ich entdecke, schrieb er an ihn, bey meiner Selbstprüfung offenbare Fehler an mir, die ich gleichsam mit Händen greifen kann; andere, die ich nur dunkel, wie im Hintergrund bemerke, und noch andere, die ich zwar selten begehe, die mich aber bisweilen unvermuthet überraschen; und diese letztern sind mir am beschwerlichsten. Sie sind gleich einem umherschwärmenden Feind, der uns nur bey Gelegenheit überfällt, so daß wir weder wie im Krieg gerüstet, noch wie im Frieden sicher seyn können. Ich finde, (denn warum sollte ich dem Arzte die Wahrheit nicht gestehen?) daß ich von jenen gefürchteten und von mir verabscheuten Fehlern weder ganz frey noch von ihnen gefesselt bin. Der Zustand, in welchem ich mich befinde, ist zwar nicht der schlimmste; er ist aber doch kläglich und be-

*) Manche Gelehrte haben behauptet, in dieser Abhandlung sey eine schlechte, oder eigentlich gar keine Ordnung. Und wahr ist es, daß der Zusammenhang durch viele Digressionen oft unterbrochen wird. Wenn man aber diese wegläßt, wie ich gethan habe, so scheint eine ziemlich gute Ordnung hervorzugehen.

schwerlich. Ich bin weder krank noch gesund. Sage mir nicht, daß die Tugend im Anfange noch schwach ist, und daß sie nach und nach Dauer und Stärke gewinnt; das weiß ich wohl. Aber ich fürchte, durch Gewohnheit, welche den Dingen Stetigkeit giebt, möchte dieser Fehler zu tief bey mir einwurzeln. Wie diese zwischen Gutem und Bösem hin- und herwankende Schwachheit des Gemüths beschaffen sey, das kann ich dir nicht auf einmal, sondern nur theilweise beschreiben.

Ich will dir sagen was mir begegnet; du wirst der Krankheit einen Namen zu geben wissen. Ich bin ein großer Freund der Sparsamkeit; das gestehe ich. Ich liebe weder eine prächtige Wohnung, noch kostbare Kleidung. Mir gefällt ein schlechtes, gewöhnliches Kleid, mäßige und wohlfeile Kost, die ich überall haben kann, die weder meinem Vermögen noch meinem Körper nachtheilig ist. Mir gefallen keine kostbare, sondern gewöhnliche, zum Gebrauch dienliche Meubeln. Wenn ich aber aus meiner Abgeschiedenheit in die große Welt, in vornehme Gesellschaften gekommen, oder zu Gaste gewesen bin; wenn ich die prächtigen Zimmer, wo alles von Gold und Silber glänzt, und die mit den ausgesuchtesten Leckerbissen besetzten Tafeln gesehen habe; dann fange ich an zu stutzen, es entsteht eine gewisse Unruhe in meinem Gemüthe; ich gehe zwar nicht schlimmer, aber trauriger hinweg, und fange an zu zweifeln, ob jene prächtige Lebensart nicht besser sey als die Meinige. Ich ändre zwar meine bisherige Gewohnheit nicht, ich werde aber

einigermaßen wankend. Ich bestrebe mich, die Vorschriften der Weisen zu befolgen; ich trachte nicht nach hohen Dingen und Ehrenstellen, suche nur meinen Freunden, Anverwandten, Mitbürgern und allen Menschen, mit welchen ich in Berührung komme, nützlich zu werden. Niemand darf mir meine Zeit rauben, wenn er mir diesen Aufwand nicht vergütet; aber bisweilen mische ich mich doch in Angelegenheiten, wozu ich keinen Beruf habe, und bemühe mich für Andere, ob ich gleich einsehen könnte, daß meine Mühe vergeblich seyn wird. Ich will mich nicht durch Schriften berühmt machen. Die Nachkommen, denke ich, sollen nicht von dir sprechen; du bist zum Sterben geboren; eine stille Leiche verursacht weniger Mühe; aber bisweilen lege ich doch auf den Nachruhm einen zu hohen Werth. So geht es mir in mehrern Dingen. Ueberall begleitet mich diese Schwachheit, und bey diesem beständigen Hin- und Herwanken fürchte ich, es könnte am Ende so weit mit mir kommen, daß ich meine Fehler nicht einmal für das hielte, was sie sind, und mein Gemüth sich verschlimmerte. Denn wir Alle haben eine günstige Meynung von uns selbst. Viele würden vielleicht weise geworden seyn, wenn sie sich nicht manche Fehler verhehlt, oder mit offenen Augen übersehen hätten. Wir werden mehr dadurch, daß wir uns selbst schmeicheln, als durch die Schmeicheleyen anderer Menschen verschlimmert. Wer wagt es, sich die Wahrheit zu sagen? Wer hat sich, wenn er von Schmeichlern umgeben war, nicht selbst geschmeichelt? Wenn dir daher ein Mittel gegen diese Wankelmüthigkeit bekannt ist, so bitte ich

dich um Mittheilung desselben; dann werde ich dir meine Gemüthsruhe zu danken haben. Wenn ich das Uebel, worüber ich klage, mit einem passenden Gleichnisse ausdrücken wollte, so würde ich sagen: ich werde zwar durch keinen Sturm geängstigt; ich habe aber die Seekrankheit. Komme daher dem bey dem Anblick des Landes Kranken und Bekümmerten zu Hülfe.

Hierauf antwortet Seneka: Ich habe, mein Freund, schon lange bey mir nachgedacht, womit ich einen solchen Gemüthszustand vergleichen könnte. Ich glaube aber, solche Menschen könnten am besten mit denen verglichen werden, die nach der Genesung von einer langwierigen Krankheit durch jede kleine Bewegung ermüdet werden, sich über jede Kleinigkeit ärgern, jede Hitze ihres Körpers für verdächtig halten, und noch immer den Arzt um Rath fragen, weil sie ihrer Gesundheit noch nicht trauen. Solche Menschen sind ziemlich gesund; sie sind aber der Gesundheit noch nicht gewohnt. Es ist daher nicht nöthig, daß du dich über deine vorübergehenden Schwachheiten, als Ueberbleibsel deiner Krankheit, zu sehr beunruhigst, und über dich zürnest. Habe nur Zutrauen zu dir selbst, und gehe auf dem richtigen Wege, den du betreten hast, getrost fort, ohne dich von Andern irre leiten zu lassen.

Was du an dir vermissest, ist ein großes Gut — Gemüthsruhe. Wir müssen daher untersuchen, was sie sey, und wie sie erlangt werden könne. Man besitzt dieses Gut, wenn das Gemüth sich immer gleich bleibt, mit sich selbst ausgesöhnt, vergnügt und zufrieden ist; wenn dieses Vergnügen nie vernichtet wird; wenn es

sich stets in seiner stillen Fassung erhält. Wie man dazu gelangen könne, will ich im Allgemeinen zeigen; du kannst von diesem zum allgemeinen Gebrauch angebotenen Mittel so viel nehmen als du willst.

Aber vor allen Dingen müssen wir auf die Quellen der Gemüthsunruhe zurückgehen, welche von verschiedner Art und Beschaffenheit sind; Jeder mag sich prüfen, aus welcher die Seinige entspringe. Bey Manchen entspringt sie aus Ueberdruß des Gewöhnlichen und einer übertriebenen Liebe zu Veränderungen. Beständig ändern sie ihren Vorsatz, und immer gefällt ihnen was sie verlassen haben wiederum besser. Es geht ihnen wie denen, die nicht gut schlafen können, und sich bald auf diese, bald auf die andere Seite umwenden, bis sie vor Ermüdung einschlafen. Sie ändern ihre Lebensweise von einer Zeit zur andern, und zuletzt beharren sie bey der zuletzt gewählten, nicht weil sie der Veränderungen überdrüssig sind, sondern weil es ihnen wegen ihres Alters zu beschwerlich ist, eine neue Veränderung vorzunehmen. Dahin gehören auch diejenigen, die bloß aus Trägheit ihre Lebensweise selten ändern. Sie leben nicht wie sie wollen, sondern wie sie angefangen haben zu leben. Es giebt außerdem noch unzählige Eigenschaften dieses Fehlers; aber die Wirkung ist dieselbe — daß man sich selbst mißfällt.

Dieses Uebel hat seinen Grund in unmäßigen Begierden, die man entweder aus Furchtsamkeit nicht zu befriedigen wagt, oder deren Befriedigung das Glück nicht begünstiget. Man schmeichelt sich immer mit Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen, und lebt in

beständiger Ungewißheit. Man zwingt sich zu schweren, unerlaubten Unternehmungen, und wenn sie mißlingen, so schämt man sich seiner vergeblichen Bemühungen, und berent nicht sowohl seine bösen Thaten, als vielmehr das Mißlingen derselben. Dann fürchtet man sich etwas neues zu unternehmen, und wird dennoch nicht ruhig, weil man seine Begierden weder mäßigen noch befriedigen kann. Zieht man sich von Geschäften zurück, so findet man auch in dieser Abgezogenheit keine Ruhe, weil man keinen Trost in sich selbst findet, und sogar das Vergnügen entbehrt, welches Beschäftigungen zu gewähren pflegen. Sich selbst überlassen betrachten sie sich mit Widerwillen, und können weder Familie, noch Einsamkeit, noch die Wände ihres Hauses leiden. Daher entsteht jener Verdruß, jenes Mißfallen an sich selbst, und unaufhörliche Gemüthsunruhe. Man klagt, daß man nichts zu thun habe, und beneidet Andere, deren Unternehmungen einen glücklichen Fortgang haben; denn unglückliche Trägheit nährt den Neid, und weil sie sich selbst nicht forthelfen kann, so wünscht sie, daß alle Andere zu Grunde gehen möchten. Man zürnt über das Schicksal, zieht sich in seine Winkel zurück, brütet über seiner Strafe, und ist seines Lebens überdrüssig. Vielleicht sucht man sich zu zerstreuen, stellt Reisen an, nimmt seinen Aufenthalt bald an diesem, bald an jenem Ort, und ist gleichsam auf einer beständigen Flucht. Aber was nützt es, wenn man sich selbst nicht entfliehen kann? Der beschwerlichste Gefährte folgt und drängt überall. Die Schuld unsrer Unbehaglichkeit liegt nicht an den Orten, wo wir uns befinden, sondern an uns

selbst. Manche haben aus Ueberdruß beständiger Veränderungen sich sogar das Leben genommen.

Fragst du, wie man sich gegen diese verdrießliche Gemüthsbeschaffenheit verwahren könne, so rathe ich vor allen Dingen, dich stets auf eine nützliche Art zu beschäftigen. Verrichte die dir obliegenden Geschäfte in deinem Amt und in deinem Beruf mit Fleiß, Treue und Gewissenhaftigkeit; hierdurch wirst du dir die Achtung und Liebe deiner Mitmenschen erwerben. Auch stille Tugend bleibt nicht verborgen; sie giebt immer Gelegenheit Gutes zu thun. Das trägt überaus viel zur Gemüthsruhe bey; denn es gewährt nicht nur Vergnügen, sondern ist auch rühmlich. Es ist nichts verächtlicher als ein Greis, der keinen andern Beweis, daß er lange gelebt habe, anführen kann, als sein Alter.

Auch eine treue, angenehme Freundschaft trägt überaus viel zu unserm Vergnügen und zur Beförderung unsrer Gemüthsruhe bey. Wie ein großes Gut ist es, wenn wir Freunde haben, denen wir unsre Geheimnisse sicher anvertrauen können, die unsern Kummer lindern, uns guten Rath ertheilen, uns in den Stunden der Traurigkeit aufheitern, deren Anblick sogar uns ergötzt! Nur müssen wir gutgesinnte Freunde wählen; denn schleichende Laster stecken Jeden an, der sich ihnen nähert, und schaden durch ihre Berührung. So wie wir uns also in Pestzeiten vorsehen müssen, daß wir uns an Personen, die mit dieser Krankheit behaftet sind, nicht zu nahe hinsetzen, weil schon ihr Hauch uns schaden

könnte; so müssen wir bey der Wahl unsrer Freunde alle mögliche Vorsicht anwenden, und nur solche annehmen, die am wenigsten verdorben sind. Damit will ich nicht sagen, daß man sich bloß um die Freundschaft eines Weisen bewerben soll; denn wo werden wir den finden, den wir in so vielen Jahrhunderten suchen? Der Beste ist, der die wenigsten Fehler hat. Vornämlich müssen wir diejenigen meiden, die zur Traurigkeit gestimmt sind, die Alles beweinen, und überall Stoff zu klagen finden. Wenn auch solche Menschen treue und wohlwollende Freunde seyn könnten, so werden sie doch als verdrießliche, Alles beseufzende Gefährten unsrer Gemüthsruhe schaden.

Vielen Stoff zu den Sorgen und Kümmernissen der Menschen geben die zeitlichen Güter. Denn wenn wir alle Uebel, die uns ängstigen, Sterbefälle, Krankheiten, Schmerzen und mühsame Arbeiten mit denen vergleichen, die das Geld verursacht, so werden die Letztern bey weitem die beschwerlichsten seyn. Wir müssen daher bedenken, daß Nicht haben weit weniger schmerzt als Verlieren; und dann werden wir einsehen, daß die Armuth eben deswegen, weil sie weniger verlieren kann, weniger Stoff zur Qual und zur Unruhe giebt. Mann irrt, wenn man glaubt, der Reiche könne einen Verlust leichter verschmerzen als der Arme. Eine Wunde verursacht den größten und den kleinsten Körpern die nämlichen Schmerzen. Der weise Bion sagt sehr schön: dem Wohlbehaarten ist es eben so empfindlich als dem Kahlen, wenn man ihm Haare ausrauft. Eben dasselbe gilt von Reichen und Armen; ein Verlust ver-

ursacht ihnen gleiche Qual; denn ihr Geld hat sich an sie angehängt, und kann ohne Empfindung nicht abgerissen werden. Es ist aber, wie ich bereits gesagt habe, erträglicher und leichter nicht erwerben als verlieren; und daher wird man sehen, daß diejenigen, die das Glück nicht begünstigt hat, vergnügter sind als diejenigen, die dasselbe verlassen hat. Weit glücklicher als der Reiche ist derjenige, der Keinem etwas zu danken hat, als sich selbst, dem er am leichtesten etwas versagen kann. Weil wir aber nicht so viel Geistesstärke besitzen, daß uns jeder Verlust gleichgültig seyn kann, so müssen wir wenigstens das Bestreben, Vermögen zu erwerben, mäßigen, damit wir den Schlägen des Schicksals weniger ausgesetzt sind. Es ist am besten, wenn wir so viel Geld und Gut besitzen, daß wir weder arm, noch von der Armuth zu weit entfernt sind.

Mit einem solchen Maas des Vermögens werden wir zufrieden seyn, wenn wir uns zur Sparsamkeit gewöhnt haben, ohne welche die größten Reichthümer weder genügen, noch vermehrt werden können, da hingegen der Arme durch Hülfe einer frugalen Lebensart reich werden kann. Wir wollen daher alle Prachtliebe von uns entfernen, und die Dinge nicht nach ihrem Schmuck, sondern nach ihrem Nutzen abmessen. Speise stille den Hunger; Trank lösche den Durst. In Putz und Kleidung wollen wir uns nicht nach neuen Moden, sondern nach den Sitten unsrer Vorfahren richten. Wir wollen uns in der Enthaltsamkeit üben, den Trieb zur Schwelgerey und Völlerey bezähmen,

Armuth mit Gleichmüthigkeit betrachten, und uns der Mäßigkeit befleißigen. Ueberspannte, weit in die Zukunft hinausgehende Hoffnungen wollen wir in Fesseln halten, und darauf bedacht seyn, mehr durch uns selbst als durch das Glück reich zu werden. Ueber widrige Zufälle, die in dem menschlichen Leben unvermeidlich sind, wollen wir uns nicht zu sehr beunruhigen. Sie dienen zu unserm Besten. Oft muß Böses mit Bösem vertrieben werden.

Aber vielleicht bist du an eine mühsame, beschwerliche Lebensart gebunden, von welcher du dich wegen deiner Verhältnisse nicht losmachen kannst; das Schicksal hat dir eine Schlinge angelegt, die du weder auflösen noch abreißen kannst. Aber bedenke, daß es Gefesselten im Anfange äußerst schwer wird, Lasten zu tragen, und in ihren Fesseln fortzuschreiten, daß es ihnen aber durch Gewohnheit nach und nach leichter wird. Man findet in jedem Beruf Annehmlichkeiten, Erholungen und Vergnügen, wenn man sich lieber mit ihm aussöhnen, als unzufrieden sich darüber beklagen will. Da wir von unsrer Geburt an so vielen Mühseligkeiten unterworfen sind, so ist es eine wohlthätige Einrichtung unsrer Natur, daß wir uns nach und nach an Alles gewöhnen, und dadurch unsre Trübsale lindern können, so daß uns das Beschwerlichste leichter wird. Niemand würde ausdauern, wenn anhaltende Widerwärtigkeiten stets einen so starken Eindruck auf uns machten, als der erste Schlag auf uns gemacht hat.

Wir alle sind dem Schicksal angeknüpft. Einige tragen goldene und weite, andere tragen schlechtere und engere Ketten. Was für ein Unterschied ist aber zwischen beyden? Dieselbe Wache hat uns Alle umgeben. Auch diejenigen, die uns Fesseln angelegt haben, sind gefesselt. Den Einen fesselt die Ehre, den Andern der Reichthum; einige drückt ihr vornehmer, andere ihr niedriger Stand. Man muß sich daher an seine Lage gewöhnen, und sich so wenig als möglich darüber beklagen, sondern alles Vortheilhafte, was damit verbunden ist, benutzen. Es ist nichts so traurig, wobey ein gelassenes Gemüth nicht Trost finden könnte. Brauche bey allen Schwierigkeiten, womit du zu kämpfen hast, deine Vernunft. Auch das Harte kann geschmeidig gemacht, das Enge erweitert, der Druck des Schweren vermindert werden, wenn man es geschickt zu tragen weiß. Unsre Hoffnungen wollen wir nur auf das nahe liegende einschränken, weil sie doch nicht ganz eingeschlossen werden können. Mit Hintansetzung desjenigen, was entweder gar nicht oder mit genauer Noth geschehen kann, wollen wir nur das zu erlangen suchen, was wir wegen günstiger Umstände zu erlangen hoffen können. Diejenigen, die auf einem höhern Posten stehen, wollen wir nicht beneiden; was erhaben zu seyn schien, ist steil. Der Glückliche sey nicht stolz. Nichts wird uns mehr vor Gemüthsunruhe verwahren, als wenn wir unsern Wünschen und Unternehmungen das gehörige Ziel zu setzen wissen.

Was ich bisher gesagt habe, gehört für Unvoll-

kommne, die noch keine hohe Stufe der Tugend erreicht haben, jedoch auf dem Wege der Besserung sind, nicht für den Weisen. Denn dieser schreitet nicht furchtsam, nicht langsam fort; er hat ein so großes Zutrauen zu sich selbst, daß er kein Bedenken trägt, dem Schicksal entgegen zu gehen, und ihm nie und nirgend ausweicht. Er hat auch nicht Ursache dasselbe zu fürchten, weil er nicht nur zeitliche Güter und Würden, sondern auch seinen Leib, Augen und Hand, und was das Leben wünschenswürdig machen kann, und sich selbst unter die Dinge zählt, die man nur auf Widerruf zu geben pflegt, die ihm nur geliehen sind. Er giebt sie daher ohne Traurigkeit zurück, so bald sie ihm wieder abgefordert werden. Er verachtet sich aber deswegen nicht, weil er nicht sich selbst angehört; sondern er thut alles, was ihm obliegt, mit einer so großen Sorgfalt und Vorsichtigkeit, wie ein gewissenhafter und ehrlicher Mann ein ihm anvertrautes Gut aufzubewahren pflegt. Wenn ihm aber befohlen wird, dasselbe zurückzugeben, so wird er nicht mit dem Schicksal rechten, sondern sprechen: Ich danke für das, was ich bisher besessen und gehabt habe. Ich habe zwar für die Bewahrung deines Eigenthums eine große Belohnung bekommen, die ich nun verlieren werde; weil du es aber befiehlst, so gebe ich es dankbar und gern zurück. Willst du mir noch etwas von dem deinigen lassen, so will ich es auch noch jetzt bewahren; gefällt dir aber das Gegentheil, so magst du mein rohes und geprägtes Silber, mein Haus und meine Familie hinnehmen. Fordert Gott was er zuerst gegeben hat, unser Leben, so wollen wir auch zu ihm sagen:

Nimm den Geist, der nun besser ist als er war, da du ihn gabst; ich suche keine Ausflucht; ich weigere mich nicht; nimm hin was du mir gegeben hast, ehe ich es noch empfand. Wie könnte es denn schwer seyn, wieder dahin zu gehen, woher man gekommen ist? Wer nicht gelernt hat wohl zu sterben, der hat nicht wohl gelebt.

Der Weise wird sich schon zum Voraus auf alle künftige Schicksale gefaßt machen, so daß ihm nichts von dem Allen, was ihm begegnet, unerwartet seyn wird, und hierdurch werden ihm die härtesten Schicksale erträglich werden. Er wird immer bedenken, daß ihm eben das begegnen kann, was so viel tausend Menschen begegnet ist. Der Reiche kann verarmen, der Hohe gestürzt werden; selbst Königreiche sind nicht sicher vor dem Fall und Untergang. Wer sich bey diesen Veränderungen und Abwechselungen der Dinge auf zukünftige Fälle nicht gefaßt gemacht hat, der übergiebt sich der Gewalt des Schicksals; hingegen hat der die Gewalt desselben geschwächt, der schon vorher gesehen hat, daß es auch ihn treffen könne.

Wer seine Gemüthsruhe bewahren will, der mische sich nicht in fremde Händel, wozu er keinen Beruf hat. Manche wollen sich immer etwas zu thun machen, ohne recht zu wissen, was und warum sie es thun wollen. Wenn man einen solchen Menschen, indem er aus seiner Wohnung herausgeht, fragt: Wohin? Was hast du vor? so wird er antworten: Ich weiß es wahrhaftig nicht, aber ich will einige Besuche abstatten; ich will etwas thun. Ohne eine gewisse

Absicht zu haben, laufen sie herum, und suchen nicht Beschäftigungen, wozu sie sich entschlossen haben, sondern wie sie ihnen von ohngefähr aufstoßen. Sie sind ähnlich den durch Gebüsche kriechenden Ameisen, die sich ohne Absicht bald oben, bald unten herumtreiben. Man könnte ihr Leben mit Recht eine unruhige Trägheit nennen. Den ganzen Tag schweifen sie herum etwas neues zu sehen und zu hören; und wenn sie hernach mit einer ganz unnöthigen Ermüdung nach Hause kommen, so schwören sie, sie wüßten selbst nicht warum sie ausgegangen, und wo sie gewesen sind; am folgenden Tage thun sie dasselbe, was sie am vorigen gethan haben. Aus diesem Uebel entspringt jenes häßliche Laster, das Belauschen, das Erforschen öffentlicher und geheimer Angelegenheiten, und das Wissen um viele Dinge, die ohne Gefahr weder gehört noch erzählt werden können. Wer ruhig leben will, der darf sich nicht in unnöthige, ihn nichts angehende Geschäfte einmischen.

Der Weise sichert seine Gemüthsruhe auch dadurch, daß er sich bey seinen Unternehmungen, wenn sie auch rechtmäßig sind, immer vorstellt, sie könnten vielleicht nicht gelingen. Ich will, wird er sprechen, eine Reise anstellen, wenn nichts dazwischen kommt; ich will mich um ein Amt bewerben, wenn mir nicht Hindernisse in den Weg gelegt werden. Vielleicht wird mir das Geschäft, welches ich jetzt unternehme, gelingen; es kann aber auch das Gegentheil erfolgen. So ist es zu verstehen, wenn wir behaupten, dem Weisen begegne nichts wider seine Erwartung. Wir sagen nicht, es gehe ihm

alles glücklich von statten, sondern es gehe ihm so wie er gedacht hat; er hat aber gedacht, sein Vorhaben könne vereitelt werden. Nothwendig muß aber der Schmerz über einen vereitelten Wunsch geringer seyn, wenn man ihm schon vorher keinen glücklichen Erfolg versprochen hat. Manche berauben sich ihrer Gemüthsruhe dadurch, daß sie ihre Aufmerksamkeit bloß auf die Fehler und Laster der Menschen richten, und sich so sehr darüber entrüsten, daß ihr Mißfallen am Bösen in Menschenhaß ausartet. Ihr Gemüth wird gleichsam mit Finsterniß umwölkt, wenn sie sich vorstellen, wie selten Ehrlichkeit, Unschuld, Treue und Glauben unter den Menschen gefunden werden, wie schrecklich das Sittenverderben in allen Ständen überhand genommen hat, und wie wenig es nützt tugendhaft zu seyn. Heraklit weinte, so oft er ausging und Menschen sah: Demokrit hingegen lachte. Jener hielt alles was wir thun für etwas Bejammernswürdiges; dieser für Narrheit. Allein es ist besser, die Sitten der Menschen glimpflich zu beurtheilen, und weder in Gelächter noch in Thränen darüber auszubrechen. Denn sich über fremde Uebel quälen, ist ein ewiges Elend, und sich über fremde Uebel belustigen, ist eine unmenschliche Wollust.

Aber billig muß man sich betrüben, wenn man sich erinnert und erfährt, daß rechtschaffene Männer für ihre Verdienste mit Undank belohnt, und sogar gleich Verbrechern hingerichtet worden sind. Dieß muß unser Gemüth nothwendig beunruhigen. Denn was kann der Tugendhafte für sich hoffen, wenn er siehet, daß die

Besten das Schlimmste dulden müssen? Was ist aber zu thun? Forsche wie jene Männer ihre Leiden erduldet haben. Wenn sie sich herzhaft dabey verhielten, so wünsche dir ihren Muth; haben sie sich weibisch und feige dabey benommen, so war nichts an ihnen verloren. Sie sind entweder werth, daß dir ihr Muth gefalle, oder nicht werth, daß du ihre Feigheit wünschest. Die Beyspiele unschuldig Leidender dürfen uns in dem Laufe des Guten nicht ermüden. Denn was ist schändlicher, als wenn man sich durch den muthvollen Tod der größten Männer zur Furchtsamkeit verleiten läßt? Wir wollen sie nicht beklagen, sondern loben. Sie sind allen menschlichen Unfällen, dem Neid, den Krankheiten entflohen, und von allen Uebeln auf immer befreyt. In kurzer Zeit sind sie in ein unsterbliches, seliges Leben hinübergegangen.

Eine der vornehmsten Ursachen der Gemüthsunruhe ist auch Mangel der Aufrichtigkeit und Offenheit, wenn man sich zwingen muß anders zu scheinen als man wirklich ist. Es giebt Menschen, deren ganzes Leben eine unaufhörliche Verstellung ist, die sich Andern nur von einer vortheilhaften Seite zeigen will. Es ist aber eine rechte Qual, wenn man immer auf sich Acht haben und fürchten muß, man könnte für etwas gehalten werden, wofür man nicht gehalten zu werden wünscht. Man wird der Sorgen niemals los, wenn man glaubt, man werde beurtheilt, so oft man angesehen wird, und dennoch kann sich Manches ereignen, wodurch man wider seinen Willen in seiner Blöße dargestellt wird. Gesetzt aber, man erreiche seinen Zweck durch beständige Auf-

merksamkeit auf sich selbst, so ist es doch kein angenehmes Leben, wenn man es immer unter einer Larve zubringen muß. Wie angenehm ist hingegen eine ungeschminkte Aufrichtigkeit, die keine Ursache hat ihre Sitten zu verbergen! Jedoch darf man nicht in allen Stükken gegen Jedermann zu offenherzig seyn; denn dadurch würde man sich manchen Gefahren aussetzen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem redlichen und leichtsinnigen Verhalten.

Endlich ist es nöthig, daß man sich bisweilen von seinen Arbeiten und Geschäften erhole, und sich auf eine angenehme, unschuldige Art zerstreue. Denn durch beständige Anstrengung wird man zu sehr ermattet, die Kräfte werden abgestumpft, und man wird verdrießlich. Wenn man hingegen ausgeruhet hat, so geht alle Arbeit besser von statten. Sokrates schämte sich nicht mit Knaben zu spielen. Die alten Gesetzgeber haben Feste angeordnet, um das Volk zum Frohsinn zu veranlassen, und große Männer haben in jedem Monat einige Tage zu ihrer Erholung ausgesetzt; andere haben täglich zwey Stunden dazu bestimmt. Auch werden Spatziergänge und Bewegungen in der freyen Luft viel zur Aufheiterung des Gemüths beytragen. Jedoch wird nichts von dem Allen hinreichen unsre Gemüthsruhe zu sichern, wenn wir uns nicht befleißigen ein gutes Gewissen zu bewahren.

VIII.

Aus den Naturbetrachtungen.

Derjenige Theil der Weisheitslehre, der sich mit Betrachtungen über Gott und über himmlische Dinge beschäftiget, ist weit erhabener und angenehmer als derjenige, dessen Gegenstand die Sittenlehre ist. Dieser lehrt, was man auf Erden thun soll; jener, was am Himmel vorgeht. Dieser giebt uns ein Licht zur Entdeckung unsrer Irrthümer, und zu unsrer Leitung auf den Irrwegen des Lebens; jener geht weit über die Dunkelheit, die uns umgiebt, hinaus, und führt uns dahin, wo es helle ist. Jedes Bemühen in die Geheimnisse der Natur einzudringen, verursacht mir Vergnügen; wenn ich lerne, wer der Urheber dieser Welt, ihr Erhalter und Regierer sey, ob Gott auf uns achtet, ob er täglich etwas schaffe, oder nur einmal geschaffen habe, ob er noch jetzt Entschließungen fassen, und den Lauf der Natur ändern könne; oder ob es Verkleinerung seiner majestätischen Größe sey, wenn man annimmt, daß er den Plan seiner Regierung ändern könne.

Wenn mir nicht erlaubt wäre, solche Untersuchungen anzustellen, so wüßte ich nicht, warum ich geboren wäre. Denn was für Ursache hätte ich, mich zu freuen, daß ich eine Stelle unter der Zahl der Lebendigen ein-

nehme? Bin ich nur dazu geboren, daß ich essen und trinken, daß ich diesen vergänglichen, sterblichen Leib immer fort anfüllen und mästen, und als ein Krankenwärter leben, daß ich den Tod fürchten soll, dem wir Alle unterworfen sind? Entziehe mir dieses unschätzbare Gut, (das Vergnügen mich mit Betrachtung höherer Gegenstände zu beschäftigen,) so ist das Leben nicht so viel werth, daß ich wegen desselben arbeite und mich abhärme. O welch ein verächtliches Ding ist der Mensch, wenn er sich nicht über menschliche Dinge erhebt! Welche herrliche Thaten verrichten wir denn, so lange wir mit unsern Leidenschaften kämpfen? Wenn wir auch die Herrschaft über sie errungen haben, so haben wir Ungeheuer besiegt. Wie dürften wir uns denn um deßwillen hochachten, weil wir besser sind als die Schlechtesten? Ich sehe nicht ein, warum sich Jemand gefallen könne, weil er stärker ist als ein Kränklicher Es ist ein großer Unterschied zwischen Kraft und guter Gesundheit.

Du hast vielleicht viele Fehler abgelegt. Du bist aufrichtig und redlich, frey von Falschheit und Verstellung; nicht geitzig, nicht verschwenderisch, nicht ehrsüchtig. Aber damit hast du nichts gewonnen. Denn die Tugend, nach welcher wir streben, ist etwas herrliches; nicht weil es an sich Seligkeit gewährt, wenn man vom Bösen frey ist, sondern weil sie das Gemüth erweitert, zur Erkenntniß himmlischer Dinge vorbereitet, und uns fähig macht zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen. Dann erst besitzt sie das vollendete Gut, dessen der Mensch fähig ist, wenn sie alles Böse unter die Füße getreten hat, sich höher emporschwingt, und in den Schoos der

Natur kommt. Dann verlacht der verklärte Tugendhafte unter den Sternen wandelnd die prächtigen Palläste der Reichen, und die ganze Erde mit ihrem Gold; ich verstehe darunter nicht nur das Gold, welches sie der Münze zu prägen giebt, sondern auch das, was sie im Verborgenen für den Geitz der Nachkommen aufbewahrt. Nicht eher kann er jene Hallen und von Elfenbein schimmernden Decken, und hangenden Wälder, und in Häuser geleitete Flüsse verachten, als wenn er auf den engen, größtentheils von dem Meer bedeckten, auch wo er hervorragt, schmutzigen Erdball herabschauend, zu sich spricht: Ist das der Punkt, worüber die Völker mit Feuer und Schwerdt kämpfen, um ihn unter sich zu theilen? O wie belachenswerth sind die Sterblichen, die um die Gränzen ihrer Länder und um die Theilung ihrer Provinzen streiten! Wenn Jemand den Ameisen Menschenverstand geben könnte, würden nicht auch sie ein einziges Gartenbeet in viele Provinzen theilen? Was für ein Unterschied ist denn zwischen uns und ihnen, als das Maß ihres kleinen Körperchens? Ein Punkt ist es, worin ihr schiffet, worin ihr Krieg führt, worin ihr Königreiche stiftet, die doch sehr klein sind, ob sie gleich auch von beyden Seiten von dem großen Weltmeer umgeben werden. Dort oben sind ungeheure Räume, deren Besitz dem Geiste vergönnt wird, aber nur alsdann, wenn er sich schon hier auf Erden mit seinen Gedanken höher emporgeschwungen hat; und das ist ein Merkmal seines göttlichen Ursprungs, daß er ein Vergnügen an göttlichen Dingen finden kann. Ohne Furcht und Sorge sieht er alsdann

den Auf- und Niedergang der Gestirne, und ihre verschiedenen Bahnen. Er beobachtet, wo jeder Stern den Ländern zuerst aufgeht, wohin sein Lauf gerichtet ist, und wo er niedergeht. Als ein neugieriger Zuschauer stellt er über alle und jede seine Untersuchungen an. Dann verachtet er den engen Raum seines vorigen Wohnplatzes. Denn wie weit sind die äußersten Ufer Spaniens von Indien entfernt? Der Raum zwischen beyden ist so gering, daß man ihn in wenigen Tagen durchschiffen kann, wenn ein Schiff günstigen Wind hat. Aber in jener himmlischen Gegend sind manche Sterne so weit von einander entfernt, daß man kaum in dreyßig Jahren von einem zum andern kommen kann, wenn man auch ihre Zwischenräume mit der größten, immer gleichen Geschwindigkeit durchwandert.

Dort lernt erst der Geist, was er längst zu wissen gewünscht hat; dort fängt er an Gott zu erkennen. Was ist Gott? Wie ist die Natur Gottes von der unsrigen unterschieden? Solche und unzählige andere Fragen, die wir jetzt nicht mit Zuverlässigkeit beantworten können, werden wir dort beantworten lernen. Unsere Zweifel und Irrthümer werden verschwinden. In der Erkenntniß und Verehrung Gottes werden wir unsere größte Seligkeit finden.

Unter die Werke der Vorsehung, die unsere Bewunderung verdienen, gehören die Winde; denn sie sind von verschiedener Beschaffenheit und haben einen mannichfaltigen Nutzen. Sie verhindern die Fäulniß der

Luft, und reinigen sie von schädlichen Dünsten, die der Gesundheit der lebendigen Geschöpfe nachtheilig seyn würden. Sie dienen dazu, daß Regen herbeygeführt oder gehemmt wird; denn bald verursachen sie, daß sich Wolken zusammenziehen, bald zertheilen sie die Wolken, damit der Regen über den ganzen Erdkreis vertheilt werden kann. Auch würden die Früchte ohne Luft und Winde nicht gedeihen können. Ja die Vorsehung hat durch sie den Verkehr mit allen Völkern möglich gemacht, und Nationen aus den verschiedensten Ländern mit einander verbunden. Eine große Wohlthat der Natur, wenn sie nicht von der Wuth der Menschen zu ihrem eigenen Schaden gemißbraucht wird! Aber beynahe möchte man sagen, es sey ungewiß, ob die Winde mehr schadeten oder nützten, indem der Nutzen und die Nothwendigkeit derselben das Verderben, welches der Unsinn des menschlichen Geschlechts ersonnen hat, kaum vergüten kann. Indessen hört das Gute nicht auf gut zu seyn, wenn es durch den Mißbrauch, den die Menschen davon machen, schädlich wird. Die Vorsehung und Gott der Schöpfer der Welt hat nämlich die Winde nicht in der Absicht geschaffen, daß wir Flotten, die einen Theil des Meeres einnehmen, mit gewaffneten Soldaten anfüllen, und einen Feind auf dem Meere und hinter dem Meere aufsuchen sollen. Was für ein Unsinn treibt uns an, einander den Untergang zu bereiten? Wir überlassen die Segel den Winden, um einen Krieg anzufangen, und setzen uns den größten Gefahren aus. Wir versuchen ein ungewisses Glück, die Gewalt der Stürme, die durch keine

menschliche Macht überwunden werden kann, einen Tod, ohne Hoffnung eines Begräbnisses. Kaum des Friedens wegen wäre es der Mühe werth, eine solche Schiffahrt anzustellen. Nun aber, nachdem wir so vielen verborgenen Klippen entgangen sind; nachdem wir in Nebel verhüllte Tage, und durch Platzregen und Donner fürchterliche Nächte überstanden, und durch Stürme beschädigte Fahrzeuge gerettet haben, was ist die Frucht dieser Arbeit und Furcht? Welcher Hafen wird uns nach so vielen erduldeten Mühseligkeiten aufnehmen? Ein Krieg, ein Feind, der uns am Ufer entgegen kommt, und die Flamme alter Städte. Warum nöthigen wir die Völker, die Waffen zu ergreifen? Warum werben wir Armeen, die sich mitten in den Fluthen zur Schlacht rüsten sollen? Warum beunruhigen wir die Meere? Die Erde ist vielleicht nicht groß genug für unsre Todesarten. Die Natur behandelt uns zu zärtlich; sie hat uns zu feste Körper, eine zu glückliche Gesundheit gegeben; wir könnten das Alter und den Tod zu bequem erwarten. Wir wollen uns daher auf die stürmische See wagen, und den weilenden Tod gegen uns herbeyrufen. Elende, was sucht ihr? den Tod, der euch überall finden kann. Er mag euch aus eurem Bette abfordern, wenn er euch nur unschuldig findet; er mag euch in eurem Hause überraschen, wenn ihr nur nicht Böses im Sinn habt. Wie kann man das aber anders als Raserey nennen, wenn man unter den größten Gefahren Unbekannte anfällt. Alles was man antrifft, wenn es gleich nicht schadet, mit Zorn verwüstet, und nach Art wilder Thiere Menschen tödtet, die man keine Ursache hat zu hassen?

Die Thiere beißen aus Rache oder aus Hunger; wir aber setzen ohne Schonung unsers eigenen und fremden Blutes die Meere in Bewegung, vertrauen unser Leben den Fluthen an, wünschen uns günstigen Wind, der uns das Glück gewährt, daß wir Krieg führen können. Zu welchen Bosheiten haben uns unsre Uebel fortgerissen? Ist es zu wenig, nur innerhalb des festen Landes zu wüthen? Man könnte daher mit Recht sagen, die Natur hätte uns besser berathen, wenn sie keine Winde hätte entstehen lassen, wenn sie dem Herumschwärmen der Wüthenden Einhalt gethan, und Jedem anbefohlen hätte in seinem Lande zu bleiben. Daraus würde wenigstens der Vortheil entspringen, daß Jeder nur zu seinem eigenen und der Seinigen Unglück geboren würde; nun aber haben wir nicht nur mit einheimischer, sondern auch mit ausländischer Gewalt zu kämpfen. Kein Land ist so weit entfernt, daß es nicht sein Böses wohin senden könnte. Wie kann ich wissen, ob nicht jetzt ein von Stolz aufgeblasener Beherrscher einer großen Nation heimlich Flotten ausrüstet, um seine Waffen weiter auszubreiten, und etwas zu unternehmen, woran man gar nicht denkt? Wie kann ich wissen, ob mir nicht dieser oder jener Wind einen Krieg herbeyführen werde? Es würde viel zum Frieden der Menschen untereinander beytragen, wenn die Meere verschlossen werden könnten.

Allein wir dürfen uns, wie ich schon gesagt habe, über Gott, unsern Schöpfer nicht beklagen, wenn wir seine Wohlthaten verderben, und machen, daß sie uns zum Schaden gereichen. Er hat die Winde gegeben,

im Sommer die Luft abzukühlen, und im Winter die Kälte zu mäßigen. Sie werden dadurch nützlich für die Fruchtbarkeit des Erdbodens, daß sie wässerichte Dünste und Wolken von einer Gegend der Erde zur andern führen. Er hat die Winde gegeben, um es uns möglich zu machen, weit entfernte Länder kennen zu lernen. Denn der Mensch würde ein unwissendes Geschöpf und ohne große Erfahrung seyn, wenn er bloß auf das Land seiner Geburt eingeschränkt wäre. Er hat die Winde gegeben, damit eine jede Gegend der andern ihr Gutes mittheilen kann, nicht daß sie den Nationen gefährliche Waffen zuführen sollen. Wenn wir die Wohlthaten der Natur nach dem Mißbrauch, den die Verdorbenheit der Menschen davon macht, schätzen wollten, so würde nichts seyn, was wir nicht zu unserm Schaden bekommen hätten. Nichts ist von so ganz offenbarer Nützlichkeit, daß es nicht durch Schuld der Menschen in das Gegentheil verwandelt würde. So hat auch die Natur die Winde zu unserm Nutzen gegeben; aber wir selbst sind Schuld daran, wenn sie uns schaden.

Wir haben vernommen, daß Pompeii, eine berühmte Stadt in Campanien durch ein Erdbeben versunken ist, und daß alle umher liegende Gegenden stark dabey gelitten haben, und zwar in Wintertagen, im Monat Februar, wo unsre Vorfahren etwas dergleichen nicht befürchteten. *) Auch ein Theil der Stadt Her-

*) Herr Prediger Walther sagt (Betrachtungen über die Natur ꝛc. 2ter B. Weimar 1800. S. 427): der Vesuv habe

kulaneum ist eingestürzt, und was noch übrig geblieben ist, scheint den Einsturz zu drohen. *) Neapel hat auch viel, doch nicht an öffentlichen Gebäuden verloren, und nur wenig gelitten. Aber an Anhöhen liegende Vorwerke haben das Erdbeben ohne Beschädigung empfunden. Eine Heerde von 600 Schafen ist gestorben, und Bildsäulen sind zerborsten; einige Personen sind wahnsinnig und ihres Verstandes nicht mächtig herumgeirrt.

Das ist allerdings schrecklich. Denn was kann man noch für sicher halten, wenn selbst die Welt erschüttert wird, und ihre festesten Theile wanken? Alles ist bestürzt, wenn die Dächer krachen, und der Einsturz das Zeichen

im 79sten Jahre unsrer Zeitrechnung, und zwar im Monat August, bey einem schrecklichen Ausbruche drey Städte, Herkulanum, Pompeji und Stabiä verschüttet. Nach Seneka, welcher im 65sten Jahr unsrer Zeitrechnung starb, war aber Pompeji durch ein Erdbeben schon früher versunken.

*) Diese Stadt ist auch, wie es scheint nicht lange hernach, ganz versunken. Uebrigens ist bekannt, daß man im achtzehnten Jahrhundert angefangen hat, an den Stellen, wo diese versunkenen Städte einst standen, nachzugraben. Man hat Gebäude und Geräthschaften von mancherley Art gefunden, und die Stadt Pompeji hat man so offen gelassen, wie sie hervorgegraben wurde. Besonders für Alterthumsforscher und Künstler ist diese Entdeckung sehr wichtig. Ausführlichere Nachricht davon findet man in folgender Schrift: Reisen eines Teutschen in Italien, in den Jahren 1786 bis 1788. In Briefen von Moritz. Die Arbeiten werden noch immer fortgesetzt, und neue Merkwürdigkeiten des Alterthums entdeckt.

Zeichen gegeben hat; dann eilt Jeder schnell davon, verläßt sein Haus, und sucht seine Zuflucht unter freyem Himmel. Nach welchem Schlupfwinkel, nach welcher Hülfe wollen wir uns aber umsehen, wenn selbst der Erdkreis zusammenzufallen droht; *) wenn das, worauf Städte gelegen sind, von einander weicht und taumelt? Welche, ich will nicht sagen Hülfe, sondern welcher Trost bleibt noch übrig, wenn die Furcht nicht einmal gestattet die Flucht zu ergreifen? Was, sage ich, ist befestigt genug? was stark genug zur Beschützung eines Andern? Einen Feind kann ich von einer Mauer zurücktreiben. An steilen Höhen liegende Vestungen werden auch großen Armeen den Zugang schwer machen. Von einem Sturm rettet uns der Seehafen; vor starken und anhaltenden Platzregen schützen uns die Dächer; eine Feuersbrunst verfolgt die Flüchtigen nicht. In Pestzeiten kann man einen andern Aufenthaltsort suchen. Es ist kein Uebel, gegen welches nicht eine Ausflucht möglich wäre. Aber dieses Uebel (Erderschütterung) greift am weitesten um sich; man kann es nicht vermeiden, es ist allgemein schädlich. Denn es verschlingt nicht nur Häuser, oder Familien, sondern ganze Nationen; und ganze Landschaften bedeckt es bald mit Ruinen, bald vergräbt es sie in einen tiefen Schlund, und läßt nicht einmal von dem, was nicht mehr ist, so viel zurück, daß man daraus sehen kann, daß es wenigstens da gewesen ist, sondern der Schutt breitet sich über die be-

*) Seneka ist hier nach seiner Gewohnheit übermäßig wortreich, und dennoch in einzelnen Ausdrücken dunkel.

rühmtesten Städte aus, so daß man keine Spur von ihrer vorigen Beschaffenheit wahrnehmen kann.

Manche halten diese Art des Todes, wo man mit seiner Wohnung in die Tiefe hinabsinkt, und lebendig aus der Zahl der Lebendigen hinweggerissen wird, für äußerst fürchterlich, eben als ob nicht auch jede natürliche Todesart zu dem nämlichen Ziel führe. Die Natur beweißt ihre Gerechtigkeit unter andern vornämlich auch dadurch, daß wir alle einander gleich sind, wenn es zum Sterben gekommen ist. Es ist gleich viel, ob mich ein Stein zerschmettert, oder ob ich von einem Berg erdrückt werde; ob die Last eines einzigen Hauses auf mich fällt, oder ob der ganze Erdkreis mein Haupt verbirgt; ob ich meinen Geist am Tage und im Freyen, oder in dem ungeheuern Schoos sich von einander spaltender Länder aufgebe; ob ich allein, oder in Begleitung ganzer Völker in die Tiefe hinabsinke. Mir liegt nichts daran, wie viel Geräusch bey meinem Tode gemacht werde; er ist überall derselbe.

Man hat eben keine groſse Ursache, Erdbeben, Blitze und andere Naturveränderungen, die unsern Tod herbeyführen können, ängstlich zu fürchten. Ein ganz unbedeutend scheinender Zufall, eine Kleinigkeit kann Ursache unsers Todes werden. Ein heftiger Schnupfen, der Schmerz, den der Nagel an einer Fußzehe, oder auch nur ein Ritz daneben verursacht, ein zäher Schleim, ein Trunk, der unglücklicher Weise in die Luftröhre kommt, kann das Ende unsers Lebens herbeyführen. Der gröſste Trost gegen den Tod ist die Sterblichkeit

selbst. Nothwendig muß man einmal und an irgend einem Orte sterben, wann und wo es auch seyn mag.

Wir müssen daher dem Tode mit einem getrosten Muth entgegen sehen, er mag uns nun auf eine gewaltsame oder ganz gewöhnliche Art überfallen; was er von uns verlangt, ist etwas äußerst unbedeutendes, unser Leib. Diesen kann das Alter, ein Ohrenschmerz, eine übermäßig verdorbene Feuchtigkeit, eine dem Magen nicht zuträgliche Speise, oder ein durch einen geringen Anstoß verletzter Fuß hinwegnehmen. Wenn wir daher glückselig seyn, wenn wir weder Menschen, noch Dinge außer uns, noch das veränderliche Schicksal fürchten, wenn wir ruhig leben wollen, so müssen wir stets zum Sterben bereit seyn. Wir verlieren dadurch nichts. Ein besserer und sicherer Ort erwartet uns. Dort sind keine Erderschütterungen; dort stoßen keine Winde mit von Donner krachenden Wolken an einander; keine Feuersbrünste verheeren Länder und Städte; keine Kriegsheere rücken einander zum Verderben vieler Tausenden entgegen. Waffne dich daher gegen die Furcht des Todes, so stark als es dir immer möglich ist. Sie ist es, die uns niederträchtig macht; sie ist es, die das Leben selbst unruhig macht und verkürzt; sie stellt sich alles, Erdbeben und Blitze ärger vor als es ist. Dieß alles werden wir standhaft ertragen, wenn wir bedenken, daß der Unterschied zwischen einer kurzen und langen Zeit nicht groß ist. Stunden sind es, die wir verlieren. Laß es Tage, laß es Monate, laß es Jahre seyn; wir verlieren sie. Die Zeit verfließt, und verläßt diejenigen, die am begierigsten nach ihr sind. Weder das

Künftige, noch das Vergangene steht in meiner Gewalt. Ich hange an einem Punkte der fliehenden Zeit; und es ist viel, wenn er nur mittelmäßig war. Das wollen wir unserm Gemüth einprägen; oft wollen wir uns sagen: Ich muß sterben. Wann? Was liegt dir daran? Der Tod ist ein Gesetz der Natur, ein Tribut der Sterblichen, ein Mittel gegen alle Uebel. Waffne dich mit aller Sorgfalt gegen die Furcht des Todes; mache dich durch ernstliches Nachdenken vertraut mit ihm, damit du ihm zu allen Zeiten getrost entgegen sehen könnest.

D. Johann Georg Rosenmüllers

Superintendenten in Leipzig,

Leben und Wirken.

Dargestellt

von

M. Johann Christian Dolz,

Vicedirector der Freischule.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1816.

Vor zwanzig Jahren begleitete der unvergeßliche Rosenmüller diejenige von meinen Schriften, mit welcher ich, als Jüngling, meine schriftstellerische Laufbahn begann, *) mit einer Vorrede; und ich soll jetzt die Schrift, mit welcher der ehrwürdige Veteran Rosenmüller seine 50jährige, ruhmvolle, schriftstellerische Laufbahn beschloß, mit einer Vorrede begleiten. Der Zweck der Rosenmüllerschen Vorrede vor meiner ersten Schrift war kein andrer, als den noch unversuchten Jüngling in die gelehrte Welt einzuführen und ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Und ich muß mit dankbarer Seele bekennen, daß dieser Zweck über mein Erwarten erreicht wurde. Meine Vorrede vor der letzten Schrift meines väterlichen Freundes und Lehrers soll, nach dem Wunsche des Herrn Verlegers, eine kurze Lebensbeschreibung des edeln und hochverdienten Rosenmüllers enthalten; sie soll

*) Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände. S. 1. Leipzig bei Voß 1795.

das liebenswürdige Bild dieses evangelischen Lehrers denen, die ihn kannten, seinen Hauptzügen nach, wieder vor die Seele bringen, und diejenigen, welche ihn nicht kannten, in den Stand setzen, sich ein möglichst treues Bild von ihm zu machen. Die Gefühle der Verehrung, der Liebe und Dankbarkeit, welche der edle Charakter und das rastlose gemeinnützige Wirken dieses echten Schülers Jesus meinem Herzen einflößten, verpflichten mich, wenigstens einen Versuch zur Lösung dieser, von unserm gemeinschaftlichen Freund Göschen mir zugedachten Aufgabe zu wagen. Allein als eine ganz vollständige Biographie darf ich meinen Aufsatz schon darum nicht ankündigen, weil ich den Mann, der ein Alter von beinah achtzig Jahren erreichte, und gewiß in jedem Jahre seines thatenreichen Lebens dem Beobachter vielfachen Stoff zur belehrenden und unterhaltenden Erzählung von ihm darbot, noch nicht volle fünfundzwanzig Jahre zu beobachten Gelegenheit hatte. Auf Vollständigkeit wird die von mir versuchte Lebensbeschreibung Rosenmüllers auch schon darum keinen Anspruch machen dürfen, weil die Humanität und Klugheit fordert, über so Manches, was von Seiten des Vorurtheils gegen den edlen Rosenmüller geschah, den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, oder es doch nur seinem

schonenden Sinne gemäß, mit zarter Schonung zu berühren. Auch muß ich unverholen gestehen, daß ich mir nicht die Kunst und Geschicklichkeit zutrauen darf, welche alle die Forderungen, die man an eine sogenannte pragmatische Biographie mit Recht oder mit Unrecht macht, zu erfüllen vermag. Man erwartet nämlich in derselben nicht nur einen in ein ästhetisch schönes Gewand eingekleideten, treuen Bericht aller merkwürdigen Umstände des äußern Lebens, sondern auch eine möglichst sorgfältige Berücksichtigung des innern Lebens des merkwürdigen Mannes, dessen Leben erzählt wird; man verlangt von dem Lebensbeschreiber, daß er seine Leser in den Stand setzen soll, sich die Frage zu beantworten: wie der Mann das geworden sey, was er war, damit durch die gelieferte Lebensbeschreibung für das Gebiet der empirischen Psychologie und praktischen Pädagogik eine ergiebige Ausbeute gewonnen werde. Mit dieser Forderung mag es allenfalls noch gehen; denn wenn der Biograph treu erzählt, was er von den äußern Lebensumständen seines Helden weiß, so kann nun der empirische psychologisch-forschende Leser versuchen, aus den gegebenen Thatsachen sich selbst jene Frage so zu beantworten, wie er glaubt, daß sie beantwortet werden könne, oder müsse. Muthet man aber, was leider von Manchen ge-

schieht, dem Biographen zu, daß er selbst jene Frage befriedigend beantworte, so scheint mir diese Forderung zu den überspannten Forderungen zu gehören, denen nur selten oder gar nicht Genüge geleistet werden könne, ohne sich unvermerkt aus dem Gebiete der Wirklichkeit in das anlockende Feld der Dichtung zu verlieren. Denn wem ist wohl seine eigne innere Welt, sein eignes inneres Leben nach den jedesmaligen Ursachen der Einwirkung aus der äußern Welt so klar, daß er darüber treue Aufschlüsse zu geben im Stande wäre? Oder, um diese psychologische Aufgabe in der Sprache des täglichen Lebens auszudrücken: Wer ist im Stande zu sagen, wie und warum er bei den äußern Verhältnissen und Umständen, unter welchen er lebte, gerade das geworden ist, was er ward? Um wie viel weniger vermag also Forschung und Beobachtung, fremde Wesen betreffend, hierüber befriedigenden Aufschluß zu geben? Jeder wird, glaube ich, das, was er wird, durch die Art und Weise, wie er die äußern Verhältnisse, so weit es in seiner Willkühr steht, auf sich einwirken läßt. Er wird vielleicht etwas andres, als tausend Andre unter ähnlichen Umständen geworden seyn würden, weil Organisation, Temperament und die zum Theil darnach modificirte Ansicht und Benutzung der Umstände bei dem Einen so,

bei dem Andern anders ist. — Am meisten würde ich mir selbst bei Lösung der Aufgabe, Rosenmüller's Leben zu beschreiben, genügen, wenn ich es ganz so beschreiben könnte, wie das Leben eines Mannes mit seinem Geiste und Gemüthe, von Rosenmüller's Feder beschrieben, ausgefallen seyn würde. Doch dieß würde mir nur dann gelingen, wenn mir nicht nur Rosenmüller's Talent, das Wichtigere und Interessantere schnell aufzufassen, und es von dem minder Wichtigen und weniger Anziehenden gehörig zu sondern, sondern auch seine Gabe der natürlichen Verkettung und der leichten, faßlichen und angenehmen Darstellung, die alle unnütze Weitschweifigkeit zu vermeiden wußte, eigen wäre. Wenn nun der in vielem Betracht große Reinhard kein Bedenken trug in einem freundschaftlichen Briefe *) an Rosenmüller zu äußern: „Ew. „Hochw. gestehe ich redlich ein, daß ich Sie wegen „Ihrer ungemeinen Gabe, alles faßlich darzustellen, stets bewundert und für einen Meister in „dieser schweren Kunst gehalten habe," wenn er in demselben Briefe versichert, daß er die Popularität bei seinen eignen Versuchen nie habe erreichen können: so darf ich mich wohl nicht

*) vom 8. Dec. 1792.

schämen, offen zu gestehen, daß ich noch weniger im Stande bin, so darzustellen, wie Rosenmüller es konnte.

Inzwischen will ich den, mir gegebenen, Auftrag, nach Kräften zu vollziehen suchen.

Rosenmüllers äußre Lebensumstände ziehen besonders insofern die Aufmerksamkeit auf sich, als er sich in reifen Jahren in Aemter und Wirkungskreise versetzt sah, von welchen er, als bescheidner Jüngling und selbst als Mann, der schon im Amte stand, der schon die ersten Stellen mit andern vertauscht hatte, nicht ahnete, daß sie einst die seinigen werden würden.

Kurze Nachrichten von seinem Leben findet man in mehrern Schriften, welche sämmtlich aus einer gemeinschaftlichen Quelle geflossen zu seyn scheinen, und größtentheils wörtlich mit einander übereinstimmen.*) Da der selige Rosenmüller eine dieser Be-

*) A. Meyer Biograph. und literarische Nachrichten von den Schriftstellern, die bis zum Jahr 1780 in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth lebten. Erlangen 1782.

F. W. Strieder Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte, seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. 1786 und 87.

Leipziger Gelehrten- und Künstleralmanach. Leipzig 1787.

R. Beyer allgem. Magazin für Prediger. 2 Bde. 1787.

schreibungen (in Kreußlers Beschreibung der Jubelfeier S. 2 — 10.) vor dem Abdruck selbst durchgesehen hat, so glaube ich auch hier von ihr Gebrauch machen zu dürfen.

Dr Johann Georg Rosenmüller, welcher als erster ordentlicher Professor der Theologie zu Leipzig, des Hochstifts Meißen Senior und Capitular, des Leipziger Konsistoriums Beisitzer, der Akademie Decemvir, der theologischen Fakultät Senior, der Kirche zu St. Thomas Pastor und der Leipziger Diöces Superintendent starb, ward am 18ten December 1736 zu Ummerstedt, einem Städtchen im Hildburghausischen, Koburgischen Antheils, geboren, wo sein Vater, Georg Rosenmüller, damals das Handwerk eines Tuchmachers trieb, in der Folge aber in dem benachbarten Dorfe Kolberg

E. H. Albrecht sächsisch-evangelischlutherische Kirchen- und Predigergeschichte. 1 Bd. Leipzig 1798.

H. G. Kreußler Beschreibung der Feierlichkeiten am Jubelfeste der Universität Leipzig am 4. Dec. 1809. Nebst kurzer Lebensbeschreibung der Herrn Prof. Leipzig 1810.

(Claudius) Leipziger Tageblatt Jahrg. 1815. No. 79 — 84. u. 97 — 98.

Die Anzeige von Rosenmüllers Tode in den Intelligenzblättern der Leipziger, Jenaischen und Hallischen Literaturzeitung; ingl. Leipz. Literaturz. 1815. No. 166.

das Amt eines Schulmeisters erhielt. Seine Mutter Margaretha Barbara war eine geborne Gottschalk. In einem religiösen Liede, welches unser Rosenmüller kurz vor seinem Tode verfertigte, und dessen Inhalt einen dankbaren frommen Rückblick auf seine Lebensbahn ausmacht, legt er selbst das dankbare Bekenntniß ab:

„Der biedern Aeltern Frömmigkeit
„Erweckte mich zur Tugend;
„Ein froher Sinn und Heiterkeit
„Beglückte meine Jugend u. s. w.“

Wenn sich bei Rosenmüller der wohlthätige Einfluß einer religiösen Erziehung für sein ganzes Leben so sichtbar berührte, so darf man, um nicht übereilte pädagogische Maximen aufzustellen, nicht vergessen, daß die Aeltern ihrem Sohne den frommen Sinn, der einen so schönen Zug seines Charakters ausmachte, mehr durch ihr Beispiel, als durch Lehren und Ermahnungen einflößten.

Wer bloß von einem, den Kindern so früh als möglich ertheilten, Religionsunterricht, und wer endlich von der, den Schülern in den ersten Jahren ihrer Kindheit ganz im alterthümlichen Gewande mitgetheilten, biblischen Geschichte sich ein fürs Leben bleibende Anregung eines wahrhaft frommen Sinnes verspricht, dürfte sich in seiner

Erwartnng sehr oft gewaltig täuschen. Aber das fromme Beispiel des Vaters und der Mutter bleibt in der Regel nie ohne Segen für das Herz des Kindes. — Der junge Rosenmüller glaubte bei den beschränkten Vermögensumständen seiner Aeltern von seiner künftigen bürgerlichen Bestimmung keine andere Vermuthung hegen zu dürfen, als daß er einst das Handwerk seines Vaters, welchem er auch bei diesem Geschäfte treulich an die Hand ging, erlernen würde. Nebenbei entwickelte sich schon früh bei ihm eine Neigung für Musik, welche er, so weit es seine Verhältnisse gestatteten, zu befriedigen suchte. Das Klavier und die Harfe waren die Instrumente, die er spielen lernte; und wenn gleich in der Folge ihn seine Berufsarbeiten abhielten, sich oft in der Musik zu üben, so blieb ihm doch immer die Liebe dafür. Noch in seinen höhern Jahren konnte er einen Choral auf der Orgel spielen, und spielte ihn mit tiefer Empfindung. Der fähige Kopf sucht meistentheils selbst die Gegenstände auf, welche ihm Stoff zur Entwickelung und Uebung der Kraft geben. So fiel Rosenmüller als zehnjähriger Knabe darauf, die Predigten, die er in der Kirche hörte, nachzuschreiben, und in den Nachmittags- und Abendstunden der Sonn- und Festtage ins Reine zu bringen.

Auf diese Weise bekam er einen ganzen Jahrgang von Predigten. Dieser durch kindlichen Fleiß erworbene und darum seinem Besitzer werthe Predigtschatz kam einigen Verwandten und Freunden seiner Aeltern zu Gesicht; denn welchem guten Vater, welcher guten Mutter gewährt nicht jeder Beweis vom Fleiße ihrer Kinder, oder jeder sich entwickelnde Keim einer ausgezeichneten Geistesanlage innige Freude? Und wie gern theilt das Vater- und Mutterherz diese Freude mit Freunden und Bekannten! Auch einem Manne, der in der Bildungsgeschichte unsers Rosenmüllers eine merkwürdige Rolle spielt, kam diese Sammlung zufällig in die Hände. Dies war der damalige Ummerstedt'sche Diakonus Joh. Friedr. Schurges, welcher in der Folge dieses Amt mit dem Pastorate in Sachsendorf bei Eisfeld vertauschte. Ueberhaupt giebt die Bildungsgeschichte vieler im Gebiet der Wissenschaft oder Kunst ausgezeichneter Männer früherer Zeit zu der Bemerkung Anlaß, daß das aufkeimende jugendliche Talent meistentheils in dem Kreise seiner Umgebungen einen erfahrenen ältern Freund fand, durch welchen es entweder geweckt oder ermuntert wurde, oder doch die Richtung erhielt, die es in der Folge nahm. Die Namen solcher Männer verdienen daher in der Bildungsgeschichte derje-

nigen Person, auf welche sie durch ihren Rath oder auf andere Weise wohlthätigen Einfluß hatten, um so weniger übersehen zu werden, je mehr es den Anschein hat, als ob die Bildungsgeschichte der spätern Generation weniger Veranlassung geben dürfte, solcher Männer zu erwähnen; denn theils die Furcht vor Ueberladung des gelehrten Standes, theils auch die, in neuern Zeiten gefaßte, Vorliebe für den Kaufmannsstand, welchen der noch unerfahrne Knabe und vielleicht auch dessen Aeltern für einen Stand ansahen, in welchem man ohne Mühe reich werden könne, bewirkte vielleicht in unsern Tagen, daß mancher talentvolle Knabe ärmer Aeltern der Aufmunterung zum Studiren entbehren mußte, dem sich der fähige Knabe früherer Zeit von Seiten eines geschickten Predigers oder Schulmannes zu erfreuen hatte. Der Biograph eines verdienten Mannes zeichnet daher mit wahrer Hochachtung die Namen derjenigen Männer aus, welche sich in der erwähnten Rücksicht um das aufkeimende Talent, und sonach um alle die, für welche es einst wohlthätig wirkte, ein Verdienst erworben; denn ohne sie hätte vielleicht die Nachwelt manchen gefeierten Mann weniger. Schurges war ein solcher Mann. Von seinen Söhnen hatte der älteste bereits ange-

fangen, die lateinische Sprache zu erlernen, wozu der Knabe aber wenig Lust hatte. Der Vater wollte daher seinen Sohn durch das Beispiel eines fleißigen Knaben zur Nachahmung reizen. Als der junge Rosenmüller einmal, wie gewöhnlich, für den Kantor des Orts die Lieder bei dem Diakonus Schurges abholte, fragte ihn dieser, ob er nicht Lust hätte, lateinisch zu lernen. Voll Freuden über diese Frage antwortete Rosenmüller, daß er wohl Lust habe, aber nur nicht wisse, ob ihm seine Aeltern, denen er nach geendigten Schulstunden bei ihren Geschäften helfen müsse, dazu Zeit geben würden. Allein diese Bedenklichkeit wurde gehoben. Schurges nahm mit Rosenmüllers Aeltern freundliche Rücksprache, und diese erlaubten, nach einiger Ueberlegung, ihrem Sohne die lateinischen Lehrstunden zu besuchen. Ihr fleißiger Sohn machte auch binnen einem halben Jahre solche Fortschritte, daß er das, was er selbst gelernt hatte, seinen Mitschüler, den jungen Schurges, wieder lehren mußte. Dieser Fleiß des hoffnungsvollen Knaben erhöhte nun auch die Lust und den Eifer des väterlichen Lehrers, und er las jetzt mit dem jungen Rosenmüller den Nepos, Justin, Curtius und andere klassische Schriftsteller. Auch in der griechischen und hebräischen Sprache, in wel-

cher Schurges den lernbegierigen Schüler ebenfalls Unterricht ertheilte, machte dieser gleichmäßige erfreuliche Fortschritte. Nachdem drei Jahre während dieses Unterrichts verflossen waren, so achtete nun Schurges für nöthig, seinem fleißigen Schüler zur Fortsetzung seiner Studien den Besuch einer Schule vorzuschlagen. Rosenmüller, welcher die Vermögensumstände seiner guten Aeltern kannte, zweifelte an der Ausführung dieses, von seinem väterlichen Freunde entworfenen, Planes. Aber dieser flößte dem zaghaften Knaben Muth ein, erzählte ihm, wie er selbst als eines armen Böttigers Sohn zum Studiren gekommen sey, und sprach mit Rosenmüllers Aeltern so herzlich über diese Angelegenheit, daß diese endlich einwilligten, ihren Sohn auf die Lorenzer Schule nach Nürnberg zu schicken, zumal, da ihnen Schurges nicht nur versicherte, daß er bald Chorschüler werden würde, sondern den besorgten Aeltern andere angenehme Aussichten zur Fortsetzung der Studien desselben eröffnete. Darauf rechneten aber weder der Sohn noch die Aeltern. Ein Schulamt in einem Dorfe, oder in einer kleinen Stadt, das war Alles, worauf sich ihre gegenseitigen Wünsche in Ansehung des jungen Rosenmüllers beschränkten. Im Jahr 1751 ging der funfzehnjährige Jüngling nach Nürnberg,

begleitet von den herzlichen Segenswünschen seiner frommen Aeltern und mit einem Empfehlungsschreiben des würdigen Schurges ausgestattet. Hier blieb er fünf Jahr, und genoß den Unterricht des Rektors der Lorenzschule, Jungendres, den des fleißigen Schülers Eifer und Liebe zu den Wissenschaften ebenfalls erfreute. Ungewiß, ob er seine Studien würde fortsetzen können, und mit dem Entschlusse, sich noch mehr auf Musik zu legen, um sich dadurch zur Erlangung einer Schulmeisterstelle geschickt zu machen, verließ Rosenmüller im Jahr 1756 die Lorenzschule, mit einer Abschiedsrede. Der Antistes Solger war als Schulinspektor bei dieser Rede gegenwärtig. Auch dieser Mann verdient in der Bildungsgeschichte unsers Rosenmüllers eine dankbare Erwähnung. Solger faßte nemlich für den jungen Redner eine Vorliebe, erkundigte sich nach seinem Namen, und nachdem er denselben gehört hatte, sprach sich sein hellsehender Blick nicht weniger, als sein treuherziger Sinn in die, dem jungen Rosenmüller unvergeßlichen, Worte aus: „diese Rose fängt bald an zu blühen, wir müssen sehen, daß wir ihr aufhelfen.“ Zugleich bot der wackere Solger, da er sich von der Neigung dieses Jünglings zum Studiren überzeugt hatte, ihm seine Unterstützung zur

Ausführung dieses Vorhabens an. Damals pflegten in Nürnberg diejenigen Schüler, welche eine Zeitlang in einer der niedern Stadtschulen Unterricht genossen hatten, wenn sie Lust zum Studiren bezeigten, ein oder etliche Jahre noch die Lehrstunden der Professoren des Gymnasiums zu St. Aegidien zu besuchen. Dieß that auch Rosenmüller. Hier ward auch sein väterlicher Freund Solger sein Lehrer. Dieser hielt unter andern ein Examinatorium über die Kirchengeschichte, und bemerkte mit sichtbarer Freude die, von Aufmerksamkeit und Fleiß zeigenden Antworten, welche ihm der junge Rosenmüller in diesen Stunden gab. Nach einer dieser Stunden erinnerte er ihn, daß es nun Zeit sey, sich um Stipendien zu bewerben, im Fall er seine Studien fortsetzen wolle. Solger ertheilte ihm zugleich die zum Anhalten um diese Unterstützung nöthigen Nachrichten; und durch seine Mitwirkung erhielt Rosenmüller ein Stipendium, welches für geborne Sachsen bestimmt war. So ward es ihm nun möglich, nachdem er, außer den Vorlesungen Solgers, noch den Unterricht der Professoren Stark, Schönleben, Mörl und Schwebel benutzt hatte, im Jahr 1757 auf die Universität nach Altorf zu gehn, wo er sich neben seinem Privatfleiß auch durch den Besuch der Vorlesungen

Bernholds, Riederers, Dietelmaiers, Nagels, Adelbulners, zu einem Theologen vorbereitete. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Altorf empfahl ihn der Professor der Medicin, Dr. Weis dem Freiherrn von Vischbach in der Pfalz, zum Hauslehrer. Aus diesem Wirkungskreise rief ihn aber die Vorsehung bald in einen andern. Der damalige Prediger seiner Vaterstadt, M. Schuffner, (welcher in der Folge als Superintendent in Heldburg starb) hatte durch den Tod seine Gattin und Tochter verloren. Er wünschte daher einen Freund und Gesellschafter zu haben, der ihm die, durch diese Todesfälle verursachte Leere ausfüllen hülfe, und seine Wahl fiel auf Rosenmüller. Dieser verließ also seinen bisherigen Posten, und ging in seine Vaterstadt, als Freund und Gesellschafter des, Aufheiterung und Trost bedürfenden, Pastors Schuffner. Rosenmüller wußte durch den lehrreichen Umgang mit diesem erfahrnen Geistlichen, und durch Benutzung der bedeutenden Büchersammlung desselben, seinen hiesigen Aufenthalt für sich sehr lehrreich und angenehm zu machen. Die alles lindernde Zeit linderte auch Schuffners Schmerz, und dieser Mann konnte nun selbst mitwirken, daß sein junger Freund in andere äußerlich vortheilhaftere Verhältnisse

nisse käme. Das Koburgsche Gymnasium stand damals unter der Direktion des verdienten Frommann, (welcher in der Folge als Abt in Klosterbergen starb.) Diesem würdigen Schulmanne empfahl Schuffner seinen jungen Freund. Durch Frommanns Empfehlung kam Rosenmüller nicht nur als Lehrer zu den Söhnen eines Herrn von Rauchhaupt, sondern er fand auch Gelegenheit, durch die lehrreichen Gespräche mit Frommann, und durch die ihm gestattete Benutzung der zahlreichen Bibliothek dieses Gelehrten, seine Kenntnisse zu erweitern. Ein freundschaftliches Gespräch über einen theologischen Gegenstand gab selbst die Veranlassung, daß Rosenmüller einige Jahre nachher als Schriftsteller auftrat. Frommann und Rosenmüller kamen nämlich in ihren Unterredungen einmal auf die Beweise für die Göttlichkeit der heiligen Schrift, und unter andern auch auf den Beweis, der, wie man sich in der theologischen Sprache auszudrücken pflegte, aus dem Zeugnisse des heiligen Geistes geführt wird. Frommann ermunterte Rosenmüllern, über diesen Gegenstand seine geäußerten Gedanken zu Papier zu bringen, und sie dann durch den Druck bekannt zu machen, welches auch im Jahre 1765 geschah. Zwei Jahre zuvor aber (im Jahr 1763) vertauschte Rosen-

müller seine bisherige Hauslehrerstelle mit einer andern. Er kam nämlich in das Haus des geheimen Raths von Lindeboom nach Hildburghausen als Lehrer und Erzieher der Kinder desselben, und übernahm zugleich, mit Genehmigung seines Prinzipals, die Nachmittagspredigten in der Neustädter Kirche, welche damals von Kandidaten gehalten wurden. Rosenmüller empfahl sich bald durch seine Predigten so, daß ihn der regierende Herzog von Sachsen-Hildburghausen im Jahr 1767 zum wirklichen Prediger an dieser Kirche ernannte. Der neuerwählte Pastor bezog nun seine Pastoratswohnung, und verheirathete sich mit der Tochter des verstorbenen Pastors zu Simmershausen, Christiane Sophie Friederike, geborne Faber, (die Schwester des Professors und Rektors Faber zu Anspach) mit welcher er bis zum dritten Juli 1812, wo der Tod diese fromme und treue Gefährtin des Lebens in ihrem achtundsechzigsten Lebensjahre plötzlich von seiner Seite riß, eine glückliche Ehe führte. Schon im zweiten Jahre seiner Ehe ward ihm sein ältester Sohn Ernst Friedrich Karl geboren, der als Professor der morgenländischen Sprachen auf der Leipziger Universität, nicht weniger durch seine wirklich klassischen Schriften, als durch seine, mit ungetheiltem Beyfall besuchten, Vorlesungen,

als einer der ersten unter den gründlichsten, scharfsinnigsten und geschmackvollsten Kennern und Forschern der morgenländischen Literatur, die das Vaterland und das Ausland aufzuweisen hat, Sinn und Geschmack für das Studium dieses Zweiges der Gelehrsamkeit zu wecken und zu unterhalten eifrig bemüht ist. Im Jahr 1768 erhielt der Pastor Rosenmüller von seinem ehemaligen Prinzipal, von Lindeboom, und dem Herrn von Beust als gemeinschaftlichen Kirchenpatronen, den Ruf zum Pastorate nach Heßberg, den er nur auf dringendes Bitten seiner Gönner annahm; denn Rosenmüller fühlte sich im Besitz der Achtung, der Liebe und des Vertrauens seiner hildburghausischen Gemeine glücklich. Während seines Aufenthalts in Heßberg starb sein frommer Vater im Jahr 1767. In demselben Jahre aber ward ihm sein zweiter Sohn Johann Christian geboren, welcher als Professor der Anatomie in Leipzig lebt, und als einer der ersten Anatomen unserer Zeit, um ihn der hiesigen Universität zu erhalten, von unserm gerechten und weisen Könige den Titel eines Königlich-Sächsischen Hofraths erhielt. Rosenmüllers Aufenthalt in Heßberg dauerte nicht lange. Schon im Jahr 1772 trug ihm der Sächsisch-Hildburghausische Konsistorialrath, Oberhofprediger und

Generalsuperintendent Kern, im Namen des Fürsten, das erledigte Diakonat und zugleich das Vikariat der Superintendentur zu Königsberg in Franken an. Auch um diese Stelle hatte Rosenmüller nicht angesucht; der Antrag dazu kam ihm vielmehr ganz unerwartet. Er folgte dem Winke der Vorsehung, nahm diese Stelle an, und freute sich auch hier der ungetheilten Liebe seiner Zuhörer. Doch kaum war er ein Jahr hier, als er ebenfalls unerwartet den Ruf zum vierten Professor der Theologie nach Erlangen erhielt. Der gewissenhafte und bescheidene Rosenmüller wollte diesen Ruf ablehnen, weil er seine bisherigen theologischen Studien nicht als hinreichende Vorbereitung zu einem akademischen Lehramt ansah; allein der Gedanke, daß ein fähiger Kopf bei ausdauerndem Fleiße sich bald in ein verwandtes Fach einstudiren könne, und die religiöse Ansicht dieser unerwarteten Berufung, als einer weisen Fügung der Vorsehung, besiegten endlich alle Bedenklichkeiten, und Rosenmüller vertauschte Königsberg mit Erlangen. Im Oktober des Jahres 1773 trat er seine Professur an, bei welcher Gelegenheit er eine Abhandlung: de methodo veterum academica Sect. I. schrieb. Nach zwei Jahren erhielt er die theologische Doktorwürde, zu deren Erlangung er eine gelehrte Ab-

handlung: de antiquissima teluris historia (Erlangen 1775) schrieb, welche wegen ihres, auch den Nichtgelehrten interessanten Inhalts, 1782 ins Deutsche übersetzt erschien. In demselben Jahre ward ihm sein dritter Sohn Hieronimus Georg geboren, der als verdienter und geschätzter Pastor in Oelzschau lebt und vor einigen Jahren von dem Herrn Sup. Riedel in Grimma den eben so ehrenvollen als für Vater Rosenmüller und seine Söhne rührenden Auftrag erhielt, seinen jüngern im Jahr 1776 gebornen Bruder Philipp, (welcher in der Popularität des Vortrags und in der Sorge für Verbesserung des Schulwesens sich den edlen Vater zum Muster genommen hat) beim Antritte des Predigtamts in Belgershain feierlich zu introduciren. In Erlangen beklagte die Rosenmüllersche Familie im Jahr 1776 den Verlust einer dreijährigen Tochter, Florentine Christiane Friederike, durch die Blattern, und im J. 1778 den Verlust eines fünften Sohnes, welcher nur zwölf Tage alt wurde. Hier, in Erlangen, begann Rosenmüller im Jahre 1777 die Herausgabe der Scholien über das Neue Testament, und als im Jahr 1779 durch den Tod des Professors Dr. Kiesling die dritte theologische Professur erledigt wurde, trat Rosenmüller mit Uebernahme derselben zugleich im Mai dieses Jahres in das Pastorat

in der Altstadt Erlangen. Er glaubte nun hier seine irdische Laufbahn zu beschließen; denn schon im Jahr 1777 hatte er einen an ihn ergangenen Ruf zum Generalsuperintendenten, Oberhofprediger, Konsistorialrath und Professor der Theologie nach Königsberg in Preussen, und zwei Jahr nachher einen andern, als Professor der Theologie, nach Jena, an Dr. Zicklers Stelle, ausgeschlagen. Bei Ablehnung des ersten Rufs gab er besonders den Bitten seines Freundes, des in der gelehrten Welt durch seine Schrift: Von dem Uebernatürlichen in den Gnadenwirkungen, rühmlichst bekannten Generalsuperintendenten in Anspach, Junckheim, nach, wie sich aus einem der Briefe, welche dieser gelehrte Freund am 12. November 1777 an Rosenmüller schrieb, ergiebt. Von dem an ihn ergangenen Rufe nach Jena wollte der bescheidene uneigennützige Rosenmüller, wie aus einem Briefe Junckheims vom 8. August hervorgeht, nicht einmal der Regierung Anzeige thun. Allein einige Jahre nachher rief man ihn nach Gießen als Prof. Theol. primar., ersten Superintendenten und ersten Pädagogiarchen. Auch diesen Antrag würde er abgelehnt haben; denn Junckheim suchte auf alle mögliche Weise, ihn für sein Vaterland zu erhalten. „Sie besitzen“ schreibt

er ihm unter andern (am 29. Februar 1783) „die allgemeine Liebe Ihrer Gemeine und ein außerordentliches Zutrauen von Seiten der studirenden Jugend. Welcher Segen! Hier spricht Jeder von Ihnen mit der größten Hochachtung. Dank sey es Ihrem vortrefflichen und anerkannten Charakter!“ In einem andern Briefe thut er allerhand Vorschläge, ihn für Erlangen zu erhalten, und schließt mit den Worten: „Wenn es meinem heißen Wunsch nachgeht; so bleiben Sie auf ewig „der Unsrige.“ Rosenmüllers ärztliche Freunde Isenflamm und Rudolph versicherten ihn, daß die Veränderung des Klima vielleicht das einzige Mittel seyn dürfte, seine wankende Gesundheit wieder herzustellen, und der Auszehrung, die zu befürchten stände, vorzubeugen. Unter unzähligen Thränen seiner Zuhörer und Freunde verließ also Rosenmüller am 14. März des Jahres 1783 sein geliebtes, ihm zeitlebens unvergeßliches Erlangen, und zog mit seiner Familie nach Gießen. Hier verlor er durch den Tod am 23. December 1784 seine, ihm am 3. September 1782 erst geschenkte zweite Tochter, Christiane Veronika Wilhelmine, die er lange Zeit nicht vergessen konnte; auch starb im Jahr 1783 seine geliebte Mutter; und im folgenden Jahr ward ihm sein jüngster

Sohn Ludwig Karl Christian August geboren, welcher als Nachmittagsprediger an der Universitätskirche in Leipzig angestellt ist, und sich, als Mitlehrer an dem hiesigen Taubstummeninstitute, um die Bildung der unglücklichen Menschheit verdient macht.

Am 4. Januar 1785 war in Leipzig der Superintendent und Pastor an der Thomaskirche, Dr. Joh. Gottfried Körner (der Großvater des, in den Annalen der Heldengeschichte des deutschen Freiheitskrieges von vielen seiner deutschen Zeitgenossen so hoch gefeierten, Theodor Körners) gestorben. Der Magistrat in Leipzig besetzt als Kirchenpatron das erledigte Pastorat, und sucht zugleich mit der Anzeige der geschehenen Besetzung, bei der höchsten Behörde an, dem von ihm gewählten Pastor die, in der Regel mit dem Pastorate verbundene Superintendentur, Assessur im Consistorium und die theologische Professur, zu übertragen. Damals stand an der Spitze des ehrwürdigen Leipziger Magistratscollegium der, wegen seiner vielfachen Verdienste um die Verschönerung und Veredlung Leipzigs unvergeßliche geheime Kriegsrath Dr. Müller. Dieser vielseitig gebildete und umsichtige Vater der Stadt pflegte bei Besetzung wichtiger Stellen an Instituten die

den Wissenschaften oder der Kunst, oder der Volks=bildung, oder einem andern edlen Zwecke geweiht sind, und durch deren mütterliche Pflege sich Leip=zig vor so vielen andern Städten so rühmlich auszeichnet, solche Männer zu Rathe zu ziehen, deren Urtheilsfähigkeit und Unpartheilichkeit er ver=trauen zu dürfen Grund hatte. An wen konnte er sich bei der erledigten ersten Predigerstelle in Leipzig wohl mit mehr Vertrauen wenden, als an den gründlich gelehrten, wahrheitsliebenden und bescheidenen Professor der Theologie Dr. Morus? Morus, der damals eine Zierde der Leipziger Universität war, stand im freundschaftlichen Brief=wechsel mit dem würdigen Hofrath und Professor Harleß in Erlangen. Kaum hatte Harleß die Nachricht von Dr. Körners Tode vernommen; kaum hatte er gehört, daß man gesonnen sei, ei=nen auswärtigen Gelehrten zu dieser Stelle zu beru=fen, als er, ohne Vorwissen Rosenmüllers, diesen seinen geliebten Freund und ehemaligen Kollegen dem Leipziger Freunde Morus zur Empfehlung an die Behörde vorschlug. Dem wackern Harleß in Erlangen ist folglich das dankbare Leipzig einen Theil des Danks schuldig für das viele Gute, das der von ihm zuerst vorgeschlagne Rosenmüller hier gewirkt hat. Sobald der geh. Kriegsrath

Müller durch die Schilderungen, die ihm Morus aus den Briefen seines Erlanger Freundes von dem liebenswürdigen Charakter Rosenmüllers mitgetheilt hatte — denn seine Gelehrsamkeit kannte Morus schon aus seinen Schriften — für Rosenmüller gewonnen war, nahm er mit seinem Kollegium über diese Angelegenheit vorläufige Rücksprache. Morus schrieb indessen an Harleß: „Ja wenn man diesen bekommen könnte, und wüßte, daß er Gießen verlassen würde.“ Harleß säumte nun nicht, seinem Freunde Rosenmüller in einem Schreiben vom 25. Febr. d. J. von den Schritten, die er ohne dessen Vorwissen gethan hatte, Nachricht zu geben. Der geh. Kriegsrath Müller, welcher schon ahnete, wie schwer es halten würde, Rosenmüller für Leipzig zu erlangen, reiste im Monat April selbst nach Gießen, um ihn predigen zu hören und zur Annahme des Rufs nach Leipzig zu bewegen. Wie konnte ein Rosenmüller, dessen Herzen es schwer fiel, irgend Jemanden eine Bitte abzuschlagen, das Gesuch des geheimen Kriegsraths Müller, durch welches sich der bescheidne Mann so geehrt fühlte, mit einer abschlägigen Antwort erwiedern? Er gab also das vorläufige Versprechen, daß er nach Leipzig zu gehen geneigt sey. Nachdem Morus dieß erfahren hatte,

schrieb er sogleich voll Freude an Rosenmüller, versprach, ihm hier das zu seyn, was ihm Harleß in Erlangen gewesen wäre, und verbürgte ihm die liebreichste Aufnahme in Leipzig, da der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinem liebreichen Herzen schon vorangegangen wäre. Indessen blieb in Gießen die Absicht des Besuchs, den der geh. Kriegsrath Müller dem Superintendenten Rosenmüller gemacht hatte, nicht verschwiegen. Rosenmüllers Freunde bemühten sich auf alle Weise, den so geliebten und geachteten Religionslehrer in ihrer Mitte zu behalten. Einer derselben ließ in ein freundschaftliches Billet unter andern auch als Grund, warum Rosenmüller in Gießen bleiben sollte, folgende Aeußerung fließen: „Hier haben Sie Freunde und Verehrer, vielleicht mehr, als Sie glauben; in Leipzig müssen sie erstlich erworben werden. Ob der biedere Ton und das Deutlich-Gründliche, das Ihre Predigten charakterisirt und hier so sehr gefällt, gegen die Leipziger Gesticulatores und theologischen Schreier, Schöngeister und Schönsprecher sein Glück machen werde, ist auch noch nicht entschieden.“ Da dieser wackre Freund Rosenmüllers nicht ohne Grund vermuthete, daß bei der Entscheidung, ob Rosenmüller in Gießen bleiben oder nach Leipzig

gehen sollte, die Erwägung des Umstandes, daß sich in Leipzig mehr Gelegenheit als in Gießen zur vielseitigern Bildung seiner Kinder darbieten würde, in der Wagschale der abgewognen Gründe für das väterliche Herz Rosenmüllers leicht einen Ausschlag geben dürfte: so glaubte dieser Freund den Entschluß seines Freundes nach seinen Herzenswünschen zu bestimmen, daß er an den übertriebenen Luxus, die Ueppigkeit und Religionsverderbnisse erinnerte, welche in großen Städten, wie Leipzig, im Schwange gingen. Auch unterließ man nicht von Seiten der untern Behörde in Gießen, die landgräflich darmstädtische Regierung von dem, was vorgegangen seyn dürfte, in Kenntniß zu setzen, um Vorschläge zu thun, durch deren Genehmigung man den würdigen Rosenmüller für Gießen zu erhalten glaubte. Die landgräfliche Regierung säumte auch nicht, diesen unmaßgeblichen Vorstellungen ein geneigtes Gehör zu schenken. Durch ein Dekret vom 23. Mai ward „zur fernern Beibehaltung des, um den Flor der Universität Gießen und das Wohl der hessischen Kirchen sich besonders verdient gemachten Gelehrten, exemplarisch und rechtschaffenen ersten Professor der Theologie und Superintendenten Dr. Rosenmüller der Charakter eines Kirchenraths mit einer jährlichen Besoldungsaddition von 500 Gulden“ zuge-

sichert; und unter dem 7. Juni machte der Landgraf Ludwig selbst diese Titel- und Gehaltserhöhung, „welche die Beibehaltung eines so würdigen und braven Mannes erfordere," dem neuen Kirchenrathe in einem eigenhändig unterschriebenen Briefe, in welchem er sich „dessen wohlaffektionirten Freund und „Diener" nennt, bekannt. Man denke sich die Verlegenheit, in welche das so zart fühlende Herz des bescheidnen und dankbaren Rosenmüllers dadurch gerathen mußte! Rosenmüller sah sich also genöthigt, die ihm angetragnen Leipziger Aemter auszuschlagen. „In der Voraussetzung," schrieb er an den Leipziger Magistrat, „daß mit dem ihm zugedachten Pastorat zu St. Thomä auch die Superintendentur, der Besitz im Consistorio und die theologische Professur verbunden bleiben wird, betrachte ich diese Stelle als eine der vortheilhaftesten in ganz Deutschland für einen Mann, dem es ehrlich darum zu thun ist, als Prediger und akademischer Lehrer ausgebreiteten Nutzen zu stiften, wenn auch die damit verbundenen Emolumente und die vortheilhaften Aussichten zur bessern Erziehung meiner Familie, womit mich Gott gesegnet hat, nicht in Rechnung gebracht würden. Daher würde ich im Vertrauen auf Gottes Beistand diese wichtige Stelle mit der größten Freude und Bereitwilligkeit

„annehmen, wenn mir nicht ein einziger Umstand „im Wege stände.“ Er fährt nun fort zu berichten, was die Leser schon wissen, und schließt mit der Erklärung, daß er sich außer Stand gesetzt sehe, den Ruf nach Leipzig zu folgen, es wäre denn, daß er seinem gnädigsten Fürsten und Herrn neue und sehr wichtige Gründe zu seiner Entlassung vorlegen könnte. Indessen hatte, im Vertrauen auf die von dem geheimen Kriegsrath Müller während seiner Anwesenheit in Gießen genährten freudigen Hoffnungen das Magistratskollegium in Leipzig, die am 30. Mai geschehene Wahl Rosenmüllers zum Pastor an der Thomaskirche, der Verfassung gemäß, der höchsten Behörde angezeigt. In welche Verlegenheit gerieth nun auch der Leipziger Magistrat, und namentlich der geheime Kriegsrath Müller, als eine abschlägige Antwort von Gießen einging! Da der scharfsehende Müller sehr bald entdeckte, daß die hier entstandene Collision vorzüglich in dem Herzen des edeln Rosenmüllers ihren Grund hatte: so fiel sein Scharfsinn auf den einzigen Ausweg, der sich hier finden ließ. Mit Genehmigung der höchsten Behörde suchte nämlich der Magistrat in Leipzig selbst bei dem Landgrafen von Hessen, in einem Schreiben vom 25. Juni um Rosenmüllers Entlassung an, die auch endlich erfolgte. Und so war es denn Müllern

gelungen, einen Mann nach Leipzig zu ziehen, der, um hier die Worte aus der leider zu bald vergessenen Biographie Müllers *) zu wiederholen: „schon vorher, ehe er zu uns kam, durch Lehre und Schriften so viel Gutes bewirkt hatte, der mit rastloser Thätigkeit in seinem Berufe arbeitete, der mit gründlicher Gelehrsamkeit auch vielfache Amtserfahrung und ein musterhaftes Beispiel verband, die liberalen Grundsätze ehrte, die nur von unwissenden und blinden Zeloten verschrieen werden können, der die Christusreligion als Angelegenheit des Herzens, nicht als spitzfindiges System von Menschensatzungen betrachtete, der durch seine sanfte Menschlichkeit, durch friedliche Eintracht, durch Duldung gegen Andersdenkende, und in allen seinen Verhältnissen als Vorgesetzter, als Lehrer, als Gatte, als Vater und Freund, uns allen sich als ein ächter Verehrer Jesu bewiesen hat, der gern der Wahrheit ein Opfer bringt, wenn er sie nur dadurch befördern kann, der in seinen Predigten so herzlich, so eindringend und faßlich ist, und ohne alle Menschenfurcht das heilige Pflichtgebot ausübt.“ —

*) (Dr. Höpfners) Blicke auf Karl Wilhelm Müllers Leben, Charakter und Verdienste um Leipzig. Leipzig, bei Beygang 1801. S. 98.

Die große Freude, welche Müller empfand, als er die Nachricht von Rosenmüllers Entlassung erhielt, bezeugen seine Briefe an Rosenmüller. Auch dem würdigen Morus entfiel, wie Müller in einem Briefe vom 26. August seinem Freunde Rosenmüller meldete, bei der Nachricht von der Gewißheit seiner Entlassung eine Freudenthräne. Der 19. Sept. 1785 war der Tag, an welchem Rosenmüller in Leipzig ankam; am 25. desselben Monats als am 18. Trinitatissonntage hielt er eine Gastpredigt, und nach dem am 26. Oktober in Dresden gehaltenen Collegium, am 13. November, als am 25. Trinitatissonntage seine Antrittspredigt über 2. Cor. 2, 14 — 17. Zu der vierten theologischen Professur gelangte er durch die, gemeinschaftlich mit seinem Respondenten, dem damaligen Konrektor (jetzigem Rektor) der Nikolaischule, dem gelehrten Forbiger, vertheidigten Disputation: de Theologiae christianae origine, welche nicht nur in demselben Jahre, vermehrt, sondern auch im Jahr 1789 von Spranger deutsch übersetzt, erschien. Schon im Jahr 1789 nach Dr. Schwarz's Tode rückte er in die dritte; nach Morus (1792) in die zweite, und nach Burschers Tode 1805 in die erste theologische Professur, und in die übrigen, mit

der

der Stelle eines Professors primar. verbundenen Aemter.

Das Gute, welches Rosenmüller außer seinen Predigten und Schriften während seines Aufenthaltes in Erlangen und Gießen gewirkt hat, oder doch beabsichtigte, bin ich nicht im Stande, im Einzelnen anzugeben, weil seine Bescheidenheit nicht zuließ, etwas darüber aufzuzeichnen. Aber aus einigen zufällig noch aufbehaltenen Entwürfen zu schriftlichen Vorstellungen an das Hochfürstlich hessische Ministerium ergiebt sich, daß der umblickende und thätige Mann, auch während seines Aufenthalts in Gießen, manche heilsame Verbesserung des Schul- und Universitätswesens der hessischen Lande in Vorschlag gebracht habe. So that er z. B. Vorschläge, wie die für die Wissenschaften so nachtheilige Aufnahme nicht gehörig vorbereiteter Landeskinder aus dem Oberfürstenthum, unter die Zahl der akademischen Bürger verhütet werden könne; ferner bot er seine Mitwirkung zur Verbesserung der sogenannten Trivialschulen an, und machte auf die Nothwendigkeit der Einführung eines verbesserten Lehrbuchs zum Religionsunterricht in die gemeinen Stadt- und Landschulen aufmerksam. Auch in Ansehung der Universität that er noch erst kurz vor seinem Ab-

gange Vorschläge zur Verbesserung derselben. Den ausgebreitetsten Wirkungskreis öffnete ihn die Vorsehung in Leipzig, wo er beinahe 30 Jahre lang das Amt eines Superintendenten und die übrigen damit verbundenen Aemter verwaltete. Seit Deylings Zeiten, welcher im Jahr 1755 starb, hatte keiner seiner Vorfahren eine so lange Reihe von Jahren hindurch dieses Amt bekleidet. Groß sind die Verdienste, welche sich Rosenmüller um das Kirchen- und Schulwesen erwarb. In Ansehung des Kirchenwesens verdient er wegen Einführung oder Vorbereitung mancher liturgischen Veränderung mit Recht als Gründer und Beförderer einer reinern Liturgie dankbar genannt zu werden. Rosenmüller theilte die Ueberzeugung, daß der Weg zum Herzen durch den Verstand gehe, oder daß der Wille, ohne deutliche Einsicht der Vernunft von dem, was Recht und Pflicht sey, unmöglich zur anhaltenden und treuen Ausübung der Pflicht geneigt gemacht, und das Herz ohne möglichst klare und gründliche Erkenntniß der Vernunft von den tröstenden Wahrheiten der Religionslehre, in Leiden unmöglich wahrhaft beruhigt werden könnte, mit Gellert,*) Er-

*) Ohne Wahrheit in unserm Verstande ist auch keine Wahrheit im Herzen.

nesti, Reinhard, Niemeyer u. a.; und konnte die Meinung eines Schillers und einiger neuern Theologen, welche den Weg durchs Herz zum Verstand gehen lassen, nicht zu der seinigen machen. Jene Ueberzeugung leitete ihn auch bei den liturgischen Verbesserungen, die er theils einführte, theils, weil das Zeitalter noch nicht für ihre Einführung reif schien, nur allmählig vorbereitete. In Uebereinstimmung mit diesem Grundsatze hielt er daher auch edle Einfachheit und Vermeidung alles Prunkes in den kirchlichen Gebräuchen und in der gesammten Liturgie dem Geiste der evangelischen und protestantischen Kirche am angemessensten, und konnte den äußern Pomp und Glanz, der wohl auf dem Theater am schicklichen Orte seyn mag, in evangelischen Kirchen nicht zweckmäßig finden. Noch in einer seiner letzten Predigten warnte er laut gegen die Vorschläge, die protestantische Gottesverehrung durch neue sinnliche Gebräuche, ja wohl gar neue Sakramente der poetischen Tendenz unsers Zeitalters zuzuführen;*) eine Warnung, welche auch der würdige Ammon in der am letzten Reformationsfeste gehaltenen Predigt mit edler Freimüthigkeit aussprach. So duldsam auch Rosen-

*) Predigt am Sonnt. Reminisc. 1815 gehalten.

müller gegen andere religiöse Meinungen, Confessionen und Gebräuche war; so sehr er auch das Gute, das von der römisch-katholischen Kirche ausging, zu schätzen wußte, und so nachdrücklich er auch die Schriften eines Royko, Mutschelle, Werkmeister und anderer aufgeklärten Katholiken in seinen Vorlesungen und Schriften empfahl; so äußerte doch auch der seinem Herzen tief und fest eingeprägte Grundsatz, Jedem das Seine! seinen unverkennbaren Einfluß auf die, von ihm eingeleiteten, liturgischen Veränderungen, zumal da er bei seiner genauen Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte sich von dem Ursprung dieser und jener kirchlichen Gebräuche, und der Quelle, aus welcher ihre Einführung geflossen war, Rechenschaft zu geben wußte. Daß auch sein Geschmack, oder sein wahres und richtiges Gefühl des Schicklichen an seinen liturgischen Reformen Antheil hatte; davon geben die von ihm vorgenommenen liturgischen Veränderungen selbst den Beweis. So ward bisher der sogenannte Klingelbeutel, der, wie sein Name besagt, mit einem Glöckchen versehen war, erst während der Predigt, zur ärgerlichen Störung aller aufmerksamen Predigtzuhörer, herumgetragen. Rosenmüller ließ zuerst die zwecklose Klingel abnehmen, bald darauf verfügte

er, daß jene Einsammlung während der Absingung des sogenannten Glaubens vor der Predigt geschähe. Eine andere Einrichtung würde, als dem Kirchenschatze nachtheilig, nicht gut geheißen worden seyn.

So sehr auch Rosemüller die Musik schätzte, und namentlich den melodischen Gesang liebte, so konnte ihm doch die dreimal zerrend wiederholte Absingung des Wortes Wir in dem sogenannten Glauben, und einige andere, nach den ältesten Melodieen dieses Gesanges vorkommende Wiederholungen nicht behagen. Nach einer freundlichen Rücksprache mit dem Musikdirektor ward auch dieß abgeändert. Noch unerträglicher war es seinem Ohr und Gefühl, die sogenannten Sonntagsevangelien vor dem Pulte absingen zu hören. Auch bei einem nur mäßigen Grade von Einbildungskraft kann man sich vorstellen, wie lieblich es geklungen haben mag, wenn zumal ein unmusikalischer Prediger mit diesen prosaischen Erzählungen, die für den Gesang eben so wenig gemacht waren, als das Memorial, dessen Inhalt erst Zwingli absingend vortrug, und mit diesen Abschriften das vornahm, was man Absingen nannte. Rosenmüller schaffte also diesen, bei seiner Anstellung in Leipzig noch üblichen, Sing-

sang ab, und traf die Verfügung, daß diese Perikopen abgelesen wurden.

Das Absingen der sogenannten Einsetzungsworte wurde beibehalten; allein das dabei gezogene Wandelglöckchen ließ er, in der Ueberzeugung, daß dieser Gebrauch blos mit dem Lehrbegriffe der Kirche unserer römisch-katholischen Glaubensbrüder in Harmonie stehe, verstummen. Sobald nämlich der konsekrirende Prediger auf die Worte kam: das ist mein Leib! dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut! mußte der Küster ein, neben dem Altar angebrachtes, Glöckchen ziehen, welches ganz seinem Ursprunge gemäß, um den Moment der von der römisch-katholischen Kirche angenommenen Verwandlung des Brotes in den wahren Leib, und des Weines in das wahre Blut Christi anzuzeigen, das Wandelglöckchen genannt wurde. Auch waren die, das Abendmahl austheilenden, Prediger mit einem sogenannten Meßgewande bekleidet, welches, zumal an hohen Festtagen, mit dem in der katholischen Kirche gebräuchlichen Meßpriesterornate, an Kostbarkeit und Pracht wetteiferte. Rosenmüller fand auch diesen geistlichen Ornat der Einfachheit der Gebräuche der protestantischen Kirche nicht angemessen, und ließ ihn daher bei Seite legen. Ohne Zwei-

sel wünschte er auch die, in der heißen Jahreszeit doch wohl etwas lästigen, Krausen aus dem Ornate der Leipziger Geistlichkeit zu entfernen, und hätte sie vielleicht, wie der ehrwürdige Reinhard die Perücken, durch seinen Vorgang in ihrem Nichtgebrauch, allmählig abgeschafft, zumal da die Kunst, diese Krausen zu waschen, und gehörig zu falten, als ein Arkanum nur von einer einzigen Wäscherin in Leipzig gehandhabt wurde. Allein hier mußte er es bei dem Alten lassen, weil man ihm zu Gemüthe führte, daß andere große Städte sich im Besitze dieses ausgezeichneten geistlichen Schmucks, der im ganzen damaligen römisch-deutschen Reiche nur außer Leipzig, noch als Vorrecht auf Taucha, Hamburg und Nürnberg ruhte, geehrt fühlen würden!

Wenn jetzt in Leipzig, und in andern Orten unsers Vaterlandes, die neugebornen Kinder nur noch selten, wohl gar nicht, mit dem sogenannten Exorcismus getauft werden, so gebühret auch Rosenmüllern das Verdienst, die Abschaffung dieses anstößigen Gebrauchs eingeleitet zu haben. Dieser aufgeklärte Religionslehrer war es wenigstens, der bald nach dem Antritt seines Amts, einem Vater aus dem Handwerksstande, der ihm den Wunsch vortrug, sein neugebornes Kind ohne Exorcismus ge-

tauft zu sehen, keine abschlägige Antwort gab, sondern ihn veranlaßte, mit dem Prediger, welcher die Taufe verrichten sollte, darüber Rücksprache zu nehmen. Im Fall dieser kein Bedenken trüge, den vernünftigen Wunsch des Vates zu erfüllen, solle das Gesuch kein Hinderniß finden. Einige Jahre später wurde Rosenmüller von einem Geistlichen in Bauzen, der wegen Weglassung des Exorcismus bei einer Taufhandlung in kollegialische Verdrüßlichkeiten verwickelt worden war, zugleich mit Reinhard und dem damaligen Generalsuperintendent Gretsel in Lübben um ein Privatgutachten über den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Exorcismus ersucht. Rosenmüller gab es nach seiner gewohnten Freimüthigkeit, der geläuterten Ansicht gemäß, die ihn überall leitete. „Ich möchte den Prediger sehen," sagte er unter andern, „der ohne zu erröthen, diese Formel aussprechen kann." *) Bei diesen hellen Ansichten, welche der Ephorus der Leipziger Kirche von dem Exorcismus nahm, verschwand diese Beschwörungsformel allmählig aus den Leipziger Taufformularen. Anfangs wurde es von den, eine glei-

*) Sämmtliche Gutachten sind abgedruckt in Henke's Archiv der Kirchengeschichte B. 2 St. 2. Das Rosenmüllersche S. 226. ff.

che Ueberzeugung mit ihrem Ephorus theilenden Predigern, den Aeltern der zur Taufe gebrachten Kinder freigestellt, ob sie ihr Kind mit oder ohne Exorcismus getauft haben wollten. Gewöhnlich gaben sie ihre Meinung auf dem Zettel zu erkennen, auf welchem der Name der Aeltern, des Kindes und der Pathen angezeigt wird. *)

Wenn jetzt in Leipzig und in andern Orten unsers ehemaligen und gebliebenen Vaterlandes diejenigen, welche das Abendmahl Jesus feiern wollen, sich größtentheils zu einer sogenannten allgemeinen Beichte oder zu einer Vorbereitungsandacht in der Kirche oder Sakristei versammeln; da vorher jeder Kommunikant eine besondere Beichte hersagen mußte, so ist auch diese liturgische Ver-

*) Daß auf diesem, von einem oder dem andern der Rechtschreibekunst und der lateinischen Sprache ganz unkundigen Schreiber abgefaßten Zettel manche Lächerlichkeit, die in einer Anekdotensammlung eine verdiente Stelle finden dürfte, zum Vorschein kam, läßt sich vermuthen. So erzählt Claudius im Leipziger Tageblatte, (St. 93) daß unter andern ein Zettel eingegangen sey, der folgende Bitte enthielt: „Der Vater, der bittet, daß das Kind Xosmus nicht getauft werde.“ Ein Anderer verlangte, daß sein Kind mit Kornmuß getauft werde, und ein Dritter verlangte noch ein weit schlimmeres Muß.

änderung Rosenmüllers Werk. Die Veranlassung dazu gab gewissermaßen der Inhaber des von Reizenstein'schen Infanterieregiments, welches im Jahr 1787 in Leipzigs Vorstädten in Garnison lag. Der Generallieutnant von Reizenstein, (welcher vor einiger Zeit als Kommandant der königlich-sächsischen Residenz starb) trug dem Superintendent Rosenmüller den Wunsch vor, daß das Regiment unmittelbar nach vorhergegangener allgemeinen Beichte die öffentliche Abendmahlsfeier in der Thomaskirche halten dürfte. Rosenmüller genehmigte diesen Antrag, und veranstaltete diese Feierlichkeit am 23. April des erwähnten Jahres dem Wunsche des Generals und der übrigen Staabsoffiziere gemäß, und sie machte auf die Gemüther eines großen Theils der in der Kirche sehr zahlreich versammelten Einwohner Leipzigs einen solchen Eindruck, daß mehrere wünschten, auch ihnen möchte die Abendmahlsfeier auf ähnliche Weise gestattet werden. Bei Vielen entstand jene Rührung und diesen Wunsch wohl nur aus dem Reize der Neuheit der Feierlichkeitsanordnung; bei andern lag aber vielleicht der Grund von diesem Wunsche in einem dunkeln Gefühl der Vorzüge, welche die sogenannte allgemeine Beichthandlung vor der Privatbeichte hätte. Rosenmüller ließ seine bei dieser

Feier gehaltene Beichtrede drucken,*) und begleitete sie mit einem Vorbericht, in welchem er seine Ansichten von dem Beichtwesen näher auseinandersetzt. Eine längere Amtserfahrung hatte ihn nämlich gelehrt, in welche peinliche Verlegenheit oft weniger gebildete oder furchtsame, oder bejahrte Personen, denen das Gedächtniß untreu zu werden anfing, bei dem Hersagen ihres auswendig gelernten Beichtformulars geriethen, und wie Aengstlichkeit oder untreues Gedächtniß nicht selten Bekenntnisse hervorbrachte, bei welchen auch der größte Ernst zu einem unwillkührlichen Lächeln versucht zu werden, in Gefahr gerieth. Aus diesen und mehrern andern Gründen gab er der sogenannten allgemeiner. Beichte den Vorzug vor der Privatbeichte. Nach der vorher erwähnten verbundenen Beicht- und Abendmalsfeier des Leipziger Feldmilitärs, war ihm auch die Aeußerung mehrerer Personen aus dem Civilstande, welche nicht nur ihre Abendmahlsfeier auf gleiche Weise zu begehen, sondern selbst eine allgemeine Einführung einer so gestalteten Abendmahlsfeier wünschten, bekannt geworden. In dem, der abgedruckten Beichtrede beigefügten Vorbericht, nahm er auch darauf

*) Empfindungen und Entschließungen eines Christen bei der Gedächtnißfeier des Todes Jesu ꝛc. Leipzig 1787.

Rücksicht. „Ohne höhere Genehmigung,“ schreibt er, „dürfte das zwar nun nicht geschehen; aber ich getraue mir zu hoffen, daß es nicht schwer halten dürfte, dieselbe zu erhalten.“ Es verging keine lange Zeit: so vereinigte sich eine Anzahl Studirender, welche um die sogenannte allgemeine Beichte vor ihrer Abendmalsfeier ansuchten, und durch Rosenmüller ihren Wunsch erfüllt sahen. Nach und nach vereinigten sich in dieser Absicht einzelne Familien; der damalige Stadthauptmann und verdiente Senator, der nachher als Baumeister verstorbene Ludolph Hansen, leitete durch seine thätige Verwendung eine jener eben beschriebenen Feier gleichmäßig veranstalteten Beicht- und Abendmahlsfeier für das Leipziger Stadtmilitär in der Johanniskirche ein. So trat nach und nach an die Stelle der Privatbeichte die Familien- und allgemeine Beichte in Leipzig; und nach dem Vorgange Leipzigs suchte man auch in andern Orten des Vaterlandes, zunächst in der Niederlausitz durch die thätigen Bemühungen des, um diese Provinz so hoch verdienten, Präsidents von Trosky, welcher als warmer Freund des Lichts und Rechts, auch alle Freunde und Beförderer dieser hohen Zwecke der Menschheit, und namentlich einen Rosenmüller innigst verehrte, die Ein-

führung der allgemeinen Beichte zu befördern. Welche Anfechtungen der ehrwürdige Rosenmüller deshalb zu bekämpfen hatte, und wie er sie endlich durch uneigennützige Verzichtleistung auf den Beichtstuhl besiegte, davon soll noch in der Folge Einiges gesagt werden.

Daß ein Mann, wie Rosenmüller, der überall auf Deutlichkeit und Richtigkeit in den religiösen Vorstellungen, und auf Gründlichkeit und Festigkeit in den Ueberzeugungen drang, der nur an solchen Darstellungen, an welchen die gebildete Vernunft, der geläuterte Geschmack mit Recht keinen Anstoß nehmen konnte, Wohlgefallen fand, in der Liedersammlung, welche in den Kirchen Leipzigs gebraucht wurde, seine billgen Wünsche und Anforderungen an ein zweckmäßiges Gesangbuch nicht befriedigt gefunden haben kann, läßt sich schon vermuthen. Einer seiner Kollegen im akademischen Lehramte, Dr. Schwarz, welcher das Bedürfniß eines verbesserten Gesangbuchs ebenfalls fühlte, hatte auch bereits im Jahre 1785 einen Plan zu einem allgemeinen Gesangbuche entworfen, und bereits eine Anzahl zweckmäßiger Lieder, besonders aus dem Schleswig-Hollsteinischen und Bremenschen Gesangbuch nach gewissen Rubriken auszuzeichnen angefangen. Der Tod

übereilte ihn aber ehe er diese Arbeit vollenden konnte. Der von diesem Vorhaben des Dr. Schwarz in Kenntniß gesetzte Konferenzminister v. Wurmb übertrug daher dem Dr. Rosenmüller die Vollendung dieser Arbeit. „Ew. Hochw." schrieb der durch sein Grab des Leonidas auch in der gelehrten Welt nicht unrühmlich bekannte Minister, „schicken Sich nach Dero rechtschaffnen und liberalen Gesinnungen vorzüglich dazu," und versprach zugleich seine Unterstützung zu diesem Werke. Rosenmüller, der so gern jeden Wink zur Beförderung einer guten Sache benutzte, säumte nicht, den ihm gegebenen Auftrag zu vollziehen. Er entwarf einen Plan zu einem neuen Gesangbuche, und zeichnete aus dem Schleswig-Hollsteinischen, aus einem in Franken eingeführten, aus dem Bremenschen, Anspachschen, Berliner, und dem von Basedow für die philantropinische Gemeine herausgegebenem Gesangbuche diejenigen Lieder aus, die sich ihm zur Aufnahme zu eignen schienen. In der Folge verbreitete sich sein, mit dem Oberhofprediger Reinhard geführter Briefwechsel auch über diese Angelegenheit. Nach mannichfaltigen Erwägungen und endlicher Beseitigung verschiedner Schwierigkeiten gab man höhern Orts zwar die anfangs gehabte Idee eines all-

gemeinen, d. h. im ganzen Lande einzuführenden Gesangbuchs auf, gestattete aber dagegen mittelst gnädigsten Rescripts eine Verbesserung der in den Sächsischen Kirchen gewöhnlichen verschiedenen Gesangbücher. Bald nach der Erscheinung des zu Berlin im Jahre 1780 herausgekommenen neuen Gesangbuchs, hatte auch der geheime Kriegsrath Müller in Leipzig das Bedürfniß eines verbesserten Gesangbuchs für die Kirchen dieser Stadt so lebhaft gefühlt, daß er aus den damals vorhandnen neuen Gesangbüchern eigenhändig eine beträchtliche Anzahl Lieder auszeichnete, die ihm der Aufnahme in das von ihm längst schon gewünschte neue Leipziger Gesangbuch werth schienen, und diese Papiere seinem Freunde Morus und einigen Leipziger Predigern zur Prüfung und Mittheilung ihre Bemerkungen darüber zustellte. Nach diesen Vorarbeiten wurde nun am Ende des Jahres 1793 vorzüglich auf Rosenmüllers und Müllers Betrieb, zur Veranstaltung eines neuen Gesangbuchs geschritten, nachdem durch die damals erschienenen christlichen Religionsgesänge für Bürgerschulen, zunächst für die Freischule in Leipzig, der Wunsch nach einem verbesserten Gesangbuch zum kirchlichen Gebrauch von Neuem angeregt worden war. Am

1. Weihnachtsfeiertage 1796 ward das neue Gesangbuch in den Leipziger Kirchen eingeführt. Welche Anforderungen Geist, Herz und Geschmack eines Rosenmüllers an ein neues Liederbuch machte, das läßt sich schon aus dem, was bisher von ihm gesagt worden ist, vermuthen. Er wünschte das neue Gesangbuch rein vom scholastischen dogmatischen Sauerteig, von spielender Mystik und Tändelei, *) von veralteten und dem fortgeschrittnen

*) In seiner Schrift: über dogmatische und moralische Predigten (Lpz. 1786) führt er S. 55 u. f. eine im Anspachschen Gesangbuche M. 72 von einem großen Minister herrührende Verbesserung des bekannten alten Weihnachtsliedes: Ein Kindelein so löbelich ꝛc. empfehlend an, und fährt fort: Ich dächte doch, die lutherischen Christen im Anspachischen dürften deswegen noch nicht für unächte Lutheraner gelten, weil sie nicht mehr singen: Ein Kindelein so löbelich ꝛc. Wer aber die Ausdrücke: Kindelein, löbelich, säuberlich ꝛc. so schön und kräftig findet, daß er dennoch das Alte dem Neuen vorziehen zu müssen glaubt, den will ich um seinen Geschmack nicht beneiden. (Beiläufig bemerke ich hier für die Forscher und Freunde der Literatur geistlicher Liederdichter an, daß ein später geschriebener Brief Junckheims an Rosenmüller die obige Angabe von der Verbesserung des angeführten Lutherischen Liedes dahin berichtet, daß diese Verbesserungen nicht von dem verdienstvollen Minister von Benkendorf, welcher nur Verfasser des Liedes No. 74.: Frohlocke menschliches Geschlecht ꝛc. sei, herrühren.)

Zeitgeist anstößig gewordnen Bildern; er wünschte dagegen solche Lieder aufgenommen, die durch ihren Inhalt dem Geiste der echten reinen Christuslehre entsprächen, in ihrem Ausdrucke allgemein verständlich wären, und sich als Erzeugnisse einer frommen Muse von gemeiner, in Reime gebrachten, Prosa unterscheiden. Mußte im Kollisionsfalle ein Opfer gebracht werden: so würde er lieber den dichterischen Schwung der Verständlichkeit und der dem Geiste des Christenthums angemessenen Wahrheit des Gedankens aufgeopfert haben, weil er sich ohne deutliche Einsicht des Verstandes keine dauerhaft bleibende gute und fromme Gesinnung des Gemüths versprechen zu können glaubte. Mystiker unsrer Zeit, und diejenigen, welchen die Religion nicht Sache des Geistes und Herzens zugleich, sondern entweder bloß Sache dessen, was sie ziemlich unbestimmt, oder doch wenigstens nicht nach einer allgemein festen Bestimmung Gemüth nennen, oder gar Sache der Phantasie ist, diejenigen, welche Poesie, Kunst, Liebe und Religion, und der Himmel weiß, was Alles noch mehr zusammen verschmelzen lassen in Eins, werden freilich auf jene Ansichten, als auf herzlose und ungemüthliche kalte Verstandesbegriffe prosaischer Menschen, die noch weit entfernt sind von dem Leben, das aus Gott

ist, mit mitleidsvollem Achselzucken herabblicken, und über ein Gesangbuch, das nach diesen Grundsätzen veranstaltet ist, unbarmherzig den Stab brechen. Nüchterne und ruhige Denker und Freunde der Religion und des Kultus werden dagegen jenen Grundsätzen im Ganzen ihren Beifall schenken, und nur wünschen, daß sie bei der Sammlung eines Gesangbuchs durchweg im Auge behalten worden seyn möchten. Nur diejenigen, welche die Schwierigkeiten kennen, welche mit der Veranstaltung einer Liedersammlung verbunden sind, nur diejenigen, welche wissen, daß oft theils die Meinungen der Sammler selbst, theils die der einzelnen Mitglieder der Censurbehörde nicht immer übereinstimmen, ja daß letztre zum Theil einander ganz entgegengesetzte Ansichten nehmen, und der Eine das billigt, was der Andre schlechterdings verwirft, daß also oft, um nicht alles zu verlieren, auch gegen bessere Ueberzeugung, hier und da nachgegeben und geändert werden muß, nur diejenigen, die dieß Alles wissen, sind im Stande, über ein Gesangbuch und über die Sammler und Beförderer desselben unbefangen zu urtheilen. Also auch die Einführung eines neuen Gesangbuchs gehört zu den liturgischen Verbesserungen, welche durch die thätige Mitwirkung Rosenmüllers befördert wurde.

Nach der Einführung des neuen Gesangbuchs hörte auch das späterhin durch ein allergnädigstes Rescript verbotene Absingen der sogenannten Litanei an den Bußtagen auf, und es wurde an der Stelle dieses durch seine Eintönigkeit in der Melodie die Andacht ermüdenden, und durch seine, dem Geiste eines christlichen Gebets nicht angemessene detaillirte Specification aller besondern Arten der Noth, und aller einzelnen Güter des Lebens eine Abänderung bedürfenden, alten Gesanges, ein zweckmäßiges Lied zu singen angeordnet.

Rosenmüller gestattete auch, daß zur Adventszeit, und sonst, wo vorher die Orgel schwieg, die Gesänge mit diesem, jedem öffentlichen Kirchengesang fast unentbehrlichen, Instrumente begleitet werden durften, und alle die, Andacht störenden Disharmonieen und auffallenden Mißtöne, so wie das ohne Orgelbegleitung des Gesanges fast unabwendbare Herabziehen, und bei einem längern Liede dem bloßen singartigen Sprechen, ganz gleichenden Herunterkommen vom rechten Tone zu verhüten.

Auch die seit 1803 in Leipzigs Kirchen eingeführte öffentliche Konfirmation der Konfirmanden wurde durch die Konfirmationsfeierlich-

keiten, welche Rosenmüller in der Rathsfreischule zu halten pflegte, vorbereitet. Doch die Erwähnung dieser Schule führt mich auf ein anderes großes Verdienst, welches sich Rosenmüller um Leipzig, und bei der sich weiter verbreitenden Wirksamkeit alles Guten auch um andere Orte unseres Vaterlandes, und selbst des Auslandes erwarb. Rosenmüller, der Beförderer einer reinern Liturgie, ward auch Gründer und Beförderer eines zweckmäßigern Schulwesens.

Rosenmüller hatte als Land- und Stadtgeistlicher, und als Ephorus der Schulen, während der von ihm verwalteten Superintendentur in Erlangen und Gießen, den, einer Verbesserung höchst nöthig bedürfenden Zustand der deutschen Schulen aus Erfahrung kennen gelernt. Einige seiner Schriften, wie: Erster Unterricht in der Religion, für Kinder, welche zuerst 1771 erschien; seine Religionsgeschichte für Kinder, welche er bald nachher herausgab; so wie sein Christliches Lehrbuch für die Jugend, welches 1787 zuerst gedruckt wurde, sollten nach seinem Wunsche zur Verbesserung des religiösen Jugendunterrichts in Schulen mitwirken. Allein er glaubte für die Verbesserung des Schulwesens noch mehr thun zu müssen. Als er

nach Leipzig kam hatte diese berühmte Universitäts- und Handelsstadt außer ihren zwei gelehrten Schulen, noch keine öffentliche Unterrichtsanstalt für diejenigen, welche nicht studieren, sondern nur eine Stelle unter den gebildeten Geschäftsleuten einnehmen und behaupten wollten; noch weniger war für eine Anstalt zum Unterricht der weiblichen Jugend, in deren Händen mehr noch, als in den Händen unsers Geschlechts die künftige Zeit liegt, gesorgt. In der Schule, welche mit der wahrscheinlich nach dem 30jährigen Kriege gegründeten wohlthätigen Erziehungs- und Verpflegungsanstalt der Waisen verbunden ist, wurden nur die in die Waisenanstalt aufgenommenen vater- und mutterlosen Kinder beiderlei Geschlechts unterrichtet. Da inzwischen Leipzig der Sitz einer Universität und zweier gelehrten Schulen war: so fehlte es zwar den Aeltern solcher Kinder, die nicht Gelehrte werden wollten, nicht ganz an Gelegenheit ihre Kinder unterrichten zu lassen; allein es war meistentheils glücklicher Zufall, wenn Aeltern, die für ihre Kinder einen Lehrer suchten, gerade den Mann fanden, der die zu diesem Geschäft erforderliche Geschicklichkeit und Lust hatte. Mit obrigkeitlicher Concession unterzogen sich nach und nach Mehrere als Privatlehrer dem Geschäfte,

die Jugend beiderlei Geschlechts sowohl im Christenthum, als auch im Lesen, Rechnen und Schreiben zu unterweisen. Denn über die Gränzen dieses Triviums hinaus, verstiegen sich diese Anstalten nur äußerst selten. Für Kinder ganz armer Aeltern sorgte der Stadtmagistrat dadurch, daß er für den Unterricht dieser Kinder aus einer seiner milden Stiftungen das Schulgeld an den Privatlehrer bezahlte, dessen Schule sie besuchten. In der Folge beauftragte der Magistrat selbst einige jener Schullehrer ausdrücklich mit den Unterrichte ganz armer Kinder, und reichte ihnen dafür ein gewisses Schulgeld. Ein achtungswerther Staatsbeamter unsers Vaterlandes, der sich überhaupt durch mehrere nützliche Stiftungen ein ehrenvolles Denkmal setzte, verdient auch in der Geschichte des Schulwesens der Stadt Leipzig eine ehrenvolle Erwähnung. Der fromme und gelehrte Oberkonsistorialvicepräsident Graf von Hohenthal gründete im J. 1774 in Leipzig eine Privatunterrichtsanstalt, in welcher 60 Kinder armer Aeltern unentgeldlich unterrichtet wurden. So stand es in Leipzig mit dem Schulwesen als Rosenmüller herkam. Er war noch nicht ein volles Jahr in Leipzig, als er die mangelhafte Verfassung des Schulwesens, die noch so vieles zu wünschen übrig ließ, kennen gelernt hatte.

Bei schicklichen Veranlassungen nahm er daher Gelegenheit, die frommen Wünsche seines Herzens auch über diesen Gegenstand laut auszusprechen. So schloß er seine vorhin schon angeführte Abhandlung über dogmatische und moralische Predigten S. 61 mit folgenden Worten: „Es ist seit mehrern Jahren so viel von Verbesserung des Religionsunterrichts gesagt und geschrieben worden, daß sich beinahe nichts Neues mehr darüber sagen läßt. Aber was haben die öffentlichen Schulen dadurch gewonnen? Wenn nicht Könige und Fürsten, Minister und Konsistorien Hand an das Werk legen, und mit Zuziehung einsichtsvoller Theologen und erfahrner Schulmänner, welchen die Sache der Religion am Herzen liegt, die so längst gewünschten Verbesserungen durchsetzen: so werden alle unsere Klagen, Vorschläge und Wünsche bis an das Ende der Welt vergeblich seyn. Ich schließe daher mit dem herzlichen Wunsche, daß Gott die Herzen der Großen lenken wolle, dieses große Werk der Schulverbesserung aus Liebe zu Gott und zu ihren Unterthanen mit Weisheit und Nachdruck zu befördern. So wird sich Segen über ihre Länder verbreiten, und sie werden den besten Lohn dafür in der Ewigkeit empfangen.“ Aehnliche fromme Wünsche sprach er auch aus in

der, am 2. Bußtage, (den 17. Nov.) deſſelben Jahres über den vorgeſchriebenen Text: 2 Kor. 6, 2. gehaltenen Predigt.*) „Man hat lange genug — ſo ertönte der väterliche Aufruf des würdigen Seelſorgers von der Kanzel herab — von Verbeſſerung des Schulunterrichts, von nöthigen Erziehungs- und Armenanſtalten, und von dergleichen Gegenſtänden geredet und geſchrieben. Aber wenig iſt noch gethan. Es wäre einmal Zeit, daß man weniger ſchriebe und ſagte und deſto mehr handelte. Hier kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß die welche von der Vorſehung zu Vormündern des Volks geſetzt ſind, uns Lehrern der Religion die Hand bieten, und ihr ganzes Anſehn dahin verwenden möchten, daß zum Unterricht und zu einer chriſtlichen Erziehung armer verlaſſener Kinder beſſere Anſtalten gemacht, daß durch Errichtung öffentlicher Arbeitshäuſer dem Müßiggang und den daraus entſtehenden höchſt verderblichen Laſtern Einhalt gethan werden möchte. Dadurch würden ſie Wohlthäter unzähliger, jetzt und künftig lebender Menſchen werden; die ſpäteſte

*) Sie iſt zugleich mit der am Reformationstage d. J. gehaltenen Predigt gedruckt, unter dem Titel: Etwas zur chriſtlichen Beherzigung für unſere Zeiten. Lpz. b. Jacobäer 1786. Die eben angeführte Stelle ſtehet S. 63 f.

Nachkommenschaft würde ihr Andenken ehren, und den besten Segen würden sie in der Ewigkeit einärnten.“ Diese herzliche und kräftige Ansprache verfehlte ihres Zweckes nicht; sie ward vielmehr die Veranlassung, daß nach und nach in Leipzig durch die väterliche Fürsorge des ehrwürdigen Magistrats-Collegium, das, wenn von thätiger Sorge für Jugendbildung und Schulwesen die Rede ist, bei allen frommen Wünschen, die noch zu den unerfüllten gehören, gewiß mehr gethan hat, und zu thun fortfährt, als kaum von einer andern Obrigkeit des In- und Auslandes gethan werden konnte, die Bildungsanstalten entstanden, deren sich diese Stadt jetzt erfreut. Schon im folgenden J. (1787) sah er einige Privatschulanstalten, z. B. die von dem verstorbenen Buchhändler Wendler auf Antrieb des geh. Kriegsraths Müllers gestiftete, und nach dem Namen ihres Stifters benannte Wendlersche Freischule, entstehen, in welcher sechzig Kinder unentgeldlich unterrichtet werden. Aber noch mehr geschah im Jahr 1792. In diesem Jahre sah Leipzig in seinen Ringmauern zwei neue öffentliche Unterrichtsanstalten, die Schule des Arbeitshauses für Freiwillige und die Rathsfreischule, ihren Weihetag feiern. In den freundschaftlichen Gesprächen, mit welchen sich ein Weiße,

Platner, Dümon (ein allgemein geschätzter Kaufmann) und ein Ludolph Hansen in der, unter dem Namen der Harmonie bestehenden, achtungswürdigen Gesellschaft, in ihren Erholungsstunden unterhielten, hatte sich die Idee zu einem Arbeitshause für Freiwillige gebildet. Diese, besonders von dem für alles Gute unermüdet thätigen Hansen lebhaft ergriffene Idee fand an den damaligen Oberhäuptern des Magistrats, an Müller und Herrmann thätige Beförderer; und so kam im Jahr 1792 in Leipzig ein Arbeitshaus für Freiwillige zu Stande, um dessen Einrichtung sich neben dem erwähnten Senator Hansen, dessen eben so verdienstvoller Bruder, der Baumeister und Rathsherr, Justus Heinrich Hansen, und der geheime Kammerrath Frege unbestrittene Verdienste erworben. Mit dieser Anstalt wurde nun auch eine Schule verbunden, sobald die Rathsfreischule eingerichtet worden war. Diese zuletzt erwähnte Anstalt, welche vorzüglich auf Rosenmüllers Betrieb und durch Müllers bedeutenden Einfluß auf das Magistrats-Collegium zu Stande kam, und darum eine Freischule heißt, weil der Unterricht und die Lehrmaterialien den Schülern und Schülerinnen, welche aus den Kindern verarmter Aeltern aller Stän-

de von dem jedesmaligen Vorsteher aufgenommen werden, unentgeldlich ertheilt wurde, hatte Rosenmüller am 16. April 1792 einzuweihen die Freude. Nachdem das Lokale dazu bestimmt und das Gebäude vollendet war, wurde Rosenmüllern die Sorge für eine zweckmäßige innere Organisation dieser Anstalt übertragen. Der bescheidene Rosenmüller zog dabei einen Mann, den er schon früher als geschickten Jugendlehrer kennen gelernt, und dem er vor Kurzem selbst den Unterricht seiner eignen jüngern Söhne freudig anvertraut hatte, zu Rathe. Plato, damaliger Lehrer der Rosenmüllerschen Kinder, entwarf einen Plan, der von Rosenmüller und Müller genehmigt ward. Und weil dieser Pädagog die Eigenschaften in sich vereinigte, welche zur zweckmäßigen Leitung einer solchen Anstalt erforderlich sind, so ward ihm auch die Leitung dieser neuen Schulanstalt übertragen, die er anfangs ohne eignen festen Gehalt, blos aus Liebe zur guten Sache, neben seinen Privatstunden im Rosenmüllerschen Hause besorgte, bis er in der Folge, als ihn Reinhard, in Auftrag eines hohen Kollegiums, die Stelle eines Direktors des Schullehrerseminars in Dresden antrug, mit festem Gehalt zum Direktor der Freischule und der Schulen des Arbeits- und Waisenhauses angestellt wurde.

Diese Anstalt hatte sich der unveränderten väterlichen Liebe ihres Mitstifters Rosenmüllers bis an seinen Tod zu erfreuen. Redlich theilte er mit ihr alle Kämpfe, die sie, wie jede andere neue Anstalt, zu bestehen hatte. Auf seinen an die höchste Behörde gethanen Vorschlag, durch einen unpartheiischen, der christlichen Religionslehre ganz kundigen und im Betreff der Rechtgläubigkeit unverdächtigen Mann, eine öffentliche Prüfung der Religionskenntnisse der in dieser Anstalt unterrichteten Kinder anstellen zu lassen,*) damit so das Vorgeben, als blieben die Schüler und Schülerinnen dieser Anstalt mit den sogenannten Unterscheidungslehren unserer Kirche ganz unbekannt, als leeres ungegründetes Vorgeben des Vorurtheils oder der Leidenschaft erkannt würde, erhielt der, wegen seiner Gelehrsamkeit bekannte, Professor der Theologie, Dr. Wolf, im Jahr 1802 von der höchsten Behörde Auftrag, eine solche öffentliche Prüfung anzustellen, welche auch zu Rosenmüllers Freude zum Vortheil der angefeindeten Anstalt ausfiel. In dieser Anstalt hielt Rosenmüller bis zum Jahre 1803 in jedem Jahre an einem, der zunächst vor dem Osterfeste vorhergehenden Sonntage im Betsaale

*) Siehe den Vorbericht zu seiner Predigt: Ueber das Reich Jesu. (1802) S. 4.

dieser Schule die feierliche Konfirmation der Zöglinge dieser Anstalt, welche zum erstenmal an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollten, mit seiner gewohnten Herzlichkeit, die kein gefühlvolles Gemüth der Anwesenden ungerührt, und kein Auge ohne Thränen ließ. Als in der Folge die Konfirmation in den Kirchen eingeführt wurde, wohnte er, nebst mehreren andern Herren Geistlichen, der in Gegenwart der Aeltern der abgehenden Schüler und Schülerinnen in einem Lehrsaale der Freischule angestellten Privatprüfung bei, und beschloß dieselbe mit einer herzlichen Ermahnungsrede. Noch im J. 1813, wo ihm schon seine Gehörsschwäche unmöglich machte, Fragen und Antworten zu verstehen, wohnte er doch noch aus wahrhaft väterlicher Liebe für diese Schule dieser Prüfung bei, und eröffnete sie mit einer herzlichen Anrede. Ja noch fünf Tage vor seinem Tode, an dem Bußtage, an welchem er seine letzte Predigt gehalten hatte, versprach er seinem Freunde Plato, wenn ihm Gott das Leben erhielt, nicht nur den künftigen Sonntag wieder der Prüfung beizuwohnen, sondern auch am dritten Osterfeiertag, wo gewöhnlich ein religiöses Abschiedsfest der Konfirmanten und Konfirmantinnen in der Freischule veranstaltet wird, das Rosenmüller stets durch seine Gegenwart verschönerte, die Rede

zu halten, die gewöhnlich an diesem Feste der Direktor der Anstalt zu halten pflegt. Wenn er einmal für einen Sonntag den Wünschen und Bitten seiner freundlichen Kollegen nachgab, seine Amts-Predigt einem derselben übertrug, so besuchte er gemeiniglich die sonntäglichen Erbauungsstunden, die in der Freischule gehalten werden, und gab dadurch Lehrern und Schülern eine neue Ermunterung zum Fleiße; den religiösen Todtenfeiern, welche diese Anstalt ihren Stiftern, Vorstehern und dem um die deutsche Jugendbildung so hochverdienten Kinderfreund Weiße veranstaltete, wohnte er ebenfalls als theilnehmender Zuhörer bei. Auch die Feier des dritten Stiftungsfestes dieser Schule (im Jahr 1795) erhöhte er durch eine kurze Rede, in welcher er darzuthun suchte, daß Volksaufklärung nicht schädlich sey.*) Er machte dieser Anstalt auch die Freude, auf vorhergegangene Einladung, bei welcher freilich nur ein Nebenzweck als Hauptzweck, weswegen seine Gegenwart gewünscht wurde, angegeben werden konnte, an dem Tage, an welchem er grade 25 Jahr in Leipzig war, mit seiner Gegenwart zu beglücken, wozu selbst der, auch um

*) Sie ist im 1. u. 2. B. des Zerenner'schen Schulfr. S. 13 — 24 abgedruckt.

Leipzig in vieler Rücksicht so verdiente geheime Rath und jetzige Kanzler der Landesregierung, Freiherr von Werthern, wohlwollend mitwirkte. Hier wurde der ehrwürdige Rosenmüller nicht nur durch die Gegenwart des damaligen Herrn Oberhofrichters und Konsistorialdirektors, des Freiherrn von Werthern, des um die Freischule, gleich seinen preiswürdigen Vorgängern, Müller und J. H. Hansen, hochverdienten Vorsteher dieser Anstalt, des Hofraths Gehler, durch die unerwartete Anwesenheit des größten Theils seiner geistlichen Amtsgenossen, und durch eine zahlreiche Versammlung hiesiger Einwohner überrascht, und mußte seiner großen Bescheidenheit das Opfer bringen, den kindlichen Dank und die herzlichen Wünsche, zu welcher sich Lehrer und Schüler der Anstalt verflichtet fühlten, anzunehmen. Dieser Dank wurde vornehmlich ausgesprochen in einem kurzen Gesange, einer kurzen Anrede des Direktors, und in einem, mit untermischten Chören vorgetragenen, metrischen Wechselgespräch mehrerer Schüler und Schülerinnen, (unter welchen auch seine Enkelin war) und in einem von einem Lehrer gesprochenen Gebete.*) Auch die

*) Leipziger Tageblatt 1810. No. 84. Neue Jugendzeitung 1810. No. 116 — 117. und das Wechselgespräch No. 114.

Bürgerschule verdankt der Mitwirkung Rosenmüllers ihre Entstehung. Der Grund zu dem Gebäude dieser Anstalt ward noch bei Müllers Lebzeiten in dem Jahre 1795 gelegt; allein die Vollendung des Baues verzögerte sich bis in das neue Jahrhundert hinein. Deshalb wandten sich mehrere hiesige Bürger an Rosenmüller, und baten ihn, da sich das Gerücht verbreitete, als würde diese Anstalt nicht zu Stande kommen, er möchte doch mitwirken, daß diese Schule bald eröffnet würde. Diese Mitwirkung versprach Rosenmüller unter andern auch in der Predigt, die er am Feste der Verkündigung Mariä 1802. „über das Reich Jesu Christi unsers Herrn," hielt. *) „Ich weiß es leider! gar wohl, daß es so manchen rechtschaffenen Bürgern unserer Stadt bisher an Gelegenheit gefehlt hat, ihren Kindern eben den guten Unterricht ertheilen zu lassen, der nun schon mehrere Jahre armen Kindern ertheilt worden ist. Aber diese Wohlthat, die sie nun lange genug vergeblich gewünscht und gehofft haben, kann und darf ihnen nun nicht länger versagt werden, und sie dürfen gewiß versichert seyn, daß vermöge meines Amtes und

*) Sie ist gedruckt auf Kosten des Verfassers. Nebst einem Vorbericht. 1802. S. 20.

meiner Pflicht zur Erfüllung ihres gerechten Wunsches mein Möglichstes beitragen werde, sollte ich auch die ganze Ruhe meines noch übrigen kurzen Lebens, und mein Leben selbst darüber aufopfern müssen.“ Die Bürgerschule kam zu Stande, begann mit dem Anfang des Jahres 1803 ihre Arbeiten, und erfreut sich unter ihrem preiswürdigen Vorsteher, dem Oberhofgerichtsrath Dr. Siegmann, der auch nach Uebernahme des Amts eines Bürgermeisters noch die Vorsteherschaft dieser Anstalt beibehielt, der fortdauernden Fürsorge des edlen Magistrats.

Die späterhin gestifteten Armenschulen sind zwar nicht so unmittelbar wie die bisher erwähnten Schulanstalten das Werk Rosenmüllers, sondern Leipzigs Arme und ihre Kinder haben die Entstehung und Fortdauer dieser Anstalten vorzüglich, dem in dem J. 1803 unter der Leitung des verdienten ersten Bürgermeisters der Stadt, des Herrn Hofraths Dr. Einert gegründeten preiswürdigen Armendirektorium und namentlich den thätigen Bemühungen der würdigen Mitglieder des Rathscollegium, einem Gehler, Sickel, Groß, Dörrien und mehreren das Gute thätig befördernden Mitgliedern der Leipziger Bürgerschaft zu verdanken. Allein ohne die von Rosenmüllern bewirkte Anre-

gung des Geistes der Schulverbesserung in Leipzig würden vielleicht auch diese Anstalten nicht so früh gegründet worden seyn.

Und wie viele Anstalten im In- und Auslande sind nicht seitdem nach dem Vorgang und zum Theil selbst nach dem Vorbild der Leipziger Schulen gegründet worden!

Jene vorhin ausgehobene Stelle aus einer Rosenmüllerschen Predigt mag nun in dieser kurzen Lebensbeschreibung den Uebergang zu Rosenmüller als Prediger machen. Daß er sich als solcher um Leipzig Verdienste erwarb, davon geben schon die aus seinen religiösen Vorträgen in diesem Aufsatz ausgehobenen Stellen einen redenden Beweis. Allein der Zweck dieser Blätter macht es mir zur Pflicht, wenigstens einige Worte zur Charakteristik Rosenmüllers als Predigers zu sagen. Dieser echt-evangelische Lehrer beabsichtigte bei allen seinen Predigten die Erbauung seiner Zuhörer. Was er unter Erbauung verstand, und durch welche Einrichtung einer Predigt, nach seiner Ueberzeugung, dieser Zweck erreicht werden könnte, darüber hat er sich in mehreren seiner Schriften erklärt; zuletzt noch in seinem Beitrag zur Homiletik. (Leipzig 1814) S. 32. ff. Diesen seinen Ansichten und Ueberzeugungen ist er auch nach sorgfältiger Prüfung

aller andern beliebten Predigtansichten und Predigtmanieren bis an das Ende seines Lebens unverbrüchlich treu geblieben. Anregung dunkler Gefühle, mystische Sprache und Einkleidung der Lehren in ein sogenanntes alterthümliches Gewand, angenehme Beschäftigung der Einbildungskraft mittelst poetischer Tiraden und rednerischer Deklamationen hielt er für keine wahre Erbauung. Diese bestand nach seiner Ueberzeugung nur in der Leitung des Willens zur bleibenden Liebe des Guten, und zur Besiegung pflichtwidriger Neigungen, so wie in der bleibenden Empfänglichkeit des Herzens für die Trostgründe der Religion bei widrigen Ereignissen des Lebens. Hierin stimmte er ganz mit dem berühmten Chrysostomus überein, welcher sich in einem seiner Vorträge folgendermaßen äußert: „Die Kirche ist keine Schaubühne, daß wir nur des Vergnügens wegen zuhören sollen; wir müssen gebessert von hier weggehen; wir müssen sie nicht ohne einen großen und wichtigen Gewinn verlassen. Wir sind vergebens hierhergekommen, wenn der Unterricht nur einige Augenblicke haftet, und wenn wir hernach weggehen, ohne daß uns die Predigt etwas hilft. Was hilft mir alles euer Händeklatschen? Was hilft mir euer Lobgeschrei und euer Lerm? Mein Lob ist das, daß ihr

dasjenige, was euch gesagt wird, durch eure Werke beweist. Alsdann bin ich glückselig zu preisen, nicht, wenn ihr mich mit Beifall hört, sondern, wenn ihr dasjenige, was ich euch lehre, eifrig bewerkstelligt.“*) Diese von Rosenmüller bezweckte Erbauung konnte nach seiner Ueberzeugung nicht anders befördert werden, als durch deutliche und faßliche Belehrung des Verstandes über die moralisch religiösen Wahrheiten, und durch fruchtbare Winke, wie man es anzufangen habe, um von dieser oder jener Tugendvorschrift die Anwendung in den besondern Verhältnissen des Lebens zu machen. Solche Anweisungen geben nach seiner Ueberzeugung den religiösen Vorträgen den wahren Charakter praktischer Predigten. Die Erfahrung, daß die zum Anhören einer Predigt auch in Universitäts- und Hofkirchen versammelten Christen in Ansehung des Grades ihrer geistigen Bildung auf sehr verschiedenen Stufen ständen, machte ihm die homiletische Regel, daß jeder religiöse Vortrag seinem Inhalte und seinem Ausdrucke nach möglichst populär, d. h. der Fassungskraft aller Zuhörer, auch derer, welche nur einen mäßigen Grad von Geistesbildung besäßen, angemessen seyn müsse, zu

*) In der Cramerschen Uebersetzung Bd. III. S. 111.

einem Gesetze, welches er bei seinen Predigten stets befolgte. Die Hauptsätze, welche er in seinen Predigten durchführte, waren daher nie in gesuchten Bildern, sondern ganz plan und deutlich ausgedrückt. Doch ist dieß nicht so zu verstehen, als ob er nur ganz allgemein bekannte Wahrheiten auf die Kanzel gebracht hätte. Keinesweges! er besaß vielmehr die nicht gemeine Gabe, aus einer Perikope einen Hauptsatz herzuleiten, der, wenn er einmal angegeben war, so natürlich darin zu liegen schien, daß ihn jeder andere auch darin finden zu müssen glaubte, aber ihn schwerlich allemal gefunden haben würde. So predigte er auch kurz vor seinem Tode am Sonntage Okuli über das bekannte Evangelium von der Austreibung eines Teufels, über die Selenkrankheiten so praktisch, daß auch der forschende praktische Psycholog ihm seinen Beifall nicht versagen konnte. So zeugen seine Predigten, die er am Schlusse des 18. Jahrhunderts über die merkwürdigen Begebenheiten dieses Zeitraums in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit hielt, als: von den Fortschritten, welche in diesem Zeitraum zur Verminderung des Aberglaubens und der Schwärmerei, in Ansehung der Erklärung und des Gebrauchs der Bibel, in Naturkenntnissen, im evangelischen und katholischen Religions-, Kirchen-, Schul- und

Erziehungswesen u. s. w. gemacht wurden, nicht nur, wie seine übrigen Vorträge, von geläuterten Ansichten und freudiger Anerkennung des Bessern, sondern auch von nicht gemeinen historischen Kenntnissen und großer Belesenheit. Ueberhaupt verstand Rosenmüller die seltene Kunst, seine Predigten, mit Vermeidung alles Prunks, und alles gesuchten Zierraths, so abzufassen, daß sie durch ihre Gediegenheit und Würde, und durch die oft überraschende Verbindung allgemeiner Wahrheiten mit zeitgemäßen Gedanken auch den religiösen Denker nicht unbefriedigt ließen, und sich selbst diesem oft durch den Reiz der Neuheit in mehrern Wendungen empfahlen, und für ihn anziehend wurden. So kommen selbst in mehreren seiner Predigten rednerische Wendungen vor, deren sich ein Chrysostomus und Bourdaloue, Saurin, Massillon nicht zu schämen Ursach gehabt haben würde. Ich bitte die sachkundigen Leser in dieser Rücksicht nur die am 18. Oktober 1814 gehaltene Gedächtnißpredigt nachzusehen, und besonders die Stellen, wo er seinen Zuhörern zu der Freude, welche ihnen die Hoffnung des baldigen Friedens, der wieder erlangten Freiheit des wiederaufblühenden Handels und der Gewerbe u. s. w. verursacht, Glück wünscht, und die daran angeketteten herrlichen, wahrhaft

rednerischen: Aber zu lesen.*) Und dabei war Rosenmüller doch allgemein verständlich. Ein Bauer aus einem Dorfe nahe bei Leipzig nahte sich ihm vor einigen Jahren als einen fleißigen Zuhörer seiner Predigten, und äußerte zugleich, es fänden sich auch viele andre Landleute dabei ein. Als ihn Rosenmüller fragte, ob sie denn auch seine Predigten verstän-

*) Da vielleicht nicht allen Lesern diese Predigt zum Andenken an die in dem Kampfe für deutsche Freiheit Gefallenen, am 18. Oktober 1814 in der Nikolaikirche gehalten, (Leipzig in der Sommerschen Buchhandlung) bei der Hand seyn dürfte, so theile ich diese Stelle hier mit. Sie steht S. 18. und lautet so:

„Ihr frohlocket über die Befreiung von einer drückenden Sklaverei! Ich freue mich mit euch. Aber mit dem innigsten Bedauern werde ich euch für die elendesten Sklaven halten müssen, so lange ihr nicht von den schimpflichen Fesseln eurer bösen Begierden und Leidenschaften befreit seyd. Wenn euch der Sohn Gottes frey macht; dann erst seyd ihr recht frei.*) Ihr wünschet einen wie für ganz Europa, so auch insbesondere für unser Vaterland vortheilhaften und dauerhaften Frieden. Ich wünsche ihn mit euch; nur ein Menschenfeind könnte das Gegentheil wünschen. Aber dieser äußere Friede wird euch wenig helfen, wenn euch der innere Friede des Gewissens fehlt, und

*) Joh. 8, 36.

den, und etwas daraus merken könnten, gab der ehrliche Landmann zur Antwort: „O, wer Sie nicht verstehen könnte, der müßte sehr dumm seyn.“ *) Ein richtiger Takt und gebildeter Geschmack leitete Rosenmüller bei aller seiner Popularität in Gedanken und Ausdrücken, nichts auf die Kanzel zu bringen, was eine strenge Kritik mit der

dieser kann euch nicht anders zu Theil werden, als durch wahre standhafte Tugend und Frömmigkeit. Ihr wünscht, daß Handel und Gewerbe wieder aufblühen und immer mehr emporkommen möchten? Ich wünsche es mit euch. Wenn ihr aber dieses Glück zur Ueppigkeit, zur Verschwendung, zur Wollust, zur Schwelgerei, zum Stolz und Uebermuth mißbraucht, so wird es keine Wohlthat für euch, es wird die Quelle eures Verderbens seyn. Ihr wünschet reich zu werden. Ich gönne euch euern Reichthum; ich werde euch aber beklagen; arm und elend werde ich euch nennen, wenn ihr ihn mit Ungerechtigkeit und Wucher erwerbt, wenn ihr eure dürftigen Brüder und Schwestern darben lasset, wenn euch der beste und allein bleibende Reichthum, ein fröhliches Gewissen, der Beifall des Höchsten, die Hoffnung der Seligkeit fehlt. Ohne wahre Gottseligkeit, ohne Tugend und Frömmigkeit ist keine dauerhafte Zufriedenheit und Glückseligkeit weder in dieser noch in jener Welt zu hoffen.“

*) Beitrag zur Homiletik. S. 92.

Würde der Religion, und der religiösen Versamm-
lung und der Kanzel nur in einigen Widerspruch
stehend finden konnte, wenn gleich die Homiletik selbst
dem Prediger, welcher einen Kanzelkredit wie Ro-
senmüller hat, die Freiheit zugesteht, sich nöthigen
Falls eine Wendung oder Aeußerung erlauben zu
dürfen, welche aus dem Munde eines jüngern
Lehrers mit Recht für tadelnswerth erklärt werden
müßte. Der vorgeschriebene Text und die ins Auge
gefaßten Bedürfnisse der Zuhörer, die Berücksichti-
gung des Zeitgeistes oder merkwürdiger Ereignisse der
Zeit leitete den erfahrnen Mann bei der Wahl des
Gegenstandes, den er jedesmal behandelte, und bei
der Art und Weise, wie dies geschah. In seinen
Entwürfen wußte er nicht nur jene spitzfindige
Dialektik, die alles sondert und spaltet, sondern
auch jene Planlosigkeit, die alle Weisungen der
nüchternen Logik verschmäht, jene Willkühr, die
auch das heterogenste ohne alle Regel der Bindung
zusammenfügt, glücklich zu vermeiden. Er verstand
die Kunst, so zu disponiren, daß seine Eintheilun-
gen eines Hauptsatzes auch dem schlichten Men-
schenverstande einleuchtend und behaltbar waren.
Er arbeitete jede seiner Predigten schriftlich aus,
und memorirte sie wörtlich, welches ihm, bei seiner
vielfachen Uebung, und bei dem bis zum Ende sei-

nes Lebens ihm seine Dienste nicht versagenden Gedächtnisse nicht schwer fiel. Keins seiner Predigtkonzepte überstieg das Maaß eines mit kompresser Schrift angefüllten halben Bogens. Bei der Leichtigkeit, mit der Rosenmüller arbeitete, und bei der Natürlichkeit, mit der sich alles, was er in einer Predigt sagte, gleichsam von selbst ohne tiefes und anhaltendes Nachdenken eingefunden zu haben, und beim Concipiren in die Feder geflossen zu seyn schien, darf ich doch zur Beruhigung für diejenigen, welche mit sich selbst unzufrieden werden wollen, wenn ihnen nicht sogleich die Disposition eines aufgefaßten Gedankens oder dessen Ausführung gelingen will, ich möchte beinah sagen, die tröstende Notiz beifügen, die ich in einem freundschaftlichen Abendgespräche, welches sich auch auf Erfindung und Anordnung der Gedanken einer Predigt verbreitete, aus dem Munde des wahrheitsliebenden und offenen Vater Rosenmüllers selbst gehört habe, daß auch er zuweilen manche gemachte Disposition wieder verwerfe, und an deren Stelle eine andere suche. So oft er zu predigen hatte, arbeitete er eine neue Predigt aus; und hat, nach seiner eigenen Versicherung, *) in der langen Reihe von Jahren, welche er in

*) Beitrag zur Homiletik. S. 26.

Leipzig war, kaum dreimal eine schon gehaltene Predigt wieder gehalten. Sein Vortrag war auch dem Tone der Stimme nach, deutlich, und fast in der ganzen Kirche, soweit sich in derselben, nach akustischen Gesetzen, der Schall des Wortes dem Ohre vernehmbar verbreiten kann, verständlich; seine Deklamation und Gestikulation, wie sein äußerer Vortrag selbst, war ganz einfach. Klagen über Mangel an Kirchenbesuch haben die größten Redner geführt, selbst Chrysostomus; auch Rosenmüller rügte zuweilen die Vernachläßigung des Besuchs der religiösen Versammlungen; aber in der Regel wurden seine Predigten, besonders von dem mittlern Stande, fleißig besucht, und von einem großen Theil seiner Zuhörer nicht ohne herzliches Wohlgefallen, und nicht ohne allen Segen für ihr Herz angehört. Der Eindruck, welchen seine Predigten machten, lag sowohl in der Art und Weise seiner Vorträge selbst, als auch in dem ganzen Wesen dieses Mannes, mit welchem seine Art zu predigen in dem innigsten Zusammenhange stand. Sehr wahr macht ein Beurtheiler der beiden letzten Rosenmüllerschen Predigten, sein Amtsgenosse, M. Goldhorn *), bei dieser Gelegenheit

*) Leipziger Literaturzeitung 1815. No. 166.

die Bemerkung: „Von seiner Person getrennt, und von einem Andern vorgetragen, würden seine Predigten ganz und gar das nicht haben wirken können, was sie wirkten. Die ungeheuchelte Redlichkeit, die freundliche Anspruchlosigkeit, die milde Väterlichkeit, die sich, wenn er auftrat, in dem Tone seiner Stimme, in seinen Mienen, in allen seinen Bewegungen ankündigte, und die sich ihm nicht ablernen ließen, wenn man ihm auch die Einfachheit seiner Darstellung nachzuahmen versuchte; diese gaben seinen noch so kunstlosen, und anscheinend ohne besondere Sorgfalt gewählten Vorträgen, ein Gewicht, und erwarben ihnen eine Theilnahme und Aufmerksamkeit, von der sich unmöglich Jemand eine Vorstellung machen kann, der ihn immer nur gelesen, nie gehört hat. Er war ein recht auffallender Beweis von der Wahrheit und Innigkeit des Zusammenhanges, in welchem nach Cicero der orator bonus mit dem vir bonus steht.“ — So oft er auf die Kanzel kam, las man gleichsam in seiner Miene und in seinem ganzen Aeußern die apostolische Ankündigung: „Lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit.“ Wenn überhaupt durch Predigten guter Saame in die Seele der Zuhörer gestreut werden kann, so hat

Rosenmüller gewiß des guten schönen Saamens viel ausgestreut, der unstreitig auch auf manches gute Land gefallen, und segensreiche Frucht getragen hat und noch trägt. Rosenmüller wirkte aber auch als akademischer Lehrer. Auch bei seinen Vorlesungen verlor er den Zweck derselben nicht aus den Augen. Seine Zuhörer bestanden aus jungen Männern, welche nach Vollendung ihrer Vorbereitungsjahre, entweder als Lehrer in Kirchen oder Schulen, oder als akademische Lehrer segnend wirken sollten. Aus dem Gebiete der theologischen Wissenschaften und Disciplinen, deren systematisches und gründliches Studium der akademische Unterricht befördern soll, theils um den, schon auf den Schulen und in den Hörsälen der Philosophen, Mathematiker und Humanisten angeregten Denk- und Prüfgeist der Studierenden noch mehr ernste Beschäftigung zu seiner Uebung zu geben, theils den künftigen Theologen die praktischen Winke zu ertheilen, deren er bedarf, wenn er die Pflichten seines Berufs mit Weisheit, Klugheit und Gewissenhaftigkeit erfüllen will, und ihm endlich zu der im akroamatischen und katechetischen Vortrage unentbehrlichen Gewandheit vermittelst zweckmäßigen praktischer Uebungen zu verhelfen, hatte Rosenmüller Exegese, Kirchengeschichte, neuere Polemik, Pasto-

raltheologie, Katechetik, populäre Dogmatik und Moral, und in den letzten Jahren noch Homiletik gewählt. In Erlangen las er auch ein Kollegium über die Harmonie der Evangelisten. So wie sich Rosenmüllers Kanzel = und Altarvorträge durch Deutlichkeit empfahlen, so vermißte man auch in seinen Kathedervorträgen nicht diese wesentlich nothwendige Eigenschaft jedes Vortrags, der seinen Zweck erreichen soll. So wie ihn bei jenen Vorträgen die Rücksicht auf das Nothwendige und Nützliche leitete: so diente ihm diese Rücksicht auch zum Maaßstabe für die größere oder geringere Ausführlichkeit, mit welcher er sich über diesen oder jenen Gegenstand in seinen Vorlesungen verbreitete. Ungeachtet Rosenmüller den hohen Zweck des Menschen = Lebens, der auch durch eigentliche Gelehrsamkeit erreicht werden soll, und der nicht sowohl im Wissen, als vielmehr im Thun liegt, auch als akademischer Lehrer stets vor Augen hatte: so vergaß er doch dabei auch nicht, daß ohne solide und gründliche Gelehrsamkeit, ohne Philosophie, Kenntniß der alten Sprachen, der Geschichte und der sogenannten Fakultätswissenschaften, der künftige Lehrer der Religionswissenschaft weder seinen Rang unter den Gelehrten mit Ehren und Würde behaupten, noch auch seinen Wirkungskreis gehö-

rig ausfüllen und erweitern könne. Er selbst besaß daher eine gründliche Gelehrsamkeit im Fache der Theologie, gründliche exegetische Kenntnisse, und namentlich eine große Bekanntschaft mit der Patristik, der Kirchen- und Dogmengeschichte, wovon seine Scholien und seine zusammengedruckten Programme: Historia interpretationis, und andere seiner Schriften, ein rühmliches Zeugniß geben. Auch die neuere theologische Literatur selbst des Auslandes blieb ihm nicht unbekannt. Er verstand die englische, französische und italiänische Sprache hinlänglich, um jedes ihm nöthige Buch, welches in diesen Sprachen geschrieben war, lesen zu können. Sein Sinn für das Praktische that also der gründlichen gelehrten Forschung keinen Eintrag; und er wünschte, daß dieß auch bei seinen Zuhörern nicht der Fall seyn möchte. Eine längere Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie leicht es dem noch unerfahrnen, übrigens gelehrten jungen Mann begegnen könne, von seinem gelehrten Wissen eine verkehrte Anwendung zu machen, und aus diesem, ihm durch die mühsame Erwerbung selbst so theuer und werth gewordnen Schatze auch Andern mitzutheilen, was sie durchaus nicht brauchen können, weder zur Erreichung ihrer, jedem denkenden Men-

schen nöthigen Einsicht, noch zur Erweckung und Befestigung eines tugendhaften und frommen Sinnes, weder zur Veredlung des Genusses ihrer Freuden, noch zum Troste in Stunden des Leidens. Er wußte als erfahrner Mann, daß über die zweckmäßige Auswahl des hierzu Erforderlichen der junge Gelehrte Winke bedürfe, und sein praktischer Sinn trieb ihn an, diese Winke ihm nicht vorzuenthalten. So suchte Rosenmüller in seinen akademischen Vorträgen beides zu verbinden: die Beförderung der eigentlich scientifischen Bildung des jungen Gelehrten, und dessen praktische Bildung. Er bewies also auch hier, daß er von jener fehlerhaften Einseitigkeit frei war, die nur das Eine zum Nachtheile des Andern bezweckt, oder doch zu sichtbar hervorhebt. Nur eine einseitige pedantische Schul- und Stubengelehrsamkeit, welche über allem Leben und Weben in der Welt der Ideen, und über der Beschäftigung aus den todten Sprachen des Alterthums, den wahren Zweck des Lebens, und das wirkliche Leben selbst aus dem Auge verloren hat, oder eine sich mit Gelehrsamkeit brüstende, vornehme Unwissenheit kann die sogenannten praktischen Disciplinen und ihre Uebung, als Homiletik und Katechetik aus den akademischen Lehrsälen verweisen; denn wo

soll der junge Gelehrte die ersten Versuche in diesen seinen erforderlichen Berufsgeschicklichkeiten machen, wenn er sie nicht im akademischen Lehrsale unter Leitung eines darin geübten Meisters vornimmt. Soll er etwa auf einer Dorfkanzel in der Meinung, daß für die Bauern Alles gut sey, was ihm sein Geist giebt, auszusprechen, die ersten homiletischen Versuche anstellen? Welch eine Versündigung an dem frommen Landmann, den der Sonntag der ersehnte Wochentag ist, wo er für seinen Geist und sein Herz Nahrung sucht, und nun vielleicht mit einer ihm ganz ungenießbaren philosophischen, oder scholastisch-dogmatischen, oder mystischen Kost, oder mit einem Gemengsel von einem aus all diesen Ingredienzen zugeschnittenen, ihm unverdaulichen Seelenhäckfel abgespeist wird? Soll etwa der künftige Schul- und Jugendlehrer seine ersten katechetischen Experimente an den Kindern der Familien, in deren Haus er als Lehrer angestellt wird, oder in der öffentlichen Schule, oder in der Kirche machen, und, im Fall er im Katechisiren ganz ungeübt ist, seinem hierin vielleicht gewandtern Schulmeister zu einem wehmüthigen Seufzer Anlaß geben? Nur die gelehrte Armseligkeit, welche ihren Mangel an solider Gelehrsamkeit unter dem täuschenden Namen der Praktik und des

Praktischen verbergen will, kann die eigentliche höhere Gelehrsamkeit, die sich auf Studium der alten Sprachen, der Philosophie und der Geschichte nach ihren verschiedenen Zweigen, und auf andere Wissenschaften stützt, aus den akademischen Hörsälen verweisen; denn wo sollen die Quellen und Hülfsmittel zu diesen höhern Studien dem lernbegierigen Jünglinge geöffnet und dargeboten werden, wenn es nicht hier geschieht? Soll er etwa seine gesammte Bibelkunde aus Tilgenkamp, seine ganze Exegese aus dem exegetischen Handbuche u. s. w. lernen? — In Rosenmüllers akademischem Lehrsale fanden beide, die eigentlich wissenschaftliche Gelehrsamkeit und die Praktik eine liebreiche und freundliche Pflege. Der Geist, der in seinen exegetischen Vorlesungen wehte, ist aus seinen Scholien bekannt, von deren ersten Theil jetzt die 6te Auflage erschienen ist. Daß Rosenmüller in seinen exegetischen Kollegien diese Scholien nicht ablas, sondern manche Stelle theils ausführlicher, theils kürzer als in diesem Buche geschehen ist, erläuterte, läßt sich schon von seinem Geiste und Gefühle erwarten. Wenn er auch in seinen Schriften nie seine wahre Ueberzeugung verläugnete: so konnte er sie doch zum Theil in Vorlesungen noch freimüthiger und unbefangener aussprechen. Zuweilen verband er

mit der gegebenen Erläuterung einer Stelle praktische Winke über die Benutzung derselben für den Volksunterricht. Seine kirchenhistorischen Vorlesungen zeigten von einem gründlichen und unermüdet fortgesetzten Studium dieser Wissenschaft, und hatten nicht nur zum Zweck, seine Zuhörer mit dem Ursprunge der Ausbreitung und den Veränderungen der christlichen Lehre, mit der Entstehung der Aus- und Verbildung und Reform der äußern Kirchenverfassung, so wie mit den Männern, welche in den angegebenen Rücksichten mitwirkten, und mit dem Geiste ihrer Schriften bekannt zu machen, sondern sie auch dadurch in den Stand zu setzen, den ächten Geist des Christenthums von spätern, aus der philosophisch- und theologisch-scholastischen Spekulation oder andern trüben Quellen geflossenen Zusätzen zu unterscheiden. So wie Rosenmüller die christliche Kirchengeschichte vortrug, sollte sie nicht nur den Cyklus der theologischen Wissenschaften ausfüllen helfen, sondern für seine Schüler zugleich eine lehrreiche Warnungstafel vor den Extremen des Aberglaubens, des Unglaubens, der Schwärmerei und fruchtloser Grübelei aufstellen, und sie selbst zur Hochschätzung der unter allen Stürmen der Zeit erhaltenen Kirche Jesus erwecken, und sonach auch zur Befestigung eines frommen Glaubens an die, sich auch in

der Kirchengeschichte offenbarende Vorsehung beitragen.

Den Gang und wesentlichen Inhalt seiner Vorlesungen über Pastoraltheologie können auch diejenigen, die nicht so glücklich waren, wie viel tausend andere mit mir, unmittelbare Schüler dieses väterlichen Lehrers zu seyn, aus dem Kompendium, welches er zum Behuf dieser Vorlesungen schrieb und dabei zum Grunde legte, kennen lernen. Sie bezweckten nichts anderes, als die angehenden Theologen den großen Umkreis der pflichtmäßigen Wirksamkeit eines öffentlichen Religionslehrers, die Würde dieses hohen Berufs, und den Segen, der durch gewissenhafte, weise und kluge Verwaltung desselben für Mit- und Nachwelt gestiftet werden könnte, vorläufig kennen zu lehren, und sie zu ermuntern, sich zu diesen hohen Beruf möglichst allseitig vorzubereiten, und zur künftigen gewissenhaften Abwartung desselben durch Wort und eigenes Beispiel zu erwecken. Zu den praktischen Winken, welche das Lehrbuch selbst giebt, wußte der väterliche Lehrer aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erfahrung, und aus den, bei seiner großen Belesenheit ihm nicht unbekannt gebliebenen Erfahrungen Anderer, mehrere andere Bemerkungen der Art hinzuzufü-

gen. Die Kunst, seine Vorträge durch Witz, Spott, Polemik, Schnaken und Schnurren, oder gar durch Zweideutigkeiten anziehend zu machen, verstand er nicht, oder wollte sie nicht verstehen, theils weil er sie unter der Würde eines akademischen Lehrers, und namentlich eines Religionslehrers hielt, theils weil er als besonnener, erfahrener und frommer Mann fürchtete, daß durch solche Lachreizmittel den Gemüthern der Zuhörer unvermerkt ein für ihr ganzes eignes und Andrer Leben schädliches Gift eingeflößt werden könnte. Doch ein unschuldiges Anekdötchen, das von lächerlicher Geistesarmuth, oder von theologischer Pedanterei, oder etwas dem Aehnlichen zeigte, verschmähte der nichts weniger als pedantische Rosenmüller deswegen nicht, sondern gab es, im Fall ihm Sitte und Anstand dabei nicht zu leiden schien, mit freundlicher Miene zum Besten. Die Vorlesungen, welche er unter dem Titel der neuern Polemik ankündigte, waren keine Klopffechtereien und bittere Controversen, in welchen die Ketzer stattlich ausschändiret wurden, wie sie leider! die Kirchengeschichte der vorigen Jahrhunderte zu Protokoll genommen hat. In diesen Vorträgen der neuern Polemik theilte der belesene Lehrer die verschiedenen Meinungen und An-

sichten, welche man in neuern Zeiten von denjenigen Lehrsätzen genommen hat, welche entweder Lehrsätze des Christenthums sind, oder dafür gehalten werden, mit ruhiger Kälte mit; zugleich fügte er die für jede Meinung von ihren Anhängern und Vertheidigern beigebrachten Gründe an, wies die Schriften, in welchen nähere Auskunft darüber zu finden sei, und gab Winke zur richtigen vernunft- und schriftgemäßen Beurtheilung dieser abweichenden Meinungen.

In den ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral gab er den Zuhörern Anleitung zur katechetischen Zergliederung und praktischen Benutzung seines christlichen Lehrbuchs beim Jugendunterricht. Sie waren also gewissermaßen ein praktisches Katechetikum.

Auch unter diesem Namen widmete er seinen Zuhörern einige Lehrstunden. In wenig Stunden trug er kurz und deutlich die Hauptgrundsätze vor, auf welchen es bei Ausarbeitung und zweckgemäßer Haltung einer Katechisation ankomme, vertheilte sodann leicht zu bearbeitende Themen zu den Katechisationen, welche nun mit einigen in den Lehrsaal beschiedenen Schülern von dem Studierenden, welchen die Reihe traf, gehalten wurden. Wenn der Kate-

chet mit seinem Werke zu Ende war, trat Rosenmüller gewöhnlich selbst auf, und that, als ob er erfahren wollte, was die Schüler aus der mit ihnen gehaltenen Unterredung gemerkt hätten, leitete nun aber unvermerkt über den besprochenen Gegenstand ein neues katechetisches Gespräch mit den Schülern ein, aus welchem der jüngere Katechet und die übrigen Mitglieder dieses Kollegiums abnehmen konnten, welchen Gang der Verfasser der Katechese hätte nehmen sollen, durch welche kürzere und zweckmäßigere Wendung er zu dem beabsichtigten Zwecke hätte gelangen können, welchen zur Sache gehörigen Gegenstand er noch hätte berühren sollen u. s. w. Nachdem die Kinder entlassen waren, beschloß eine freundliche mündliche Kritik diese praktische Lehrstunde. Mit inniger Dankbarkeit muß ich hier öffentlich bekennen, daß in diesen katechetischen Lehr- und Uebungsstunden in mir zuerst die Ahnung, worauf es bei einer katechetischen Belehrung ankomme, geweckt worden ist. — Von den homiletischen Vorlesungen bin ich nicht im Stande nähere Rechenschaft zu geben, weil er sie in den Jahren hielt, wo ich nicht mehr sein Zuhörer seyn konnte. Nur soviel weiß ich aus mündlicher Unterhaltung mit ihm, daß der rastlos thätige Greis einen eignen Entwurf zu diesen Vorlesungen ausarbeitete, weil keins

der vorhandenen homiletischen Kompendien seinen Ideen und dem Gange, den er dabei zu nehmen wünschte, ganz entsprach. Wenn er seine sämmtlichen Vorlesungen in deutscher, und nicht in lateinischer Sprache hielt: so hatte er gewiß auch dazu seine Gründe. Daß er lateinisch schreiben und sprechen konnte, und daß es ihm keine von ihm gescheute Anstrengung kostete, in dieser Sprache zu reden, bedarf wohl keines Beweises. Uebrigens wurden seine gesammten Vorlesungen bis an seinen Tod gewöhnlich sehr zahlreich besucht.

In der Charakteristik Rosenmüllers, als Schriftsteller, könnte ich mich vielleicht ganz kurz fassen, da Jeder selbst aus seinen Schriften den Geist, der in ihnen weht, und den Zweck, den sie beabsichtigen, ersehen kann. Indeß die relative Vollständigkeit dieses Aufsatzes scheint doch auch hierüber einige Worte nöthig zu machen. Rosenmüller hat bei den verschiedenen arbeitsvollen Aemtern, die er mit der gewissenhaftesten Treue verwaltete, viel geschrieben. Zählt man alle seine einzelnen, größeren und kleineren Schriften zusammen: so beläuft sich ihre Zahl gegen ein hundert. Seine gelehrten theologischen Schriften, seine Programme und Disputationen sind:

1) die schon angeführte, und von ihm noch als Student verfaßte Abhandlung: Commentatio in v. 18. Cap. XI. Jobi. Altorf. 1760.

2) Pr. de methodo Veterum oeconomica, Sectio I. Erl. 1773.

3) De antiquissima teluris historia. Erl. 1775.

4) De vocabul. διαθηκη in libris N. T. vario usu. Erl. 1778.

5) Interpretatio Loc. Gal. III. 19. 20. Erl. 1779.

6) De sepulcro Christi vacuo 1780.

7) Pr. Christus κατα πνευμα ἁγιωσυνης declaratus filius Dei. Erl. 1781.

8) Pr. de spiritu et litera 2. Cor. III. 6. quorundam Patrum sententias sistens. Erl. 1781.

9) Progr. de causis corruptae per Philosophos christianos. Sec. II. religionis. Gies. 1783.

10) Pr. de religione publica jam inde a Sec. post Chr. n. II. traditionibus corrupta. Gies. 1783.

11) Pr. de traditione hermeneutica. Lips. 1786.

12) Diss. de Theologiae christianae origine Liber. Accessit oratio de eo, quod justa est in Theologiae reformandae studio. Lips. 1786.

13) Prog. de nimia copia litterarum litteratorumque nec non de infinito scriptorum numero tanquam causa pereuntium literarum. Lips.

14) Prog. Historia quaedam de anno Jubilaeo sistens. Lips. 1799.

15) Oratio ad inaugurandos tres praeceptores superiores in schola Thomana habita. Lips. 1799. und

16) Seine (über 40) zusammengedruckten Progr. Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana. 5 Vol. Lips. 1795 — 1814. in 8. Ferner:

17) Scholia in Nov. Test. ed. quinta. V. Vol. Norimb. 1801 — 1807. (der erste Theil der 6. Aufl. erschien 1815) und zu einer frühern Ausgabe dieses Buchs: Emendationes et Supplementa ad Scholiar. in N. T. Tom. 1. Norimb. 1788.

Nächstdem hat er mehrere akademische Lehrbücher und andere gelehrte theologische Schriften in deutscher Sprache verfaßt. Hieher gehört:

1) Versuch den Beweis der Göttlichkeit der heil. Schrift, von dem Zeugniß des heil. Geistes hergenommen, deutlich und vernunftmäßig vorzutragen. Koburg 1765.

2) Abhandlung von den weisen Absichten Gottes bei den verschiedenen Haushaltungen in seiner Kirche hier auf Erden. Hildburgh. 1767.

3) Historischer Beweis von der Wahrheit der christl. Religion. Hildburgh. 1771. 2te Aufl. 1789.

4) Prüfung der vornehmsten Gründe für und wider die Religion. Erlangen 1776.

5) Kurzer Inbegriff der Kirchenhistorie d. 18. Jahrh. in 5 Tabellen. (von ihm u. Seiler gemeinschaftlich herausgeg.) Neue Aufl. Erlang. 1803.

6) Anleitung für angehende Geistliche, zur weisen und gewissenhaften Verwaltung ihres Amts. Ulm 1778. 2te Aufl. 1792.

7) Betrachtungen über auserlesene Stellen der heil. Schrift. Erlangen 1778.

8) Briefe des Apostels Pauli an die Philipper, Kolosser, Thessalonicher, an den Timotheus und an die Hebräer; aufs neue verdeutscht. Erlang. 1781.

9) Ueber dogmatische und moralische Predigten. Leipzig 1786.

10) Pastoralanweisung zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Leipzig 1788.

11) Briefe über die Phänomene des thierischen Magnetismus u. Somnambulismus. Leipz. 1788.

12) Bemerkungen über das Studium der Theologie. Leipzig 1794.

13) Anweisung zum Katechisiren. 2te Auflage. Leipzig 1793.

14) Beitr. zur Homiletik. Nebst einer Abhandl. von der Beredsamkeit des Chrysostomus. Leipzig 1814.

15) Die gegenwärtige Schrift: Lehren der Weisheit für gebildete Familien. Aus dem Seneka frei übersetzt. Leipzig 1815.

Hierher gehören auch seine Abhandlungen in Zeitschriften; als:

1) Mehrere Aufsätze in Eichhorns Repertorium für biblische und morgenländische Literatur. Leipzig 1777 — 1786. Ein Beitrag zu Tzschirners Memorabilien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers. Leipzig bei Barth.

2) Privatgutachten über die Exorcismusstreitigkeiten in Bauzen, in: Henke Archiv für die neue Kirchengeschichte. Bd. 2. St. 2. S. 226.

3) Kurze Darstellung des eigenthümlichen Lehrbegriffs der Unitaner in Siebenbürgen, in Stäudlings und Tzschirners Archiv für alte u. neue Kirchengeschichte. Leipzig 1813. 1. Bd. 1. St. S. 83. ff.

4) Aufsatz im allgemeinen literar. Anzeiger.

5) Beiträge zur allgem. Literaturz. im Fache der Asketik und Pastoraltheologie.

Seine Lehrbücher für die Jugend sind:

1) Erster Unterricht in der Religion für Kinder. Hildburgh. 1771. 2te Aufl. 1807. (ist auch ins Wendische übersetzt 1799).

2) Religionsgeschichte für Kinder. 8te Aufl. Hildburgh. 1804.

3) Christlicher Unterricht für die Jugend. Coburg 1773.

4) Christliches Lehrbuch für die Jugend. Leipz. 1787. 11te Ausg. 1812.

Von ihm sind folgende Gebet- und Andachtsbücher und Anleitungen zur Erbauung:

1) Communionbuch. Nürnb. 1781. 2te Aufl. 1788.

2) Andachtsbuch in Betrachtungen und Gebeten für Christen in allerlei Ständen und Anliegen. 1783.

3) Morgen- und Abendandachten. 5te Aufl. Hildburgh. 1799.

4) Erbauungsbuch in Betrachtungen und Gebeten. 1777.

5) Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres. 4 Bde. 8. Leipzig 1801.

6) Anleitung zum würdigen Gebrauch des h. Abendmahls. Hildburgh. 1776. 2te Aufl. 1789.

7) Anleitung zum erbaulichen Lesen der Bibel. Leipzig 1793. Hier mögen auch einen Platz finden:

8) Vorschläge für Aeltern zur christlichen Erziehung ihrer Kinder. Nürnberg 1780.

Sammlungen von Predigten und einzelner Gelegenheitspredigten sind folgende:

1) Predigten über alle Sonn- und Festtagsevangelien. Nürnberg 1781.

2) Einige Predigten, gehalten in der Thomaskirche zu Leipzig. 1s Bändchen 1786. Predigten ꝛc. 2s Bändchen. Leipzig 1788.

3) Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. 4 Thle. Leipzig 1789.

4) Predigten über die Leidensgeschichte Jesu, u. seine Reden am Kreuz. 5 Sammlungen. Nürnberg 1789 — 91.

5) Predigten an Fest- und Bußtagen. 1790.

6) Beitrag zur Beförderung christlicher Aufklärung in Predigten. Leipzig 1795.

7) Glaubens- u. Sittenlehre in Predigten über Sonn- und Festtagsevangelien. 3 Theile Leipzig 1798 — 99.

8) Betrachtungen über merkwürdige Begeben-

heiten des 18. Jahrh. in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit. Leipzig 1801.

Einzelne Casual- und andere Predigten; außer denen im Sixt und andern Sammlungen:

1) Predigten bei besonderen Vorfällen u. Gelegenheiten. Leipzig 1788.

2) Die wichtige Lehre von der Wiedergeburt. Erlangen 1774.

3) Die Wichtigkeit des evangelischen Lehramts. Eine Antrittspredigt über 2 Cor. v. 19 — 21. Erlangen 1779.

4) Abschiedspredigt geh. in Erlangen 1783.

5) Abschiedspredigt gehalten in Gießen 1785.

6) Gastpredigt gehalten in Leipzig 1785.

7) Anzugspredigt in Leipzig 1785.

8) Etwas zur christlichen Beherzigung für unsere Zeiten. Leipzig 1786.

9) Beantwortung der Frage: Warum nennen wir uns Protestanten? Eine Reformationspredigt. Leipzig 1790.

10) Predigt am 11. Sonntage nach Trinitatis vor der Hinrichtung eines Missethäters. Leipzig 1790.

11) Predigt bei Gelegenheit einiger Unruhen in Sachsen; gehalten über das gewöhnliche Evangelium am 14. Sonnt. n. Trinit. 1790.

12) Predigt am Sonnt. nach Morus Tode: der Tod des Christen unter dem trostreichen Bilde des Schlafs. Nebst Vorbericht. Leipzig 1792.

13) Bruchstücke einer Predigt am Sonntage Oculi bei des geh. Kriegsraths Müller Tode gehalten. Sie stehet in der Todesfeier des verewigten Herrn geh. Kriegraths Müller in der Rathsfreischule 1801 gehalten. Leipzig 1801.

14) Ueber das Reich Jesu Christi unsers Herrn. Eine Predigt am Tage Mariä Verkünd. Nebst einem Vorbericht. 1802.

15) Was haben wir in Zeiten gemeiner Noth vorzüglich zu beherzigen und zu thun? Leipz. 1805.

16) Predigt am Bußtage üb. Jerem. 3, v. 23.

17) Erntepredigt am 15. Sonnt. nach Trinit. 1805.

18) Predigt am 1. Jan. 1809 bei der wiederhergestellten Thomaskirche. Leipzig 1809.

19) Predigt am 1. Sonnt. des Advents, den 3. Dec. 1809. als am Tage vor dem 4. Jubelfest der Universität in Leipzig, in der Thomaskirche gehalten. Leipz. 1809.

20) Predigten am 9. Sonnt. nach Trinitatis 1813. über die Ep. 1 Kor. 10, v. 6 — 13. gehalten. Leipzig 1813.

21)

21) Von der Achtung gegen Kinder. Am Michaelisfeste desselben Jahres. Leipzig 1813.

22) Predigt zum Andenken an die, in dem Kampfe für deutsche Freiheit, Gefallenen; am 18. Okt. in der Nikolaikirche gehalten. Leipzig 1814.

23) Predigt bei der Einweihung der Thomaskirche am Sonnt. Reminisc. 1815.

24) Rosenmüllers zwei letzte Predigten am Sonnt. Okuli und am ersten Bußtage den 10. März 1815. Nebst der Lebensbeschreibung d. Verewigten, und Nachrichten von seinem Tode und Leichenbegängnisse, mit der Ode des Herrn Prof. Rost. Nach des Verf. Tode herausgegeben von dem Verleger Klein in Leipzig. 8.

Gelegenheitsreden:

1) Empfindungen und Entschließungen eines Christen bei der Gedächtnißfeier des Todes Jesu. Eine Beichtrede vor dem löbl. v. Reizensteinschen Regimente gehalten. Leipzig 1787.

2) Volksaufklärung ist nicht schädlich, sondern nützlich. Eine Rede am Stiftungsfeste der Freischule 1795 gehalten, in Zerrenners Schulfreund 12. B.

3) Schluß einer Konfirmationsrede in Dolz Andachtsbuch für gebildete junge Christen bei der

Feier des Abendmahls. 2te Aufl. Leipzig 1797. S. 146 — 151.

4) Von dem Zwecke des christlichen Lehramts. Eine Predigt über Eph. 4 v. 11 — 15. Bei der Investit. des Hrn. Superint. Schmidts in Weissenfels 1802 gehalten. Weißenfels 1802.

5) Ein Wort der Ermunterung an christliche Religionslehrer bei der Investit. des Herrn Stiftssuperint. Fiedler in Wurzen. 1808.

6) Predigt bei der Investitur des Herrn Sup. Starke in Delitsch. 1809.

7) Rede bei der öffentl. Degradation des Pfarrers zu Poserna, M. Joh. Georg Tinius am 31. März 1814.

Auch 14 Schriften anderer Verfasser hat er mit Vorreden begleitet:

1) (Eines Ungenannten) Christliche Religionsgeschichte für allerhand Gattungen von Lesern. Nürnberg 1779.

2) Auserlesenes und vollständiges Beicht- und Kommunionbuch von verschied. Verfassern. Nürnberg 1781.

3) Bastholms Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes. Leipzig 1786.

4) Auszüge aus Luthers Schriften. Leipzig 1789.

5) Sprangers Predigten über das Laster. Leipzig 1790.

6) Keilfuß, über die Schulen der Augsb. Konfessionsverwandten in Polen. 1790.

7) Göpfert Uebersetzung der kathol. Briefe der Apostel. Leipzig 1791.

8) Dolz katechet. Unterredungen Leipz. 1795.

9) H. G. Rosenmüllers (des 4. Sohnes des würd. Verfass.) Schrift: Julians Widerlegung der Bücher Augustins über den Ehestand und die Lust. Leipz. 1796.

10) G. G. Ernesti, Hildburgh. Hofprediger, Predigten über Sonn- und Festtagsevangelien. 3 Thle. 1797.

11) J. D. Schulze Versuch über die Beweggründe der christl. Moral. Oschatz 1799.

12) Fest-Predigten. Leipzig 1798.

13) Stampeel Uebersetzung der gekr. Preisschrift: Villers Darstellung der Reformation Luthers, ihres Geistes und ihrer Wirkungen. Leipzig 1805.

14) Baumgarten Morgen- und Abendbetrachtungen. 1806.

Erst in den letzten Tagen seines Lebens machte er in dem, nach seinem Tode bei Seeger gedruckten, Liede eines Greises noch einen Versuch in

der geistlichen Dichtkunst, der wegen des kindlich frommen Sinnes, der sich darin ausspricht, seinen Verehrern und Freunden ein heiliges Denkmal bleiben wird. Auch war er mit einer interessanten Entwickelung der Idee des Apostels Paulus in dem Briefe an die Römer, schon weit vorgerückt, als ihn der Tod abrief, ehe er diese Arbeit ganz vollenden konnte.

Zur Geschichte der Rosenmüllerschen Schriften habe ich nur einiges hinzuzufügen. Sie sind alle Produkte seiner unermüdeten Thätigkeit, seines rühmlichen Bestrebens, auf jede Weise Gutes zu wirken, und verdanken zum Theil die Veranlassung zu ihrer Entstehung der Pflicht, die ihm seine akademischen Aemter zur Abfassung dieser Schriften auflegten. So entstanden mehrere seiner Dissertationen bei Gelegenheit der Uebernahme seiner akademischen Aemter; so entstand seine Hist. interpret. etc. aus den Programmen, die er als Decan der Leipziger Universität (welches Amt er mehreremale verwaltete) schreiben mußte. Seine Scholien erzeugte das Gefühl des Bedürfnisses einer solchen Schrift für angehende Studirende; seine Lehrbücher über Pastoraltheologie wurden durch seine Vorlesungen veranlaßt. Alle diese Schriften fanden in der gelehrten Welt eine ver-

diente dankbare Aufnahme. Doch ich will hier einen Mann sprechen lassen, dem gewiß kein Kenner der Gelehrsamkeit die vollgültigste Stimmfähigkeit über gründliche Gelehrsamkeit absprechen wird. Es ist der als gründlicher Humanist und auch wegen seiner theologischen Kenntnisse rühmlichst bekannte Geheime Hofrath Dr. Eichstädt. Dieser Gelehrte, ehedem selbst Schüler, und zuletzt akademischer Kollege Rosenmüllers, sagt von ihm:*) „Gab es auch gelehrtere, der alten Bibelsprache im ganzen Umfange noch kundigere Theologen, und war es ihm auch zuweilen weniger um den klassischen Ausdruck in todter Sprache, als um die Sache selbst, wie sie den Lebenden frommt, zu thun: so mangelte ihm doch keinesweges das zur Exegese und Kirchengeschichte unerläßliche Quellenstudium, woraus er für das, was gerade jetzt Noth thut, den Kern kernhaft auszuscheiden verstand, noch überhaupt Gründlichkeit im Wissen. Seine aus einzelnen Programmen hervorgegangene Historia et fata interpr. L. sacr. ist das Werk reifer eigner Prüfung, und wird für die Geschichte der Hermeneutik stets eine Hauptquelle blei-

*) Intelligenzblatt der Jen. allgem. Literaturzeitung. 1815. No. 24.

ben. Sein Hauptziel in Allem, was er in den Druck gab, war, das Nützlichste und Zweckdienlichste mit Einsicht in die jedesmaligen Bedürfnisse und Wünsche seiner Leser und Zeitgenossen hervorzuheben. Aus diesem Gesichtspunkte müssen auch seine, bis zur fünften Ausgabe stets ergänzten und vervollkommneten Scholien über das N. T. angesehen werden, die tausend Studirenden den Mangel anderer Lehrmittel ersetzt, und geläuterte Ansichten nach allen Seiten hin verbreitet haben." — Ueber seine Anweisung zur Verwaltung des christlichen Lehramts schrieb ihm unter andern sein Freund Junckheim (am 19. Okt. 1779) „Ihre Pastoral ist wahrhaftig ein Schatz von ausgesuchten, wohlgeprüften und aus eigner Erfahrung niedergeschriebenen Anmerkungen und Regeln, welche nicht nur den angehenden Gottesgelehrten, sondern auch bereits in geistlichen Aemtern stehenden Männern wichtige Dienste leisten." In Betreff der Scholien, über welche auch Reinhard dem Verfasser viel verbindliches sagte, äußerte sich Junckheim: „auf jedem Blatte erkenne ich den gründlichen, gelehrten, selbstdenkenden und bescheidenen Gottesgelehrten, den ich in Ihrer geliebtesten Person schon lange verehrt habe." Auch Henke empfahl seinen Zuhörern, als eins der besten Hülfsmittel

zur Fortsetzung ihrer exegetischen Studien, außer den Werken des Hugo Grotius und Wolfii cur. philol. et cr. in N. T. vorzüglich des ehrwürdigen Rosenmüllers Scholien über das Neue Testament.*) Einige seiner Schriften, wie die: über dogmatische und moralische Predigten wurden durch anonyme, ihm zugeschickte Aufsätze veranlaßt. Zu andern, wie: den Briefen über Magnetismus ꝛc. zu seinem Beitrag zur Homiletik, gab ihm der Wunsch, der Verbreitung einer sich ankündigenden Schwärmerei und Verirrung entgegenzuwirken, die Feder in die Hand. — Ueber dieses letztere Werk verdient auch das durchdachte und gründliche Urtheil des vorhin erwähnten Geheimen Hofraths Eichstädt hier einen Platz: „Merkwürdig und ein Wort an junge Theologen zu rechter Zeit gesprochen, ist seine neueste Schrift: Beitrag zur Homiletik, (Leipzig 1814) worin er sich so warm und warnend gegen die Verirrungen unserer Zeit, die zum gröbsten Mysticismus verleitende poetisch-naturphilosophische Predigerweise, und das auch von protestantischen Geistlichen, obgleich nur im allegorischen

*) S. Heinr. Phil. Conr. Henke, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben u. s. w. Von Dr. Vollmann und Dr. Wolff. Helmstädt bei Fleckeisen 1816. S. 261.

Sinne in Schutz genommene Priesterthum erklärt, und uns auf Chrysostomus Homilien zurückführt.“ Für den Werth und die gute Aufnahme, welche Rosenmüllers Lehrbücher für Schulen fanden, zeugen die vielen Auflagen, welche sie erlebten. Der bescheidene Rosenmüller sah es gern, wenn andere gelehrte Männer ihn auf das, was ihnen in diesen Schriften einer Verbesserung bedürftig schien, aufmerksam machten. Bei der Bearbeitung einer neuen Auflage seines christlichen Lehrbuchs suchte er auch seinen Freund Reinhard um freundliche Mittheilungen zur Verbesserung dieses Buches. Reinhard bezeugte in einem Briefe vom 8. Dec. 1792 seine Freude über eine nöthig gewordene neue Auflage dieses Buchs, das, wie ihm noch von Wittenberg her bekannt sey, in vielen Schulen mit großem Nutzen gebraucht worden, und meinte, es werde nicht viel erforderlich seyn, um ihm einen ungemeinen Grad von Vollkommenheit zu verschaffen. „Daß Ew. Hochw.,“ fährt der bescheidene Reinhard fort, „mich selbst an dieser Verbesserung wollen Antheil nehmen lassen, darüber bin ich sehr beschämt. Wie soll ich im Stande seyn, etwas zur Vollendung einer Schrift beizutragen, deren Hauptverdienst Popularität, d. h. gerade das ist, was ich bei meinen eignen Arbeiten

nie habe erreichen können u. s. w. (Hier folgt nun der schon früher mitgetheilte Lobspruch, mit welchem Reinhard die Popularität seines Freundes rühmt.) „Um so weniger — heißt es nun weiter in diesem Briefe — kann ich einsehen, was Ihr Buch dadurch gewinnen wird, wenn es vor dem Druck durch meine Hände geht. Ich werde ihm wenig oder gar nichts nützen können. Kann es indessen für Ew. Hochw. ein Beweis seyn, daß es mir am Herzen liegt, Ihnen auf alle Weise gefällig zu werden, so haben Sie die Güte, mir Ihr Lehrbuch zuzuschicken, sobald Sie es nöthig und möglich finden. Kann ich es Ihnen nicht verbessert zurückgeben, so werde ich wenigstens das Vergnügen haben, Ihnen meinen herzlichen Beifall zu bezeugen.“

Da es in mancher Hinsicht besonders für junge Männer lehrreich werden kann, zu lesen, mit welcher Bescheidenheit sich die gelehrtesten Männer der Zeit in ihren gegenseitigen Verhältnissen benahmen, so habe ich diese Stelle hier wörtlich mitgetheilt, und werde auch in der Folge mir ähnliche Mittheilungen erlauben. Rosenmüller säumte nicht, die ihm von seinem gelehrten und scharfsichtigen Freunde ertheilte Erlaubniß zu benutzen, und ihm das bereits von ihm zum neuen Abdruck vorbereitete Exem-

plar zu überschicken. Die Rückgabe desselben begleitete Reinhard mit einem freundschaftlichen Briefe vom 16. Febr. 1793, worin folgende hieher gehörige Stelle vorkommt: „dem Verlangen Ew. Hochw. zufolge habe ich das mir mitgetheilte Lehrbuch aufmerksam durchgelesen. Auf beiliegenden Blättern finden Sie alles, was mir bei dieser Lectüre beigefallen ist. Sie werden daraus sehen, daß ich in der Hauptsache völlig einverstanden mit Ihnen bin, und daß es blos Kleinigkeiten sind, wo ich entweder anders denke, oder eine Verbesserung wünschte. Die Ordnung des Ganzen, den Ton und die ganze Ausführung halte ich für so zweckmäßig und brauchbar, daß ich nichts dabei zu erinnern finde. Was ich aber über einzelne Stellen gesagt habe, lege ich Ew. Hochw. blos zur Prüfung vor; treffen Sie etwas brauchbares darunter, so soll es mir lieb seyn; ich überlasse es ganz Ihrem Urtheil, wozu Sie diese wenig bedeutenden Anmerkungen anwenden wollen.“

Wer den bescheidenen Rosenmüller kannte, wird leicht vermuthen, daß er alle die ihm von Reinhard gemachten Bemerkungen gewissenhaft benutzte. Unstreitig ist es den meisten Lesern dieser Blätter nicht uninteressant, einige der Bemerkungen, welche Reinhard machte, kennen zu lernen. S. 1 fand

er die Erklärung, die von der Religion gegeben wird, nicht bestimmt genug, und schlug vor, die ganze Stelle so zu fassen, wie sie auch wirklich im Lehrbuch steht: „Jeder Unterricht von Gott und von der Verehrung, die man ihm schuldig zu seyn glaubt, nennt man Religion. Allein nicht immer ist dieser Unterricht wahr; er ist sehr oft schädlicher Aberglaube. Zur wahren Religion werden aber zwei Hauptstücke erfodert; erstlich: ein Unterricht von Gott, von seinen Eigenschaften, Werken, Verheißungen und Wohlthaten, der auf richtigen Beweisen beruht;*) zweitens: eine Unterweisung, wie wir Gott durch Liebe, Gehorsam, Vertrauen und einen rechtschaffenen Lebenswandel, mithin sowohl im Herzen als auch äußerlich würdig verehren sollen!“

S. 4. schien Reinharden die Aeußerung, daß der Mensch von sich selbst nicht auf die rechte Gotteserkenntniß kommen könne, zu hart, und er schlug vor, dafür zu sagen: „denn ohne besondere Hülfe Gottes wird es dem Menschen äußerst schwer, auf die rechte Erkenntniß und Verehrung

*) Eine Aeußerung Reinhards, besonders denen zur Beherzigung zu empfehlen, die über die Beweise in der Religion den Stab brechen!

Gottes zu kommen.“ Sodann schlägt er die Wendung für den auch nach seiner Meinung hieher gehörigen physikotheologischen Beweis vor, die in den neuen Auflagen des Buchs selbst genommen ist; empfiehlt, Tugend und Wohlfahrt in Verbindung, als den Zweck der göttlichen Regierung anzugeben; wünscht wegen der bei dem gemeinen Mann so gewöhnlichen Wundersucht, noch eine kurze Anmerkung über die sogenannte providentiam Dei miraculosam, und ihre richtige Beurtheilung; so auch S. 30 eine Note über Hexerei und Zauberei, und das, was man sonst Anfechtungen des Teufels nannte, beigefügt; mißbilligt die Weglassung des weitläuftigen Beweises für die Gottheit Christi nicht, findet es jedoch bedenklich, wenn die Bemerkung, daß Christo der Name Gott in der Schrift beigelegt werde, ganz wegbleiben sollte, und setzt dem Vorschlage: Ich würde hinzusetzen: „und der daher selbst Gott genannt wird, Joh. 1, v. 3.“ die von seiner toleranten Denkungsart zeugende Anmerkung hinzu: „Durch eine solche nicht weiter bestimmte Behauptung wird Niemandem zu nahe getreten, da selbst der Socinianer kein Bedenken trägt, sich so auszudrücken, und die Formel alsdann nach seinem Sinn zu erklären.“ Nach einigen andern Bemerkungen wünscht

er noch, daß auch die von Rosenmüller gestrichene Stelle S. 25, worin der Dreieinigkeit erwähnt wird, nicht ganz wegfallen möchte.

Der dankbare Rosenmüller wollte so gern dieser freundschaftlichen Mittheilungen in der Vorrede erwähnen; er war nur darüber noch zweifelhaft, ob es mit ausdrücklicher Erwähnung des Reinhardschen Namens geschehen solle. Reinhards Bescheidenheit äußerte sich in einem Briefe vom 26. Juni 1793, über diese Anfrage seines Freundes so: „der Werth und die Brauchbarkeit der ganzen Schrift ist bereits zu bekannt und zu entschieden, als daß sie durch eine solche Anmerkung das geringste gewinnen könnte. Ich selbst aber halte das, was ich habe thun können, die neue Ausgabe der Vollkommenheit näher zu bringen, für so unbedeutend, daß jede Art der Erwähnung nur beschämend für mich seyn würde.“ — Wenn deine Bescheidenheit, verklärter Lehrer unsers Vaterlandes, auch nicht gestattet haben würde, bei deinem Leben das von dir zu sagen, was deine Freunde, Pölitz, Böttiger und Tzschirner nach deinem Tode, der Wahrheit gemäß von dir zu sagen, für heilige Pflicht hielten, und wenn dein Geist ihnen verzeiht: so wirst du auch mir verzeihen, wenn ich diese, ihnen unbekannt

gebliebenen Zeugnisse deines freundschaftlichen und bescheidnen Sinnes hier öffentlich mitgetheilt habe!

Die freundliche Aufnahme, welche Rosenmüllers Erbauungsbücher und Predigtsammlungen in frommen Familienkreisen gefunden haben und noch finden, ist zu bekannt, als daß ein Wort darüber hier zu sagen nöthig wäre. „Seine durch zahlreiche Ausgaben gegangenen Lehrbücher für die christliche Jugend, seine Gebet- und Andachtsbücher," sagt der verehrte Eichstädt, „haben auf ein halbes Jahrhundert hin das protestantische, und zum Theil selbst das katholische Deutschland gebildet und erbauet. Vor allen haben seine Predigtsammlungen durch die ihm eigne, zwar ganz nüchterne, doch aber dem Herzen entquellende rege Verständlichkeit und Popularität eben sowohl, als durch den evangelischen Geist, der sie alle durchdringt, großen und bleibenden Nutzen gestiftet." — Der Druck aller Gelegenheitspredigten geschah auf Bitten der dadurch erbauten Zuhörer.

Um die von ihm herrührenden Vorreden vor den Schriften anderer Verfasser ward er von diesen ersucht, und seine Menschenfreundlichkeit konnte nicht gern eine Bitte abschlagen. Um die Vorrede vor Ernestis Predigten bat ihn selbst der Durchl.

Herzog von Sachsen-Hildburghausen in einem Schreiben vom 12. Aug. 1797.

Auch als Mitglied des Konsistoriums wirkte Rosenmüller im Stillen durch seine, dem Kollegium gethanen unmaßgeblichen Vorschläge, manches Gute. Mancher der Lehren halber Angefochtne fand an ihm einen muthvollen Vertheidiger! Und aus den an ihn gerichteten Briefen seiner Dresdner Freunde gehet hervor, daß er sich dieses und jenes noch lebenden Gelehrten, der es vielleicht selbst nicht weiß, wie Rosenmüller ihn selbst bei Mitgliedern der höchsten Behörden rechtzufertigen suchte, kräftig annahm. Auf seinen Vorschlag ward die bis dahin gewöhnliche Verpflichtung der Schullehrer auf die gesammten symbolischen Bücher, nur auf die Augsburgische Konfession und den kleinen Katechismus Luthers beschränkt; auf seine und seines würdigen Kollegen, des Domherrn Dr. Keils Vorschlag, eine zweckmäßigere Prüfung der Lehrfähigkeit der Landschullehrer, bei dem Leipziger Consistorium eingeführt. Seinen Kandidatenprüfungen geben alle, die davon Zeugen waren, das Zeugniß einer großen Zweckmäßigkeit. Da er selbst katechisiren konnte: so war ihm auch die Kunst mit sokratischem Geiste zu examiniren, nicht fremd; und seine Humanität ließ sie nicht unangewendet, da wo ihre

Anwendung nöthig schien. Er war schon zufrieden, wenn er auf seine Frage nur eine Antwort erhielt, die von Nachdenken oder Kenntniß des besprochnen Gegenstandes zeugte, wenn es auch nicht gerade die war, welche er erwartete.

Kaum scheint es nach diesen Darstellungen noch einer nähern Charakteristik dieses so hoch verdienten Mannes zu bedürfen. Inzwischen kann ich mich nicht enthalten, den Lesern dieser Blätter das Bild des hellen und stets fortschreitenden Geistes, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner musterhaften Ordnungsliebe, seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe, seines edeln, von Sanftmuth, Duldsamkeit, Dienstfertigkeit, Bescheidenheit, Vaterlandsliebe, Großmuth, frommer Heiterkeit und einem kindlichen Gottvertrauen und andern schönen Gesinnungen belebten, und für edle Freundschaft so zart fühlenden Herzens, nach seinen einzelnen Zügen vorzuführen.

Daß Rosenmüller, wenn auch nicht zu den Köpfen erster Größe, die man Genies nennt, und deren die Welt nur wenige bedarf, aber doch gewiß zu den talentvollen und fähigen Köpfen gehörte, welchen die Natur und eigner Fleiß die Gabe verlieh schnell und richtig aufzufassen, das Wahre vom Falschen, das Schöne von seinem Gegentheil richtig zu unterscheiden, und den rechten Punkt zu treffen, dafür

spricht sein gesammtes Wirken und die Art und Weise desselben. Von seinen guten natürlichen Anlagen geben schon die Fortschritte, die er in seinem Knaben- und Jünglingsalter machte, ein rühmliches Zeugniß; aber auch in seinem ununterbrochenen Fortschreiten mit den Forschungen des Zeitalters in reifern Jahren seines Lebens, und in den daraus von ihm gewonnenen und verarbeiteten Resultaten dürfte diese Bemerkung ihre Bestätigung finden. Rosenmüllers wissenschaftliche Bildungsperiode fiel in die Zeit, da in philosophischer Hinsicht das Leibnitz-Wolffsche System das beliebteste war. Jedes Zeitalter suchte sein herrschendes oder am meisten beliebtes philosophisches System in Harmonie mit der christlichen Lehre zu bringen. Das geschah auch mit diesem philosophischen Lehrgebäude. So sah man denn auch, nach jenen philosophischen Prinzipien, in der Lehre Jesus eine Glückseligkeitslehre. Dieser Meinung war auch Rosenmüller im Ganzen zugethan. Das Kantsche Moralsystem suchte jenes ältere zu verdrängen. Rosenmüller unterließ nicht, sich mit demselben bekannt zu machen, und wenn er auch in dem, eine lange Zeit hindurch so viele Federn in Bewegung setzenden gelehrten Streit über Eudämonismus und reine Sittlichkeit, mehr einen Streit, der sich häufiger um Worte, als um Sachen drehte,

zu finden glaubte: so wird der aufmerksame Leser seiner Schriften doch gewiß nicht den Einfluß verkennen, den auch bei ihm, wie bei Reinhard, das Kantsche System auf seine spätern Darstellungen der Pflichtgebote hatte; denn wie hätte es dem fleißigen Schriftforscher Rosenmüller entgehen können, daß das Gebot einer uneigennützigen Pflichtliebe auch mit den Forderungen des Christenthums nicht im Widerspruch stehe. Ja selbst manche nähere Bestimmung, welche dieser oder jener, auch in dem Volksunterricht nicht zu umgehende, Begriff den Forschungen eines Fichte verdankt, nahm er in seine Schriften auf. Oder sollte der Mann nicht Fichtes Schriften gelesen haben, der über die Unsterblichkeit der Seele, oder über Fortdauer des Geistes mit Bewußtseyn der Persönlichkeit sich so ausdrückt, wie Rosenmüller in seinen Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion: „Ich werde ewig wissen, daß ich Ich bin!“ Seine philosophischen Ansichten waren also die eines nüchternen Eklektikers. Ich weiß wohl, in welchen üblen Ruf sowohl die wirkliche, als noch weit mehr die vorgebliche philosophische Konsequenz den sogenannten Eklekticismus zu bringen bemüht war, und zum Theil in einzelnen Nachhallen eines oder des

andern der Philosophie Beflißnen, dieß noch jetzt zu thun bemüht ist; aber wer mit dem Apostel die echt-philosophische (ich möchte, wenn dieß Wort nicht anstößig wäre, sagen, die echt naturphilosophische) Ueberzeugung theilt: Unser Wissen ist Stückwerk, der kann nach meiner unvorgreiflichen Meinung über einen besonnenen Eklekticismus unmöglich den Stab brechen. Philosophische Konsequenz kann, wenn man nicht mit Worten spielen will, sehr wohl mit demselben besteht in einem für das Philosophiren nicht ganz verdorbenen Kopf. So wie Rosenmüller in diesem Sinne des Worts philosophischer Eklektiker war, der die Goldkörner eines jeden Systems oder Nichtsystems aufzufinden, und, insofern er sie seinen Ansichten und Ueberzeugungen entsprechend fand, in sein Ideenmagazin gehörigen Orts niederzulegen, und zur rechten Zeit und am rechten Orte zu einem schönen Ganzen mit zu verarbeiten wußte: so war er auch philosophisch-theologischer Eklektiker, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf. Auch in dem, in neuerer Zeit theils von wirklichen, theils von vorgeblichen Freunden der Wahrheit wieder auf den Kampfplatz gebrachten Streit über Rationalismus und Supernaturalismus fand er, und wenn man

den Gegenstand scharf ins Auge faßt, nicht ohne Grund, viel mitunterlaufenden Wortstreit; denn welcher Sprachgebrauch verbietet, auch die durch Inspiration geschehene Mittheilung großer Wahrheiten an einen menschlichen oder übermenschlichen Geist, welche man gewöhnlich mit dem Namen einer unmittelbaren Offenbarung zu bezeichnen pflegt, eine mittelbare Offenbarung zu nennen, da dieser Geist, dem jene höhere Kunde ohne sein Zuthun zu Theil geworden seyn soll, doch immer das Mittel bleibt, durch welches sie wenigstens an andere gelangen soll? Ueber diese und ähnliche Gegenstände urtheilte Rosenmüller ganz so, wie ich glaube, daß ein unbefangener Mann darüber urtheilen kann. Sein Moralsystem war kein grober Eudämonismus, oder keine sogenannte Klugheitslehre; aber auch kein stoischer Rigorismus, der die Ansprüche des fühlenden Menschen auf inneres Frohgefühl ganz unberücksichtigt läßt, sondern eine weise Verbindung der Forderungen der Vernunft, und des, von der mütterlichen Herrschaft der menschlichen Vernunft geleiteten Herzens. Er machte daher mit Zollikofer und andern Denkern zwischen Glück und Glückseligkeit einen Unterschied, und setzte jenes in den bloßen Besitz äuße-

rer Güter, und diese in das freudige Gefühl, das mit dem Bewußtseyn eines pflichtmäßigen Sinnes und Wandels verbunden ist. Sein Christenthum, als Gottesanstalt betrachtet, war kein, durch Wunder der Allmacht in eine Seele, die sich maschienenmäßig, oder mit einem Kirchenvater zu reden, gleich den Orgelpfeifen verhielt, ihr unbewußt hineingelegtes System oder Aggregat von begreiflichen und unbegreiflichen Lehrsätzen, sondern eine unter höherm Einfluß der weisen Gottheit geschehene Mittheilung oder Offenbarung heilsamer, und eine allgemeine Beherzigung werther Wahrheiten. Vernunft und Lehre Jesus waren ihm Geschenke eines und eben desselben Gottes, welche beide die innigste Achtung der dankbaren Menschheit verdienen, die man nur durch den rechten Gebrauch, den man von diesen Gottesgaben macht, zu erkennen geben kann. Aus diesen Ansichten entwickelten sich seine übrigen Meinungen und Ueberzeugungen, die er auch mit edler Freimüthigkeit, doch mit steter Besonnenheit, um den Schwachen nicht anstößig zu werden, vortrug. Nur Meinungen, welche der wahren Tugend und echten Frömmigkeit, die nicht in Mienen heuchelt, die aus dem Herzen quillt, mit falschem Trost nicht schmeichelt, die Jesus Geist und Sinn nachahmt und

in sich nährt, *) offenbar nachtheilig waren, suchte er durch einleuchtende Belehrung zu verdrängen. Wenn Rosenmüller aber auch in dieser Rücksicht mit sich selbst im Klaren war: so hatte er doch bis zu seiner letzten Lebensstunde sein System nicht so weit abgeschlossen, daß er die apostolische Ermahnung: Prüfet Alles, und das Beste behaltet, hätte unberücksichtigt lassen sollen. Er las fast alles, was das Zeitalter in Beziehung auf philosophisch-religiöse Forschungen zu Tage förderte; ja selbst diese und jene, ihm etwa noch unbekannt gebliebene frühere Schrift eines Denkers. Manche literarische Erscheinung der Zeit drängte freilich ganz unwillkührlich aus der Seele des ruhigen Prüfers und des bescheidenen Weisen die Aeußerung hervor, daß des, auch auf dem Felde der Theologie entsprossenen Unkrauts nicht wenig sey. Wundern muß man sich mit Recht, wie ein Mann bei so vielfachen Amtsgeschäften und schriftstellerischen Arbeiten, wie Rosenmüller, so viel lesen konnte. Und noch mehr muß man sich wundern, wenn man weiß, daß sich seine Lektüre auch auf andere Fächer des Wissens, als die, welche Philosophie und Theologie betrafen, wie z. B. Na-

*) Niemeyer. S. dessen Gesangb. f. höhere Schulen, Lied 45, V. 6.

turgeschichte u. a. erstreckten. „Keine Erscheinung der Zeit in der Politik, wie in der Wissenschaft blieb ihm fremd. Die Phänomene des Magnetismus, die älteste Geschichte der Erde und ihre Gestaltung, nichts lag außer seinem Forschungskreise, und passende Anwendungen davon finden sich in seinen frühern apologetischen Schriften für das Christenthum und in seinen spätesten Leitfäden zur Katechese und zum Volksunterricht.“ *) Allein seine rastlose Thätigkeit, seine gewissenhafte Benutzung jeder Stunde zu nützlichen Geschäften, seine frugale Lebensweise, seine Beschränkung jedes, auch des erlaubtesten Genusses geben hierüber Aufschluß, wenn man zumal eine gewisse Leichtigkeit, mit der er arbeitete, sein glückliches Gedächtniß und die christliche Ruhe seines Gemüths in Anschlag bringt. In der Regel stand er täglich nach fünf Uhr auf, arbeitete bis 9 Uhr, hielt sodann von 9 — 11 seine Vorlesungen, hörte von 11 — 12 Uhr als Superintendent die bei ihm angebrachten Ehesachen an, und besorgte diese und andere Pastoral- und Ephoralangelegenheiten. Nachdem er um 12 Uhr im Kreise der Seinigen ein mäßiges Mittagsmahl eingenommen hatte, setzte er sich nach 1 Uhr wieder

*) Worte Eichstädts.

an seinen Arbeitstisch und arbeitete, durch Besuche gestört oder nicht gestört, bis 7 Uhr. Dann aß er im Zirkel der Seinen sein mäßiges Abendbrod, und ging um 8 Uhr wieder an seinen Arbeitstisch, an welchem er verharrte, bis er sich gegen 11 Uhr schlafen legte. Er war ein großer Freund der Natur; aber nur bei recht schönem Wetter machte er einen kleinen Spaziergang, nur selten besuchte er sein Landgütchen; wenn ihn ein Freund dort überraschte, so fand ihn der Eintretende lesend im Garten, oder auf seinem ländlichen Arbeitszimmer am Studirtisch schreibend. Allein der freundliche Rosenmüller brach nun sogleich seine Arbeit ab, und weihte sich in traulichen Gesprächen bei einem Pfeifchen Taback ganz den ihn besuchenden Freunden. Er war ein Freund der Musik; aber nur selten sah man ihn im Koncertsaal. Er war ein Freund unschuldig froher Geselligkeit; aber es verging oft eine längere Zeit, ehe man ihn an der Tafel einer größern Gesellschaft sah. Bei dieser Zeitbenutzung war es ihm denn möglich, täglich mehrere Kollegien zu lesen, in der Regel in jeder Woche eine Predigt auszuarbeiten und zu halten, bei ihm angebrachte Ehe- und andere Sachen zu expediren, Registraturen, Berichte, theologische Gutachten und Bedenken (z. B. über nachgesuchte, ungewöhnliche

Dispensationen in Ehesachen u. s. w., die zum Theil nicht blos auf philosophische und theologische Argumente gebaut, sondern zum Theil selbst mit einem oder einigen der Art schon da gewesenen Fällen aus gedruckten Schriften oder Archiven belegt werden mußten) Recensionen zu verfertigen, ihm zugesandte Manuscripte der Schriftsteller durchzusehen, Bücher zu schreiben, wöchentlich einige Male den Sitzungen des Konsistoriums, zuweilen auch des Kollegiums der Professoren oder Decemvire beizuwohnen; wenn ihn die Reihe des Dekanats traf, die ins Gebiet der Theologie im weitesten Sinne des Worts einschlagenden Manuscripte, welche in Leipzig gedruckt wurden, zu censiren, und andere mit diesem Amte verbundne Geschäfte pünktlich zu besorgen, Briefe zu schreiben, in den ersten Jahren seiner Amtsführung in Leipzig auch Beichtreden zu halten, u. s. w. und noch überdies der Lektüre manches Stündchen zu widmen. Diese rastlose Thätigkeit konnte nur der Tod hemmen. Da ihn eine in den letzten Jahren seines Lebens bei ihm eingetretene Gehörschwäche an der eignen Verrichtung mancher Amtsgeschäfte hinderte, oder sie doch ihm und andern erschwerte, so suchte er vorläufig bei dem verehrten Chef des Konsistoriums um seine Entlassung an. Dieser aber traf aus Hochachtung

und Freundschaft für Rosenmüller solche Verfügungen, welche dem verdienten Greise mögliche Erleichterung seiner Amtsgeschäfte verschafften. Der Pastor an der Nikolaikirche, Dr. Enke, übernahm in Auftrag des Konsistoriums einige Ephoralgeschäfte; die Professoren Dr. Tittmann und sein jetziger würdiger Amtsnachfolger Dr. Tzschirner versahen die Geschäfte der Assessur im Konsistorium und die Oberpfarrer Köhler in Taucha und Ritter in Röthа wurden als Adjunkten der Ephorie, zur Haltung der Kirchen- und Schulvisitationen im Taucheschen und Röthеschen Bezirk angewiesen. Auch Rosenmüllers übrige freundliche Kollegen erboten sich zur Uebernahme eines oder des andern Geschäfts. Was der thätige Greis aber selbst verrichten konnte, damit wollte er keinen seiner Freunde belästigen. So übernahm er selbst noch im März des Jahres 1814 das seinem Herzen so überaus traurige Geschäft, einem, wegen begangenen Mordes in Inquisition gerathenen Landgeistlichen, M. Tinius,*) dem höchsten Anbefohlniß

*) Tinius ist der Prediger in Poserna, bei Weißenfels, von welchem sich vielleicht manche Leser erinnern werden, in den Intelligenzblättern der Allgem. Literaturzeit. oder anderwärts gelesen zu haben, daß derselbe die kostbare Bibliothek des berühmten Dr. Nosselt gekauft, und sich berühmt habe, für die-

gemäß, seine Degradation oder Ausstoßung aus dem geistlichen Stande mittelst einer, in der Kirche gehaltenen Rede öffentlich anzukündigen.

In der Nüchternheit seines Geistes, und der Ruhe seiner Seele lag unstreitig der Grund, daß Rosenmüller mit bewundernswerther Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern in seinen Geistesarbeiten übergehen konnte. Wenn er auch, was so häufig der Fall war, durch einen freundschaftlichen einheimischen oder fremden Besuch, oder durch Jemand, der ein Anliegen an ihn hatte, in einer begonnenen Arbeit unterbrochen ward, so empfing er den Ankommenden doch mit der ihm natürlichen freundlichen Miene, interessirte sich für seine Angelegenheit, und war nach vollendetem Besuch in seiner vorhin abgebrochenen Arbeit bald wieder so orientirt, daß er darin fortfuhr, als wenn keine Unterbrechung vorgefallen wäre. Und solche Störungen und Unterbrechungen fielen gar häufig vor. Jetzt kam ein unzufriedener Ehegatte oder dessen Ehehälfte, der Bräutigam, der gern auf

sen Bücherschatz 400 Thaler mehr, als der König von Preußen darauf bot, gegeben zu haben. S. Rosenmüllers Rede bei der öffentlichen Degradation des Pfarrers Tinius. Leipzig 1814. S. 6.

dem kürzesten Wege zum Ziele seiner Wünsche gelangen wollte, dann folgte ein Studirender, der ein Anliegen vorzubringen hatte, oder Rath bedurfte. Es erschienen die akademischen Amtsbrüder, oder die Kollegen des Predigtamts, der Küster, die Offizianten des Konsistoriums, der Universität, des Amts, des Raths, der Ephoralexpedient, die Landgeistlichen und Landschullehrer, die Gerichtsdirektoren, die Verwalter der Wittwenkassen, die Kirchenväter, der Verleger und noch viele andere so manche Vor- und Rücksprache zu nehmen hatten einer nach dem andern. Oft kamen fremde Reisende, um Rosenmüllern von Angesicht zu Angesicht zu sehen; nicht selten der unglückliche oder verdorbene Gelehrte, auch wohl, um ein Viatikum zu haben. Dem allen ungeachtet fand der gute Rosenmüller doch noch Zeit in stillen Abendstündchen auch einen Freund zu unterhalten. Doch auch diese Unterhaltungen und Geschäfte, welche aus diesen Unterbrechungen der eigentlich literärischen Thätigkeit hervorgingen, sahe Rosenmüller aus dem Gesichtspunkte der Pflicht an, und zu deren Erfüllung fühlte seine pflichtliebende Seele sich stets geneigt. In dem frommen Gesange, den er kurz vor seinem Tode verfertigte, legt er unter andern selbst das dankbare Bekenntniß an Gott ab:

Mit Neigung, Luſt und Heiterkeit,
Mit Munterkeit und Liebe
Zu thun, was Amt und Pflicht gebeut,
Verliehſt du mir die Triebe.
Ach tauſend, tauſend Dank ſei dir,
Mein beſter Vater, Dank dafür.

Nicht ganz ohne Einfluß auf Körper und Geiſt war auch für Roſenmüller die Witterung. An heitern Tagen fühlte er ſich viel geſünder und munterer zur Arbeit, als bei einer ungünſtigen Witterung. Inzwiſchen ſeine Berufstreue ließ ihn durch die Macht des Gemüths dieſer krankhaften Gefühle Meiſter werden. Ja er verſicherte ſehr oft ſeinem Arzte, welches ſein eigner würdiger Sohn war, wenn dieſer ihn nicht predigen laſſen wollte, daß er ſich, nach einer gehaltenen Predigt öfter geſünder fühle, als vorher. In ſeinem Berufseifer und ſeiner Arbeitsliebe lag auch der vorzüglichſte Grund, warum Roſenmüller, außer ſeinen Amtsreiſen keine andere Erholungsreiſen machte. Da er in Leipzig lebte, welches von ſo vielen Fremden beſucht wird, ſo entbehrte er nicht ganz den Gewinn, der aus Reiſen für den Gelehrten hervorgeht. In ſeinem Studirzimmer hatte er Gelegenheit, mehr intereſſante Bekanntſchaften zu machen, als ſie man-

cher, der viel gereist ist, kaum zu machen Gelegenheit hat.

Außer der freudigen Amts- und Berufsliebe, die bei Rosenmüller nicht nur eine Wirkung seiner religiösen Ansichten, sondern auch seines so gern Gutes wirkenden Sinnes war, trug auch seine durch ein glückliches Gedächniß unterstützte Pünktlichkeit und Genauigkeit, kurz seine musterhafte Ordnungsliebe nicht wenig bei, daß er so viele Arbeiten zu Stande brachte. Nicht selten habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu meiner Verwunderung zu überzeugen, wie schnell er jeden Brief, jedes Blatt, jede einzelne Broschüre, die er vielleicht auch vor längerer Zeit in Händen gehabt hatte, zu finden wußte, wenn das Gespräch darauf kam, und ihr Hervorsuchen nöthig schien. Noch zwei Stunden vor seinem Tode trug er seinem ältesten Sohn auf, ihm ein geschriebnes Familiennachrichtsbüchelchen zu reichen, von welchem er ganz genau den Platz angab, wo er es finden würde!

Für seine Wahrheitsliebe sind seine Schriften ein sprechender Beweis. Nie verbarg er seine wahren Ueberzeugungen, sondern legte sie in seinen Vorlesungen und Schriften, und so weit sie nach seiner Ueberzeugung für das Volk gehörten, unter den oben schon angedeuteten Einschränkun-

gen, auch in Predigten offen zu Tage. Wo er den leibhaftigen Teufel, durch den so viel Böses in die Welt gebracht worden ist, nach seinem hellen Gesichtsblick nicht sehen konnte, da suchte er auch nach dem Vorgange seines göttlichen Meisters, der dazu erschienen war, daß er die Werke des Teufels zerstörte, und der es nicht verschwieg, daß nur aus dem Herzen arge Gedanken kommen u. s. w., seine christlichen Zuhörer zu überzeugen, daß sie diesen bösen Feind hier nicht zu suchen hätten. Seine Wahrheitsliebe ließ ihn auch das Wahre und Gute, das von solchen Männern herkam, deren übrige Ansichten er nicht zu den seinigen machen konnte, dankbar annehmen und benutzen. Aus diesem edlen Wahrheitssinne entsprang auch die innige Freude, welche sein Herz empfand, wenn er von Fortschritten, welche die christliche Aufklärung hier oder da gemacht hatte, hörte oder las. So verursachte ihm nach seinem eignen Geständnisse*) der im Jahre 1810 in Sachsen gemachte Anfang zum Gebrauche anderer Texte als der gewöhnlichen Perikopen, große Freude. So war ihm der Artikel des Tilsiter Friedensschlusses, welcher eine bürgerliche Gleichheit aller Konfessionen festsetzte, und die

*) Beitrag zur Homiletik. S. 19.

Aufhebung der Inquisition, überaus erfreuliche Erscheinungen der in so vieler Hinsicht auch sein Gemüth mit Trauer erfüllenden Zeit. Aus seinem Wahrheitssinne entsprang aber auch seine stille Wehmuth, wenn er sah, daß blinde Zionswächter das aufgegangene Licht durch ihre hyperdogmatisch gestimmte Zelotenposaune auszublasen, oder lichtscheue Mystiker durch den neblichten Dunstkreis, in dem sie mit ihrer täuschenden Frömmelei ein so unzubeneidendes Wohlbehagen fühlten, zu verdunkeln suchten. Daher sein Gefühl der stillen Wehmuth, wenn er hörte oder las, wie halb verrückte theologische, politische, ästhetische und andere Schwärmer und Schreier von einem Theile der Zeitgenossen als die wahren Heroen der Zeit vergöttert wurden. Doch bei der Sanftmuth seines Herzens sprach er sich auch hierüber ohne Bitterkeit aus. Nur da, wo er in einem wirklich bösen Willen und nicht im Irrthum des Verstandes, die Quelle der beabsichtigten oder wirklich verbreiteteten Verfinsterung fand, nur da ergriff ihn ein gerechter Unwille, der aber nie so heftig ward, daß er nicht auch noch hier den verblendeten Bruder mit christlichem Mitleid hätte bedauern sollen. Wenn sein Amt es ihm zur Pflicht machte, herrschende Fehler der Zeit zu rügen, deren gefährlicher Einfluß auch unter den Gliedern seiner

Ge=

Gemeine sichtbar ward: mit welcher zarten Schonung that er dies nicht! Wie väterlich wußte er selbst mit seinem Tadel des Fehlerhaften, das Lob des Lobenswerthen zu verbinden! Wenn er den übertriebenen sinnlichen Freudengenuß, die Vernachlässigung der Benutzung der religiösen Weckungs- und Stärkungsmittel zum Guten strafen mußte, so unterließ er auch auf der andern Seite nicht, durch ein gerechtes Lob des Wohlthätigkeitssinnes der Einwohner Leipzigs diesen guten Sinn zu befestigen, und durch diese väterliche Aufmunterung ihm mehrere thätige Freunde zu gewinnen. Mit seiner Sanftmuth stand auch seine christliche Duldsamkeit in dem innigsten Bunde. Geistige Schwäche trug er mit christlicher Liebe, und schätzte auch das wenig Gute, das, wenn sie nur mit einem redlichen Sinne verbunden war, auch von ihr gewirkt ward, als einen Beitrag zum Anbau des Reichs Gottes. Nur wenn die Unwissenheit eines Mannes, der als Lehrer erwachsener oder junger Menschen angestellt zu werden wünschte, auffallend war, daß offenbarer Nachtheil für die seiner Bildung anvertrauten Brüder davon zu befürchten stand; dann wieß er das Gesuch des Bittenden um Beförderung zu einem Lehramte ab. So sah ich ihn einmal einem Schulmeisterkandidaten dieses Schlages die

Probe abnehmen. In der ihm aufgetragenen Katechese über Gottes Allmacht verrieth jedes ausgesprochene Wort mehr als zu deutlich, daß dieser Mensch keinen einzigen gesunden Begriff im Kopf hatte. An ein akroamatisches Geschwätz über die Allmacht Gottes, in welchem er unter andern sagte: „den Stuhl, der hier steht, kann der liebe Gott gleich wegbringen, wenn er will u. s. w.“ kettete er endlich die Frage an: „Gott kann also alles thun, was er will, wie nennt man das?“ Als die Kinder darauf antworteten: „Gottes Allmacht!“ entgegnete der Katechet mit dreister Stirn: „Nein — sondern seine Ei — seine Ei — Eigenschaft.“ Und als er endlich fortfuhr: „Wir Menschen haon och Eigenschaften, abers was vor welche! Essen, Trinken, Schlafen; weiter könn' mer nischt,“ so brach der nachsichtige und geduldige Rosenmüller in die Worte aus: „ja das merk' ich, daß das hier die einzigen vorhandenen Eigenschaften sind!“ und ließ ihn abtreten. Mehr schonend glaubte sein menschenfreundliches Herz gegen einen andern, ebenfalls schwachen Jünger, seyn zu müssen. Dieser that unter andern in einer Katechese über das zweite Gebot die Frage: „Wer soll nicht fluchen?“ Als er von einem Kinde die Antwort erhielt: „Kein Mensch!“ erwiederte er: „O ja, es kann wohl Jemand fluchen; Lehrer

und Prediger können es.“ Der humane Rosenmüller vertauschte sogleich seine Rolle des Beurtheilers mit der des katechisirenden Schulmeisters, trat vor und nahm den Faden der Unterredung mit folgender Frage auf: „Wer Jemandem flucht, was wünscht der ihm? (Kinder: Böses.) Was für eine Gesinnung zeigt das aber an, wenn man Jemandem Böses oder Unglück wünscht? (K. Eine böse Gesinnung.) Wer darf aber böse Gesinnungen haben? (K.: Niemand.) Wer darf also auch nicht fluchen, da Fluchen eine böse Gesinnung verräth? (Niemand.)“ Nun wandte er sich ganz liebreich an den Schulmeister mit der Frage: „was meinte denn der Herr Schulmeister, als er sagte, Lehrer und Prediger könnten fluchen?“ Und da dieser erwiederte; „Paulus hat gesagt: verflucht sei, wer ein anderes Evangelium lehrt! so glaube ich, daß auch Lehrer und Prediger fluchen können;“ so erklärte nun der humane Rosenmüller dem ehrlichen Manne, wie diese Stelle zu verstehen sei, und ließ ihn dann in der Katechese fortfahren.

So streng moralisch Rosenmüller selbst auch war, so wenig streng und hart beurtheilte er den, der sich eine moralische Schwäche hatte zu Schulden kommen lassen. Sprach auch sein Mund das liebreiche Wort der Ermahnung: „Gehe hin und sün-

dige hinfort nicht mehr!“ nicht jedesmal aus, so konnte man es doch in seinem ganzen Gesichte lesen. Daß ein solches Gemüth frei von Argwohn und Mißtrauen seyn muß, daß ein solches Gemüth nur das Beste im Menschen und von ihm erwartet, und einen festen Glauben an die Menschheit in sich trägt, bedarf wohl keines Beweises. So viele Erfahrungen auch Rosenmüller von getäuschten Hoffnungen bei diesem oder jenem Menschen gemacht hatte, so ward doch der Glaube an die Menschheit dadurch nicht seinem Herzen entwandt. Wie viel der edle Kinderfreund Rosenmüller, auf dessen Gesichte auch Kinder den freundlichen Zuruf: Lasset die Kindlein zu mir kommen, lasen, besonders von der bessern Bildung der jüngern Generation erwartete, das beweisen seine ruhmvollen Arbeiten für die Bildung und Veredlung dieses Theils der Menschheit.

Ueber Rosenmüllers Dienstfertigkeit und zuvorkommende Gefälligkeit ist unter allen denen, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten, nur Eine Stimme. Schon die vielen Vorreden, durch welche er angehende Gelehrte in die literarische Welt einführte, oder ihren Arbeiten eine freundliche Aufnahme zu verschaffen suchte, sprechen dafür. Die Zahl derer, die durch seine

Verwendung angestellt, oder weiter befördert wurden, ist nicht klein. Wenn es ihm nur einigermaßen möglich war, die Wünsche des Bittenden zu erfüllen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er sie erfüllte; denn seiner Wahrheitsliebe war es unmöglich, Jemanden mit leeren Versprechungen abzuspeisen. Seine Dienstfertigkeit war aber auch eine uneigennützige. Seine zahlreiche Familie machte es ihm allerdings zur Pflicht, auch durch seine Arbeiten zu erwerben, aber der Erwerb war ihm nur Nebenzweck, Gutes wirken die Hauptsache. Nicht bloß Freunde und Bekannte konnten auf seine Dienstbeflissenheit rechnen; sondern auch Unbekannte und Fremde, und selbst diejenigen, und die Verwandten derer, welche ihm vielleicht selbst Verdruß und Kränkung zugefügt hatten; denn Rosenmüller verkündigte nicht nur durch Wort und Schrift das große Gebot seines Meisters: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen! sondern auch durch seine Thaten bewies er, daß es möglich sei, diese christliche Vorschrift zu üben. Die Belege dazu wird mir gewiß jeder erlassen, der die Pflicht der Schonung ehrt, und der nicht vergißt, daß ich das Leben eines Mannes beschreibe, dessen großmüthiger und edler Sinn es

durchaus nicht zugelassen hätte, daß etwas solches in seiner Lebensbeschreibung namentlich erwähnt würde.

Seine Bescheidenheit war durchaus nicht die raffinirte Bescheidenheit, daß ich mich so ausdrücke, die mehr ihren Grund hat in der auf feine Sitte und wohlgefälligen konventionellen Anstand genommenen Rücksicht, als in dem Innern des Gemüths und in dem lebhaften Gefühle, daß das Ideal der Vollkommenheit noch bei weitem nicht erreicht sei. Sie war eine wahrhaft kindliche Bescheidenheit im schönsten und edelsten Sinne dieses, leider! in unsern Tagen so häufig gemißbrauchten Worts. Mancher junge Mann konnte sich in Wahrheit durch die mündliche oder schriftliche Beifallbezeugung eines unsrer nahmhaften Gelehrten nicht mehr geehrt fühlen, als der Mann, der selbst in ihren Reihen einen der ehrenvollsten Plätze einnahm, sich dadurch geehrt glaubte. Bei ihm war es wahrlich keine leere Formel der konventionellen Höflichkeit, wenn er von einer Ehre sprach, die ihm durch den ihm geschenkten Besuch eines Herders oder andern berühmten Mannes erwiesen worden sei. Er theilte seine Schriften bei nöthig gewordenen neuen Auflagen nicht bloß Männern, wie einem Reinhard zur ge-

fälligen Berichtigung dessen, was ihnen einer Verbesserung bedürftig schien, mit, sondern auch die Bemerkungen jüngerer Männer, seiner Schüler, glaubte er benutzen zu können. So gab er die in dem Jahre 1794 erschienene neue Auflage seines ersten Unterrichts nicht eher zum neuen Abdruck, bevor nicht Plato und ich ihm unsere unmaßgeblichen Vorschläge zu Abänderungen einzelner Stellen mitgetheilt hätten; denn er meinte, daß der praktische Lehrer bei dem Gebrauche eines Lehrbuchs die etwanigen Mängel desselben besser zu kennen Gelegenheit habe, als der Verfasser, der diesen öftern Gebrauch nicht davon mache.

Ein charakteristisches Anekdötchen von seiner Bescheidenheit kann ich hier ohnmöglich mit Stillschweigen übergehen. Bei einer in der Freischule zu haltenden Schullehrerprobe nahm er seinen Platz auf einer Schülerbank ein. Als ihn der Direktor nöthigte, sich auf den für ihn hingestellten Stuhl zu setzen, erwiederte er: „Lassen Sie mich doch hier sitzen; wir sind ja alle in der Schule.“ — Von dem bürgerlichen Range, welchen Rosenmüller vermöge seiner Aemter hatte — als Domherren in Meißen haben bekanntlich die beiden ersten theologischen Professoren in Leipzig unmittelbar den Rang nach den Kammerherren — schien er beinahe keine

Ahnung zu haben. Der Titel eines Prälaten, welcher unter seinen Vorfahren in der Domherrnstelle sich gebräuchlich gemacht hatte, verbat er sich bei denen, die ihn mit demselben beehrten. Seine dienenden Hausgenossen kannten ihn nur als das, was er schon in Erlangen gewesen war, als Doktor Rosenmüller.

Die stille innere Heiterkeit des wahren Weisen und Frommen begleitete Rosenmüllern an seinen Arbeitstisch, in seinen Hörsaal, auf die Kanzel, und in die geselligen Zirkel, die er zuweilen selbst darum besuchte, um den dringend Bittenden aus Humanität ihr wiederholtes Gesuch nicht abzuschlagen. Heitere Laune und lehrreiche Gespräche würzten die Unterhaltungen bei den frohen Familienfesten, die in seinem eignen Hause veranstaltet wurden; (und zu welchen, außer einigen andern Freunden jedesmal auch sein ehemaliger, noch in Leipzig lebender Amanuensis, M. Baumgärtel, und der, ihn als Expedient in Ephoralgeschäften treulich unterstützende Kölbsch eingeladen wurden) und der freundliche Wirth und seine edle Gattin sahen es überaus gern, wenn ihre Gäste recht froh waren.

Zuweilen mußte Rosenmüller auch einem Bürgerfeste beiwohnen. Seine Gegenwart erfüllte alle

Anwesende mit hochachtungsvoller Freude, daß sie auch bei ihrer schuldlosen Freude den Mann in ihrer Mitte sahen, aus dessen Munde sie in den sonntäglich-religiösen Versammlungen so herzliche Worte der Warnung, Ermunterung und des Trostes hörten. Da man seinen vorurtheilsfreien Sinn kannte, der jede erlaubte Freude mit eignem Frohgefühl bemerkte, so veranlaßte seine Gegenwart durchaus keine Störung des erlaubten Genusses, verhütete aber jeden Ausbruch der Freude, der mit den Gesetzen der Pflicht und des Anstandes im Widerspruch gestanden haben würde. In dieser Hinsicht darf ich mich auf das Zeugniß seines würdigen Kollegen, des Dr. Enke berufen, der selbst an seiner Seite Theilnehmer jener Bürgerfeste war, welche ich bei dieser Schilderung im Sinne habe, und zugleich mit mir und andern Verehrern Rosenmüllers, die sich durch ein herzliches Lächeln äußernde stille Fröhlichkeit des ehrwürdigen Vaters freudig bemerkte.

Ein Mann von dem Sinne, wie Rosenmüller, war in der That aller Menschen Freund. Gleichwohl aber setzte ihn die Vorsehung mit einigen seiner Zeitgenossen in eine solche Verbindung, daß sich sein für Freundschaft empfängliches Herz ganz nahe an sie anschloß, und sie im engsten Sinne des Worts seine Freunde waren. Er

hatte deren mehrere in Erlangen und Gießen, unter welchen ich nur die verdienstvollen Hofräthe Harleß und Meusel, die Aerzte Isenflamm und Rudolph, den Geh. Kirchenrath, D. Seiler, den Senior Hufnagel in Frankfurt, (seinen ehemaligen Schüler und nachherigen Kollegen in Erlangen) nenne. Unter seinen Leipziger Freunden verdienen Zollikofer, Weiße und Dümon, (unter welchen selbst eine festgesetzte wöchentliche Zusammenkunft bestand) Morus, Müller, v. Blankenburg, Platner, Eck, und späterhin seine Amtsgenossen, Keil, Wolf, Enke, Bernhardi, Jaspis, Goldhorn u. a., und sein Hausfreund Plato genannt zu werden. Eine unvergeßlich rührende Scene ist es mir, die ich einst bei einem freundlichen Male im Rosenmüllerschen Hause sah, wie der Greis Rosenmüller seinem neben ihm sitzenden Freunde dem zitternden Greise Weiße die Speisen selbst vorschnitt! Alle seine alten Leipziger Freunde mußte Rosenmüller vor sich zu Grabe tragen sehen. Mit welcher Innigkeit weihte ihnen sein Herz in seinen religiösen Vorträgen ein kleines Denkmal der Liebe und Freundschaft, besonders seinem Morus, und Müller, welcher bis an seinen Tod nur selten versäumte ein aufmerksamer Zuhörer der Rosen-

müllerschen Predigten zu seyn *), und dem frommen Bernhardi! Auch außerhalb Leipzig lebten edle Männer, mit denen sein Herz durch die Bande der Freundschaft sich innigst verbunden fühlte, der geistvolle, helldenkende, redliche Schmidt, (jetzt Kirchenrath und Prälat in Ulm) welcher Rosenmüllern nach Leipzig begleitete, und ein Jahr als Freund bei ihm blieb; ein Teller, (in Berlin) ein Junckheim, der bis an seinen Tod einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm unterhielt, und im J. 1787 nach seiner Rückkehr von einer nach Erlangen gemachten Reise, und einer dort gehabten angenehmen Unterhaltung, wobei man sich auch Rosenmüllers freundlich erinnert hatte, an ihn schrieb: „Es thut mir immer noch sehr weh, daß ich Ihr Angesicht nicht gesehen habe"; ein Reinhard, dessen Briefe an Rosenmüller voll von den herzlichsten Versicherungen der Freundschaft sind.**) Auch Reinhards

*) Blicke auf Müllers Leben, S. 49.

**) Am 27. August 1794 schrieb er unter andern: „Wir (er und seine Gemahlin) rechnen die Tage, welche wir bei Ihnen, und im Umgange mit Ihnen zugebracht haben, zu den angenehmsten unsers Lebens, und — desto dankbarer bin ich für meine Person, wenn ich mich daran erinnere, wie wohl es

würdiger Nachfolger, unser allverehrter Ammon, war Rosenmüllers Freund. Die Minister v. Wurmb und Zedwitz schenkten ihm ein freundschaftliches Vertrauen, welches ihre Briefe an ihn beweisen. Die innigste Verehrung und Freundschaft für unsern Rosenmüller hegte auch die Gräfin von Stollberg, auf deren Bitten er selbst einmal eine Reise nach Stollberg machte, wo er in dem Hause dieser edlen Gräfin die liebevollste Aufnahme fand. Der Generalsup. Sonntag war vor seiner Anstellung in Riga im Rosenmüllerschen Hause Lehrer gewesen; und auch nach seiner Entfernung von Leipzig dauerte die freundschaftliche Verbindung, in der er mit diesem Hause gestanden hatte, fort.

meinem Herzen that, mit Ew. ꝛc. frei und ohne alle Zurückhaltung sprechen zu können. Freilich ist der Wunsch in mir geblieben, daß es möglich seyn möchte, Ihnen näher zu seyn, und einen solchen Genuß öfter zu wiederholen. Allein ich bescheide mich; man muß nicht zu viel verlangen; es war schon Wohlthat für mich, wenigstens ein Paar Tage in Ihrer Gesellschaft zuzubringen.“ — In einem frühern Brief schreibt er: „Ich müßte weder die Verdienste Ew. ꝛc., noch die Bedürfnisse unsers Zeitalters und unsers Vaterlandes insbesondere kennen, wenn ich den Wunsch, daß Gott Sie zum Besten der Universität, und zur Ehre der Religion noch recht lange erhalten, und Ihnen das dauerhafteste Wohlsein schenken wolle, nicht unterhalten, und Gott um die Erfüllung desselben bitten wollte.“

Mit welcher Verehrung das Herz eines Rosenmüllers bis zu seinem letzten Athemzuge für Sachsens geliebten, und wegen seiner Gelehrsamkeit, Gerechtigkeit und Weisheit hoch gefeierten König schlug, das darf man wohl diejenigen nicht erst versichern, die wissen, welchen reinen und warmen Verehrer diese erwähnten Geistes- und Gemüthseigenschaften, sie mochten von der Hütte oder vom Pallast aus ihren wohlthuenden stillen Glanz ausstrahlen, in Rosenmüllern fanden. Dinters treffliche Predigt an einem Sonntag, auf welchen der Geburtstag dieses geliebten Königs fiel, gehalten, gewährte ihm noch in seinen letzten Tagen einen schönen Genuß, für welchen er dem Freund, der ihm dieselbe zuschickte, innigst dankte.

Das, was man religiösen Sinn im vollständigsten und würdigsten Sinne des Worts nennt, war einer der unverkennbarsten Züge im Charakter Rosenmüllers. Seine Religiosität war weder Bigotterie noch Frömmelei, sondern der durch festen Glauben an eine Vorsehung und ewige Fortdauer des Geistes bekräftigte fromme Sinn und Wandel. In allen Ereignissen der Zeit sah er weise und väterliche Zulassungen oder Fügungen der Vorsehung, die ihren großen Zweck nie verfehle; daher seine demuthvolle Ansicht des durch ihn gewirkten

Guten, als Segnung der Gottheit; daher seine fromme Ansicht aller ihm zu Theil gewordenen Lebensfreuden, als Geschenke dieses guten Vaters; daher seine kindliche Unterwerfung unter Gottes Willen in allen Lagen seines Lebens, seine Gottergebenheit bei traurigen Ereignissen, wie die Abnahme seines Gehörs, und besonders der Tod seiner edeln frommen Gattin, die mit ihm alle Freuden des Lebens, aber auch die häuslichen Sorgen theilte; daher sein unerschütterliches Gottvertrauen, und sein tröstender und erfreuender Blick in die Zukunft diesseit und jenseit des Grabes, die sich nicht nur in seinen religiösen Vorträgen, sondern auch in seinem, am Schlusse der Angabe seiner Schriften schon erwähnten Liede, so rührend aussprechen. Sehr weh that es allerdings seinem frommen Herzen, daß er zweimal, im J. 1806. 26 Monate lang, und im J. 1813. 17 Monate lang, seine, ihm werthe Thomaskirche, zum Hospital der Krieger genommen sah, während welcher Zeit der Gottesdienst dieser Kirche in der Peterskirche, und nach der Wegnahme dieses Andachtshauses zu gleichem militärischem Zweck, in der einzigen, der Stadt Leipzig zum gottesdienstlichen Gebrauch gebliebenen Nikolaikirche gehalten werden mußte. Aber bei seinem religiösen Glauben wußte er sich auch über diese, dem Greise, dem eine lange Ge-

wohnheit selbst gewisse heilige Plätze so theuer und unentbehrlich gemacht hatte, doppelt empfindliche Störung, zu trösten; und er predigte auch, wenn ihn die Reihe traf, in der fremden Kirche mit gewohnter Amtsfreudigkeit. Daß ein Mann, dessen innere Religiosität sich durch jedes seiner Worte, durch jede seiner Handlungen ausdrückte, auch ein Beispiel der äußern Religiosität war, läßt sich schon vermuthen. So lange es ihm sein Gehör oder sein Amt gestattete, versäumte er selten die Nachmittagspredigt zu besuchen, die gewöhnlich einer seiner Kollegen hielt. Mehrere Maie im Jahre feierte er mit innigem Andachtsgefühle das Nachtmal Jesu. Ueberhaupt giebt Rosenmüller einen sprechenden Beweis, in welchem traulichen Bunde ein heller aufgeklärter Geist mit einem edeln und wahrhaft frommen Herzen stehen könne. Dieser Mann, dessen Antlitz die schönste Seelenruhe ausdrückte, war nicht nur immer von dem zartesten Gefühle bewegt, sondern konnte auch zuweilen von Empfindungen überwältigt werden. Fast nie konnte er das Evangelium am zweiten Ostertage von der Kanzel vorlesen, ohne daß ihm bei den Worten: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, die hellen Thränen über die Wangen flossen.

Hatte denn aber Rosenmüller gar keine Fehler und Schwächen? In seinem mehrmals angeführten Liede, legt der edle Mann, bei dem dankbar stillen Rückblick auf seine Kindheit, selbst das Geständniß ab:

„Ach! oft vergaß ich meine Pflicht!
Sie standhaft zu erfüllen,
Gebrach es mir an Willen nicht:
Doch bei dem besten Willen
War schwach das Fleisch; ich that oft nicht,
Was mir gebot die strenge Pflicht.
Mit Thränen rief ich, Herr, zu dir:
Ach! laß mich nicht erliegen
Dem Reiz der sinnlichen Begier;
Ach, hilf mir kämpfen, siegen!
Du standst mir in Versuchung bei;
Durch dich blieb ich vom Falle frei.“

Ich glaube es wagen zu dürfen, Jeden, der ihn während seines Wirkens in Leipzig kannte, zu fragen: Wer kann eine Handlung aus Rosenmüllers Leben anführen, aus welcher sich nur mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit auf Amtsvernachlässigung, auf Eigennutz oder Stolz, oder Rachsucht, oder Rechthaberei, oder Streitsucht, oder Unredlichkeit, oder Ungerechtigkeit, oder Ausschweifung in irgend einer Art des Genusses, oder

auf

auf einen andern nahmhaften Fehler schließen ließe? Ich glaube mit völliger Ueberzeugung meines Herzens behaupten zu dürfen: wer nicht darauf ausgeht, das wahrhaft Moralisch-Schöne und Edle zu beflecken, der kann in keiner dieser Rücksichten Rosenmüllern einer Sünde zeihen. Daß er wie jeder andere Sterbliche gegen fehlerhafte Neigungen auch kämpfen mußte, das beweist schon die ausgehobene Stelle aus seinem Liede, das beweist das wahrhaft menschliche Urtheil, welches er in seinen Lehrbüchern und religiösen Vorträgen über die unwillkührliche Entstehung unlauterer Gedanken und Neigungen fällt. Aber sein gebildeter Geist, sein frommes Herz, sein glückliches Temperament erleichterten ihm den Sieg in jedem Kampfe, so daß der bejahrte Mann gewiß noch mehr als der Jüngling, das dankbare Geständniß gegen Gott ablegen konnte:

Du standst mir in Versuchung bei;
Durch dich blieb ich vom Falle frei.

Aber ungeachtet dieser Unbescholtenheit des Wandels fehlte es doch auch dem ehrwürdigen Rosenmüller nicht an Gegnern, und unter diesen auch wohl nicht an einem Satansengel, (das ist Schirmvoigt, Apologeten und Liebhaber des Teufels) der ihn mit Fäusten schlug. Fast keine einzige seiner

neuen Anordnungen und Einrichtungen blieb unangefeindet. Ich glaube es mit Stillschweigen übergehn zu dürfen, daß in den ersten Wochen nach seiner Ankunft einer seiner damals lebenden ältern Kollegen, der in dem frommen Rosenmüller einen gefährlichen Neologen ahnete, sich veranlaßt fühlte, mehrere Wochen hindurch in den ihm zukommenden Wochenpredigten den Text: Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, zur Grundlage seines Vortrags zu machen. Ich habe diese Predigten nicht gehört; aber Ohrenzeugen haben mich versichert, daß die Tendenz derselben keinem aufmerksamen Zuhörer ein Räthsel habe bleiben können.

Die von Rosenmüller veranlaßte Abschaffung des Wandelglöckchens und des Evangeliumabsingens, so wie die Abnahme der Glocke vom Cymbelbeutel, und dessen Herumtragen vor der Predigt, schien man am wenigsten übel aufzunehmen; aber schon seine über einen freien Text, und nicht über die gewöhnliche Perikope gehaltene Antrittspredigt gab man für eine bedenkliche Neuerung aus, und das außer Gebrauch gesetzte Meßgewand schien doch einen oder den andern stillen Seufzer zu veranlassen, der sich auch wohl in eine laute Klage aussprach, da, wo man in dieser Be-

Kleidung einen dem gemeinen Mann heilige Ehrfurcht einflößenden Priesterornat sahe. Größer noch war der Stein des Anstoßes, den mancher (nicht von den Laien) an dem Exorcismusbann nahm. Claudius erzählt *) einen hierhergehörigen Vorfall, welchen er selbst als Augenzeuge erlebt zu haben versichert, wie ein heimlicher Gegner Rosenmüllers bei einem Besuche, den er einer Wöchnerin machte, diese zu überreden suchte, ihr Kind mit dem Exorcismus taufen zu lassen, und wie er nun diesem Wunsch eine Erzählung beifügte von einem ohne Exorcismus getauften Kinde, das schon im zweiten Monate seines Lebens einen halsstarrigen Sinn verriethe, den man für nichts anders, als für die Quaal des in diesem armen Geschöpfe sitzen gebliebenen bösen Geistes halten könne, der auch nicht ehe zum Weichen gebracht werden würde, als bis das arme Kind nach erhaltenem Unterricht in der reinen Lehre zum heiligen Abendmal gegangen wäre, u. s. w.

Noch heftigere Anfeindungen fand die von Rosenmüller eingeleitete allgemeine Beichte. Hier konnte der Widerspruch aus sehr verschiedenen Quellen entspringen. Mancher übrigens ach-

*) Tageblatt No. 93, S. 370.

tungswerthe Geistliche konnte nach seiner Ansicht die Privatbeichte wirklich für vorzüglicher halten, als die allgemeine *), mancher konnte nicht ohne Grund eine Schmälerung seines Einkommens befürchten, in Ansehung dessen doch der Geistliche zum Theil an den Beichtstuhl gewiesen ist. Andere sahen vielleicht auch in der Verwandlung der Privatbeichte in die allgemeine einen allmähligen Anlaß zur Verminderung priesterlichen Ansehns; und noch Andern war die alte Einrichtung aus lieber Gewohnheit theuer und werth, und die neue schien ihnen vielleicht eine gefährliche Neologie, oder ein nachtheiliger Eingriff in die gehei-

*) So erschien im J. 1787 in Leipzig bei Böhme eine Schrift unter dem Titel: Erläutertes Nein, auf die Frage: ob einer mit gutem Gewissen zur Abschaffung des Beichtstuhles, wie er bisher in unserer evangelisch-lutherischen Kirche üblich gewesen, rathen und helfen könne? zur Antwort ertheilet von T. H. Schubert, Prediger zu St. Michael in Hamburg. Im J. 1738 in Hamburg gedruckt: aufs neue übersehen und herausgegeben von Dr. Carl Christian Degenkolb, Archidiac. zu St. Nicolai in Leipzig. 24 S. 8. Als Gegenschrift erschien im folgenden Jahre zu Berlin: Erläutertes Ja, oder Beweis, daß es eines protest. Lehrers Pflicht und Gewssen erforderee, christliche Aufklärung zu befördern. Mit dem Motto: Saul! Saul! warum verfolgst du mich? 46 S. 8.

ligte Religion selbst. Doch die für den ehrwürdigen Rosenmüller aus dieser beabsichtigten Reform hervorgegangenen Kränkungen und Verunglimpfungen dürfen hier, zum Troste für diejenigen, die sich auch bei ihren gutgemeinten Absichten verkannt und angefeindet sehen, nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden. Nachdem Rosenmüller im J. 1788, nach jener, von Vielen so zweckmäßig gefundenen Beichthandlung des Militärs, auch einigen Studirenden ihr Gesuch um die allgemeine Beichte gestattet hatte: so erschien in einer damals vom jetzigen Hofrath Becker herausgegebnen Zeitung (St. 12.) ein von unbekannter Hand eingesendeter Aufsatz, worin von dieser Beichthandlung empfehlend gesprochen, und eine allgemeine Einführung einer solchen Beichteinrichtung gewünscht wurde. Bald darauf erhielt Rosenmüller von dem würdigen Herausgeber des erwähnten Blatts, einen an Becker gerichteten anonymen Brief, welcher voll der heftigsten Invectiven gegen Rosenmüller war. Nachdem der Briefsteller dem Hochedelgebornen Herrn Herausgeber, dem Herrn Hofrath Becker, wegen der vielen Lügen, die der Hochedelgeborne Herr in seinem Blatte aufgenommen, nachdrücklich den Text gelesen hat, kommt er auf den vorhin erwähnten

Aufsatz, den er ebenfalls in diese Kategorie setzt. Hierauf fährt er fort: „es soll mich die Mühe nicht verdrießen, Ihnen des Dr. Rosenmüllers, sein Verfahren bei der allgemeinen Beichte zu erzählen. Ich habe genaue Nachricht; denn ich ließ sogleich, als die Sache geschehen war, den Küster zu mir kommen, u. s. w.“ Seine Erzählung läuft nun darauf hinaus, 142 Studenten wären zur allgemeinen Beichte zusammengejagt worden; „den Sonnabend,“ heißt es weiter, „kommen denn die Studenten wie die Schweine aus dem Kollegio, werfen ihre Bücher und Mappen in der Sakristei auf den Tisch, und nun geht die Beichte vor sich, so wie Sie es geschrieben haben.“ Nach manchen andern hämischen Insinuationen fährt der animose Schreiber fort: „Nun frage ich Sie, oder vielmehr Ihren Freund: haben Sie, mein Herr, einen Begriff vom jure canonico? Wissen Sie, was ein Superintendent vor Rechte hat? — Und überhaupt ist Rosenmüller ein Mann, der den größten Starrsinn, die größte Unhöflichkeit besitzt, und kein judicium hat. Man kann einmal auf seinen Leichenstein setzen: hic jacet etc. Er hat neulich ein Gebet vorgelesen, außer dem ordentlichen Kirchengebete, ohne das Konsistorium zu befragen; es ist ihm

untersagt *) worden; dennoch hat er es wieder gethan; ist das nicht Starrsinn?“ — Auch als ein Mann ohne Kopf wird der wackre Rosenmüller genannt, weil er den Teufel in Rücksicht der Besessnen geleugnet hätte. Den Beschluß dieses Schmähschreibens macht die dem Herrn Hofrath Becker gegebene Warnung, künftig keine dergleichen Lügen in seine Zeitung aufzunehmen, mit der beigefügten vornehmen Drohung: „mein Wirkungskreis erstreckt sich weiter, als Sie vielleicht vermuthen; es könnte vielleicht keine allzu gute Folgen für Sie haben. Ich bin biß jetzt noch Ihr Sie warnender *** de *****.“

Daß solche verläumderische und gehässige Ausfälle für das Herz Rosenmüllers kränkend seyn mußten, wird Jeder fühlen. Rosenmüller gab den Bitten eines seiner Verehrer, eines jetzt angestellten Predigers in der Niederlausitz nach, daß er diesen Brief mit einer Widerlegung abdrucken lassen dürfe. **) Noch andere Anfechtungen, welche

*) Welche Behörde hat je einem Prediger untersagt, auf der Kanzel mit eigenen Worten zu beten, wenn er nur das vorgeschriebene Kirchengebet nicht abzulesen unterläßt?

**) Abdruck und Beantwortung eines an den Herrn Rath Becker in Gotha eingesandten ehrenrührigen Schrei-

Rosenmüllern, der Beichtreform halber, späterhin noch trafen, veranlaßten ihn endlich zu dem früher schon erwähnten Entschluß, den Beichtstuhl gänzlich aufzugeben. Diesen Entschluß machte er auch am Johannistage des Jahres 1792, als er nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit, welche an seinem Aufkommen zweifeln ließ, seine erste Predigt wieder hielt, öffentlich bekannt. Als Grund zu diesem Entschlusse, der vielen seiner Freunde schmerzhaft war, führte der edle und schonende Rosenmüller Uebermenge seiner Arbeiten und seine geschwächte Gesundheit an. Claudius (a. a. O.) schlägt das Opfer, welches der uneigennützige Rosenmüller dadurch brachte, auf die jährliche Summe von 800 Thalern an, wofür ihm, der Verfassung gemäß, die Schadloshaltung ward, den Ertrag der für das Aufgebot zu entrichtenden Stolgebühren, welche, im Fall der Superintendent den Beichtstuhl beibehält, die sämmtlichen Prediger der Kirche unter sich theilen, allein zu ziehen. Auch die Einführung des neuen Gesangbuchs zog dem

bens, den Herrn Dr. Rosenmüller in Leipzig betreffend. Leipzig 1788, in Commission in Täubels Buchdruckerei. Der Verfasser der Widerlegung meint es gut, aber er ist weitläuftiger, als es die Widerlegung eines elenden Machwerks nöthig machte.

würdigen Rosenmüller manche Unannehmlichkeit zu. Wenn die Ausstellungen, welche der (jetzt auch schon verstorbene) Verfasser der Kritik über daſselbe gegen dieses Buch machte, auch ihn unmittelbar nicht trafen, so that es doch seinem Herzen weh, daß die schwachen Gemüther, die nicht selbst den wahren Gehalt jeder, an einem Liede gemachten Ausstellung zu würdigen im Stande sind, durch manche Aeußerungen in dieser Schrift leicht gegen das ganze Buch mißtrauisch gemacht werden könnten. Indessen er wußte sich durch Erinnerung an ähnliche Schicksale, die das Zollikofer'sche, Berlinische und andere neue Gesangbücher und ihre Beförderer erfahren hatten, bald zu beruhigen. *)

Obgleich ein Reinhard (am 10. Februar 1793)

*) Die dem Zollikoferschen Gesangbuch bei seinem ersten Erscheinen vorgedruckte Vorrede mußte unterdrückt, und der anfangs gewählte Titel umgedruckt werden. Dr. Georgi in Wittenberg schrieb, einverstanden, wie man sagte, mit einem andern dortigen Professor der Theologie, Dr. Weikmann, in dem Pfingstprogramm der Universität, gegen das neue Gesangbuch, und stellte Zollikofern als einen Socinianer, Weiße als einen Kryptokalviniſten dar. S. Chr. Fel. Weiße's Selbstbiographie Leipzig 1806. S. 119. ff. Und wem sind die Motionen eines Brumbey und Consorten gegen das Berliner Gesangbuch unbekannt?

an Rosenmüller schrieb: „die Einrichtung der Freischule in Leipzig hat meinen ganzen Beifall, und ich wünsche der Stadt zu diesem trefflichen Institute von Herzen Glück; auch um diese Anstalt haben Ew. Hochw. große Verdienste; Gott segne Sie dafür!“ und obgleich er im folgenden Jahre, bei dem Besuch, mit welchem er diese Anstalt beehrte, dieses Urtheil wiederholte, und auch späterhin einige Lehrer dieser Schule nach Dresden zu ziehen suchte, so hatte doch, auch dieser Anstalt wegen, Rosenmüller viel zu leiden. Im Auslande ist jedoch, wie gewöhnlich, durch die alles entstellende Sage alles Vorgefallene noch mehr vergrößert worden. Die Gegner dieser Anstalt, welche bei dem in dieser Schule ertheilten Religionsunterricht die dogmatischen Subtilitäten vermißten, die schon Luther in seinem kleinen Kathechismus unberührt läßt, gegen deren Gebrauch im Volksunterricht schon Melanchton sich ausdrücklich erklärt, und die auch in Uebereinstimmung mit diesen Männern, Rosenmüller, Keil und andere helldenkende Theologen in Volksschulen nicht an ihrem rechten Ort finden, sahen diese Anstalt für eine der Religion gefährliche Schule an, und wünschten daher ihre Unterdrückung, und mehrere unter ihnen meinten: „sie thäten Gott einen Dienst daran.“ Man

führte also nicht blos aus dem Zusammenhange gerissene Stellen aus den, von Lehrern dieser Schule herausgegebenen Schriften zum Beweise jener Behauptung an, sondern man ließ sogar in den Sonntagsstunden gehaltene Katechisationen nachschreiben, und reichte diese unrichtig nachgeschriebenen Vorträge den Behörden ein. Doch der helldenkende und wahrheitsliebende Rosenmüller, in Verbindung mit seinem, in dieser Rücksicht ihm ähnlichen Kollegen, Dr. Keil, lenkten durch ihre unpartheiischen Gutachten diese Sache zu einer Entscheidung, bei welcher die Gegner der Schule ihren Zweck nicht erreichten. Späterhin gab eine von einem Predigtamtskandidaten vor seiner Anstellung zu seinem neuen Amte im Thüringschen in der Freischule gehaltene Probekatechese,*) in welcher einige Antworten eines Knaben unbestimmt, oder den Lehrbegriff der Kirche widerstreitend gefunden wurden, zu einer von der höchsten Behörde anbefohlnen Untersuchung Veranlassung. Diese endigte mit der schon vorhin erwähnten für die Freischule, nach

*) Nach einer Verfügung des Leipziger Konsistoriums mußten sonst die zu Predigt- und Schulämtern berufenen und vor diesem Konsistorium zum Examen sich stellenden Kandidaten, im Beiseyn eines geistlichen Konsistorialassessors eine Probekatechisation in der Rathsfreischule halten.

Dr. Wolfs Zeugnisse sehr ehrenvoll ausgefallnen öffentlichen Prüfung. Seit jener Zeit verstummten die Gerüchte, die man von dieser Schule zu verbreiten suchte, ziemlich. Nur noch im Jahr 1802 suchte man das Gerücht zu verbreiten, ein Lehrer habe in einer sonntäglichen Katechisation behauptet, Jesus sey ein bloßer Mensch gewesen. Der ehrwürdige Rosenmüller giebt darüber*) folgenden Bericht: „Es ist mir nicht gelungen, den Urheber dieses Gerüchts zu erforschen. Indessen habe ich die Sache genau untersucht. Ich habe die Katechisation, welche nach dem einstimmigen Zeugniß der dabei gegenwärtigen Lehrer und Zuhörer, wörtlich so gehalten worden ist, wie sie der Verfasser koncipirt hat, gelesen. Ich habe einen meiner Herren Kollegen gebeten, dieselbe genau und unpartheiisch zu prüfen. Er erfüllte meine Bitte und versicherte, daß er diese Beschuldigung falsch befunden habe, daß in der ganzen Katechisation nichts enthalten sey, woraus gefolgert werden könne, daß Jesus von dem Verf. für einen bloßen Menschen erklärt werde, und daß er bereit sey, solches vor Jedermann, wenn er auch gerichtlich befragt werden sollte, zu bezeugen."

*) Vorbericht zu seiner Predigt: über das Reich Jesus.

Mit welchem Eifer Rosenmüller auch die Gründung der Bürgerschule betrieb, ist schon oben erwähnt worden. Die ebenfalls dort angezogene Stelle der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigt, ward aber von Einigen mißverstanden, und man fand Bedenken, den Druck dieser Predigt in Leipzig zu gestatten. Sie ward also in Halle gedruckt, und in Leipzig bei dem Buchhändler Barth in vielen Exemplaren verkauft. Indessen ohne gänzliche Unterbrechung der Gemüthsruhe Rosenmüllers gingen doch alle diese Anfeindungen seiner Person und der von ihm beförderten und geliebten Anstalten nicht hin.

Ganz andrer Art war der Widerspruch, den er von einer andern Seite her in Beziehung auf einige, in einer seiner Schriften vorgekommene Aeußerungen fand. Hier erscheint sein hochachtungswürdiger Tadler auch zugleich als sein großer, aufrichtiger Lobredner. Es war dies der im Jahr 1792 verstorbene gelehrte und fromme und um die evangelische Bürgergemeine hochverdiente Bischof Spangenberg. Doch der Brief, welchen Spangenberg an Rosenmüller schrieb, ist zu interessant, als daß ich mich enthalten könnte, ihn hier ganz wörtlich abdrucken zu lassen:

Hochwürdiger und Hochgelahrter Herr,

Besonders Hochgeehrtester Herr Doktor und Superintendent!

Der Inhalt dieses meines geringen Schreibens wird mich, in Absicht auf die Freiheit, die ich mir, als ein Unbekannter, nehme, ihre Geschäfte zu unterbrechen, hoffentlich entschuldigen. Drum will ich gleich zur Sache gehen.

Ew. Hochwürden haben ein Tractätchen herausgegeben unter dem Titel: Ueber dogmatische und moralische Predigten, wie auch über Luthers kleinen Katechismus, nebst Auszug einer Predigt über 1 Cor. 2 v. 1. 2. Dieses Traktätchen ist mir zu Händen gekommen, und ich habe es mehr als einmal mit Aufmerksamkeit gelesen, und weil Sie Sich in demselben über verschiedene Punkte, die mir sehr wichtig sind, deutlich geäußert haben, so giebt mir dieses eine Veranlassung, mich darüber mit Ihnen, doch mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig zu unterhalten. Will Ihnen aber zu dem wichtigen Amte, welches Ihnen ohnlängst anvertrauet worden, zuvörderst von Herzen gratuliren. Gott unser Heiland, der Sie aus Gnaden würdiget, einen so wichtigen Posten zu bekleiden, rüste Sie aus mit seinem Geist und Gaben, da-

mit Sie der evangelischen Kirche viel nützliche Dienste thun mögen.

Wenn ich aber auf Ihr Traktätchen komme, so muß ich Ihnen zuvörderst bezeigen, daß wir, die evangelischen Brüder, keinen Antheil an der von Ihnen darin angezeigten Veranlassung dazu, haben. Wir haben zu keiner Zeit etwas, das einen Bezug hätte, auf die unter den Theologen unserer Zeit obschwebenden Controversen, in das Leipziger Intelligenzblatt einrücken lassen, und würden noch viel weniger Ihnen solches zugeschickt haben. Damit will ich aber nicht sagen, daß wir, als Mitglieder der evangelischen Kirche, dabei gleichgültig wären, wenn wir hören und lesen, was in unsern Tagen für wunderliche Dinge geredet, geschrieben und gedruckt werden. O Nein! davor wolle uns Gott der Herr bewahren! Wie könnte jemand, der Jesum Christum lieb hat, kaltblütig dabei seyn, wenn ihm Dinge für die Augen kommen, die den klaren und unwidersprechlich deutlichen Worten der heiligen Schrift entgegen stehen?

Wenn Paulus sagt: So auch wir, oder ein Engel vom Himmel, euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch geprediget haben, der sei verflucht; wenn es weiter heißt: wie wir jetzt gesagt haben, so sagen wir auch abermal: So

jemand euch Evangelium prediget, anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht; und man siehet dann, daß sich gleichwohl Leute erfrechen, anders zu predigen, und zu lehren, und zu schreiben; wie kann man denken, daß sie der heiligen Schrift glauben? Daß wir aber bisher mit keinen Streit-Schriften dagegen angegangen sind, das kömmt nicht daher, als wenn es gleichviel wäre, ob das Evangelium Gottes von seinem Sohne Jesu Christo lauter und rein vorgetragen würde, oder nicht; sondern die wahre Ursache ist diese, daß wir zum voraus sehen, es werde eine vergebliche Arbeit seyn. Denn wo sind die Gelehrten, wo sind die Theologen, die sich bedeuten ließen, wenn sie einmal was geschrieben haben; wenn es ihnen auch noch so deutlich dargethan wird, daß ihre Aeußerungen der heiligen Schrift nicht gemäß sind? Dazu aber haben wir uns verbunden erachtet, in der Idea fidei fratrum, oder dem kurzen Begriff christlicher Lehre in den evangelischen Brüdergemeinen, aller Welt vor Augen zu legen, daß wir über der Lehre unsers Herrn Jesu Christi und seiner Apostel und Propheten, durch seine Gnade veste halten. Weil auch, nach der Erinnerung des gottseligen Theologen, Johann Arnds, die Wahrheit nicht sowohl durch Disputiren, als durch Gebet und

Fle-

Flehen erhalten wird; so bekenne ich mich dazu getrost, daß unser Gebet darauf gerichtet ist. Gott dem Herrn ist es bekannt — daß ich nur von mir, dem Geringsten unter meinen Brüdern, ein Wort sage — wie oft ich zu ihm geflehet habe, daß er selbst dem Uebel steuern, und sich zu seinem Worte bekennen wolle.

Hiernächst kann ich Ihnen nicht unbezeugt lassen, daß mir einige von Ihren Aeußerungen im besagten Traktätchen besonders lieb gewesen sind. Sie sagen z. E. S. 49: „Der christliche Lehrbegriff, insofern er biblisch ist, und sich auf klare Aussprüche Jesu und seiner Apostel gründet, muß stets unveränderlich beibehalten werden, sollte es wenigstens — wenn es auch nicht immer geschieht.“ Desgleichen S. 38: „Die christliche Religion — ich denke, Sie meinen die Lehre, wie sie in den Schriften der Evangelisten und Apostel enthalten ist — ist göttlich, und soll stets unveränderlich beibehalten werden.“ Das ist recht; denn Petrus sagt: Alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen: aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter euch verkündiget ist — das ist das Evangelium.

Von gleicher Art ist, was ich S. 32 finde: „Rechtschaffene Lehrer werden stets Glaubenslehre und christliche Moral verbinden.“ Desgleichen S. 16. „Die Glaubenslehren müssen durchaus praktisch vorgetragen werden, d. h. ich muß jederzeit meinen Zuhörern hinlänglich Anweisung geben, wie sie die Glaubenslehren zur Besserung, zur Erweckung und Bevestigung im Guten, zum Trost und zur Beruhigung — ich setze hinzu, zur Dankbarkeit — anwenden sollen.“ Das ist ganz nach dem Sinn der evangelischen Brüder, und so suchen Sie, durch Gottes Gnade, alle Ihre Vorträge einzurichten. Denn wer weiß nicht, daß Christus und seine Jünger nie anders gelehrt haben?

Ew. Hochwürden erinnern weislich S. 13, daß sich der dogmatische Vortrag der christlichen Glaubenslehren mit den Definitionen, Kunstwörtern und scholastischen Bestimmungen, die man in den meisten Compendiis antrifft, auf die Kanzel und zum öffentlichen Vortrage nicht schicken. —

Das habe ich schon eingesehen, als ich vor 65 Jahren in Jena studirte, und dem seligen Dr. Ioannes Franciscus Buddeus in seiner Bücherarbeit und Korrespondenz zur Hand war. Der Sup. und Prof. Theol. Dr. Weisenborn legte damals noch

des Königs Compendium zum Grunde seiner Prälectionen, und weil das methodo causali geschrieben war, und seine auditores ihren Vortrag in Predigten darnach richteten, so war das oft etwas erbärmliches.

Bei den evangelischen Brüdern ist das außer Streite, daß man die Heilswahrheiten so vortragen müsse, daß sie Hans hinter der Thüre, nach Lutheri Ausdruck, verstehen möge. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die Ideam Fidei Fratrum zuzuschicken, mit der Bitte, sie als ein kleines Präsentchen von mir in Liebe anzunehmen. Wird Gott Ihr Herz geneigt machen, dieselbe mit Bedacht zu lesen — woran ich nicht zweifle — so werden Sie finden, daß wir damit, daß wir die unbiblische Terminologie vermeiden, der Wahrheit nichts vergeben.

Nun aber finde ich noch etwas in Ihrem Traktätchen, darüber ich mich ein wenig deutlich machen muß. Sie sagen S. 34: „Paulus hat es gewiß nicht für nöthig erachtet, in allen seinen Vorträgen von Jesu Blut und Wundenhöhlen, von Jesus im Herzen ꝛc. zu reden. Es wundert mich, daß ihn Andächtler noch nicht darüber getadelt haben, daß er nicht auch ihre heilige Sprache führt ꝛc.“

und S. 71 heißt es: die Worte Pauli: Ich hielte mich nicht dafür, daß ich etwas wisse unter euch, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten, sind von gar vielen, zwar aus guter Meinung, aber mehr zum Schaden, als zum Vortheil des thätigen Christenthums gemißdeutet worden, und werden noch immer von vielen irrig verstanden, als ob nehmlich der Apostel nur immer von Jesu Leiden, Blut und Wunden gepredigt, und diese Lehre in allen seinen Vorträgen wiederholt, oder von verschiedenen Seiten vorgestellt hätte. ꝛc.

Lieber Herr Doctor! lassen Sie mich einmal, mit Hintenansetzung aller Ceremonien, so herzvertraulich mit Ihnen reden, als ob ich mit meinem grauen Kopf neben Ihnen säße, und Sie bei der Hand faßte. Wenn Sie einen Mann vor Sich hätten, der ganz übernommen wäre von der Liebe Jesu, der sich für uns in die grausamste Marter und den schmählichsten Kreuzes-Tod, Gott zu einer Gabe und Opfer und einem süßen Geruch — daß ich mit der Bibel rede — hingegeben; einen Mann, der in der Erfahrung lebte, der Worte: an Jesu Christo haben wir die Erlösung durch sein Blut, nehmlich die Vergebung der Sünden; und der deswegen viel liebte, weil ihm viel vergeben worden; und wenn dieser Mann die Worte von

sich hören ließe: Ich kann und mag von nichts hören, und wissen, und reden als von Jesu Christo, und seiner Marter, und seinen Wunden, und seinem Tode, und seinem Blute, denn das hat mir das Herz genommen — würden Sie wohl denken: der Mann ist auf einem verkehrten Wege? Würden Sie nicht vielmehr bei Sich sagen: o! der Mann ist auf einem seligen Wege! Ach Gott! wäre ich doch auch so!

Das war aber der Fall mit den Brüdern, die ich seit dem Jahr 1727 genau kenne, und denen ich nun etliche und funfzig Jahr mit Freuden diene, und mich — das weiß Gott! — ihrer Gemeinschaft unwürdig schätze — Sie waren aus ihrem Sünden-Schlaf aufgeweckt worden; sie hatten um das Gewissen willen viel erlitten, sie standen in einem großen Ernst, dem Heyland gefällig zu werden; sie übten sich Tag und Nacht mit Fasten, und Beten, und Wachen; aber das Wort der Versöhnung war ihnen noch nicht so deutlich und so eindrücklich geworden durch den heiligen Geist. Da geschahe es aber, daß ihnen diese wichtige Sache seit dem Jahr 1734 mächtig zu Herzen drang; und sie wurden durch das Wort von Jesu Marter, Blut und Tod, mit Friede und Freude, und Liebe

erfüllt. Das war ihnen so wichtig, daß sie oft, sowohl in ihren Reden, als in ihren Liedern von nichts, als Jesu Leiden, Blut und Tode wissen zu wollen bezeugten. Das haben andere so genommen, als wenn ihnen alle andre Gotteswahrheiten wie Nichts wären. Daher kommt die Beschuldigung, die sich so fortschleppt, die aber gewiß keinen Grund hat. Mir ist nicht bewußt, daß man Jemand anders als den Brüdern dergleichen beimißt. Damit aber Ew. Hochwürden sehen, daß diese Beschuldigung keinen Grund habe; so will ich gebeten haben, in dem auch beigehenden Büchlein von der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden S. 90 u. f. und S. 46 u. f. zu lesen. Denn da ist von eben diesem Spruch: Ich hielt mich nicht dafür, daß ich ꝛc. und dessen Sinn ausführlich geredet worden.

Was den kleinen Katechismus Lutheri betrifft, von dem in Ihrem Traktätlein S. 52 u. f. geredet wird, so ist zwar nicht zu leugnen, daß eines und das andere in demselben fehlt, und daß einige Worte, die darin vorkommen, obsolet sind. Unterdessen ist es doch eine unvergleichliche Schrift, und ein kostbarer Schatz, und die Zeugnisse unserer Väter, die Leib und Leben, Gut und

Blut für die Wahrheit des Evangeliums gewagt haben — hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen — bleiben uns billig wichtig.

Was Sie Seite 57 urtheilen, daß es für die Zeit weder thunlich noch rathsam sei, den kleinen Katechismus Lutheri abzuschaffen oder zu verändern, das denken die evangelischen Brüder auch. Wir gebrauchen also denselben in unsern Schulen bei den Kindern, haben aber außerdem das ebenfalls beigehende Büchlein: Kurzer Inhalt der Lehre Jesu ꝛc. auch im Gebrauch, und finden solches von vielem Nutzen.

Ew. Hochwürden werden aus diesem meinen Schreiben und dessen Beilagen deutlich sehen, daß die evangelischen Brüder bei der ganzen Lehre Jesu und seiner Jünger und Propheten, wie sie durch Gottes Gnade der evangelischen Kirche anvertrauet worden, als treue Mitglieder derselben unveränderlich bleiben. Die christliche Moral, von der Sie Sich in Ihrem Traktätlein S. 21 deutlich und schön erkläret haben, wird Gottlob! — denn seiner Gnade ist es allein zu verdanken — in den Brüdergemeinen mit vielem Ernst getrieben, und alles wird auf die Glaubenslehren ge-

baut, Wir sehen also das, was Sie gegen die in dem Intelligenzblatt befindlichen Piecen erinnert haben, gar nicht so an, als wenn es uns gesagt wäre; denn wie ich oben bezeigt habe, so haben wir an jenen keinen Theil. Uns sind alle Lehrer der evangelischen Kirche, die sich des Evangelii Jesu Christi nicht schämen — es ist ja eine Kraft Gottes zu Seligkeit allen, die daran gläuben — gar theuer und werth, und weil das, wie Sie bezeugen, Ihr Sinn auch ist; so bitten wir uns Ihre Liebe aus, und versichern Sie der unsrigen von Herzen. Ich bin insonderheit mit dem Wunsch alles Wohlergehens

Ew. Hochwürden

in dem Herrn unserm Heilande

Herrnhuth, am 8ten May 1786.

ergebener und zum Gebet und zu Liebe verbundener Diener

August Gottlieb Spangenberg.

— Selbst dieser Brief spricht eine große Hochachtung aus, die der ehrwürdige Greis Spangenberg für Rosenmüller fühlte. Und solche

und ähnliche Beweise der Achtung erhielt der verdienstvolle Religionslehrer von mehrern Seiten her. Der den Wissenschaften zu früh entrissene gelehrte Abt Henke, der selbst, wie der allgemeine literarische Anzeiger *) berichtete, auch einen Gegner fand, dem wie einst dem Apostel Paulus ein Alexander der Schmidt viel Verdruß machte, **) unterließ nicht in seinem Archiv bei schicklichen Veranlassungen solche Anmerkungen einzustreuen, welche den würdigen Rosenmüller auch von der Hochachtung überzeugen konnten, die der im protestantischen Deutschland mit Recht so hoch verehrte Henke für ihn und seine Anstalten hegte. Probst Teller in Berlin setzte noch in seiner letzten, seinem Freunde Rosenmüller gewidmeten Schrift: Aelteste Theodicee ꝛc. ihm und der Freischule ein ehrenvolles Denkmal. Die bereits in diesem Aufsatze angeführten freundschaftlichen Briefe eines Junckheims, Reinhards und anderer verdienter Männer dienen zum Beweise

*) Jahrg. 1796, No. 24 u. 25. Jahrg. 1797, No. 62. und f.

**) 2. Tim. 4, 14.

der großen Hochachtung, mit welcher helldenkende Zeitgenossen Rosenmüllers Verdienste zu würdigen wußten. Kirchenpatrone wandten sich an ihn, und wünschten durch ihn passende Subjekte zu Lehrerstellen vorgeschlagen; Familienväter wünschten durch ihn einen geschickten Hauslehrer zu erhalten; Männer, wie der verdiente Hofrath Schütz (damals in Jena) ersuchten ihn, im theologischen Fache geschickte Männer, als Mitarbeiter an dem verdienstlichen literarischen Institute der Allg. Literaturzeitung vorzuschlagen. In allen diesen und ähnlichen Anträgen sah der thätige und bescheidne Rosenmüller Beweise des Zutrauens, die man ihm schenkte, und suchte die Aufträge nach Möglichkeit auszurichten, wenn sie ihm auch einige Zeit und Arbeit kosteten. Nicht weniger erfreuend für sein väterliches Herz waren die gerechten Glückwünsche, die er von seinen gelehrten Freunden wegen der Gelehrsamkeit seiner Söhne, und namentlich des ältesten derselben erhielt. Von der Achtung und Liebe, die der größte Theil von Vater Rosenmüllers (denn so nannten wir ihn zuletzt fast allgemein in Leipzig) Zuhörern in der Kirche und im akademischen Hörsaal, und viele der Leser seiner Schriften im In- und Auslande für ihn

hegten, erhielt er mehrere unzweideutige Beweise. Einmal ward ihm sogar von unbekannter Hand ein kleines Geldgeschenk (ich glaube es waren 5 Thlr.) aus Dankbarkeit für die bei einem seiner Zuhörer durch eine seiner Predigten bewirkte Erbauung zugeschickt. Ich erinnere mich dieses Umstandes nur dunkel aus einer darüber in der Leipziger politischen Zeitung ausgestellten Quittung. — Bei der Feier seines 76sten Geburtsfestes in dem J. 1810, in welchem er sein silbernes Amtsjubiläum feierte, überreichte ihm die dankbare Bürgerschaft Leipzigs ein Gedicht auf einem geschmackvollen Kissen, und das ehrwürdige Ministerium machte ihm mit seiner aus Marmor verfertigten geschmackvollen Büste *) ein Geschenk. Die Empfindungen der Geber sprach der würdige Dr. Enke bei dieser Gelegenheit in einer kurzen

*) Sie ruhet auf einem zwei Ellen hohen architektonischen Piedestal, welches mit der Inschrift:

Rosenmüllero
quintum Ephoratus Lipsiensis lustrum,
pie gratulantur
Sacrorum in urbe ministri
d. XII. Nov. CIↃDCCCX.

versehen ist.

Rede aus, welche mit seinem Vorwissen hier eine Stelle findet:

„Seyn Sie ehrerbietig willkommen hier in unserer Mitte, Hochwürdiger Herr Doctor und Domherr, Hochzuverehrender Herr Superintendent! am Morgen des für uns unvergeßlichen Tages, an welchem Sie vor 25 Jahren Ihr öffentliches Lehramt in unserer Stadt antraten, und an welchem uns insbesondere das Glück und die Freude ward, in Ihnen unsern hochachtungswürdigen und geliebten Ephorus zu verehren. Unser aller Herzen, die wir hier vor Ihnen versammelt sind, sind heute, in Rückblick auf diese unsere 25jährige Verbindung mit Ihnen, so voll Bewunderung der großen und mannichfaltigen Verdienste, die Sie Sich binnen dieser Zeit um Leipzigs Wohlfahrt erwarben, so voll innigen Dankes für die vielen Beweise Ihres schätzbaren Wohlwollens, die Sie uns gegeben haben, so voll herzlicher Freude über die ungemeine Kraft und Munterkeit, wodurch sich Ihr glückliches Alter auszeichnet, so voll frommer Wünsche endlich zu Gott, für die längste Fortdauer Ihres Bleibens und Wirkens unter uns, daß es uns unmöglich war, diese lebhaften Empfindungen der Verehrung, der Dankbarkeit und Freude in unserm Innern

zu verschließen. Wir fühlen uns vielmehr Alle gedrungen, sie heute vor Ihnen auszusprechen, und dadurch uns diesen Tag froher und festlicher zu machen. Denn mit welcher rastlosen Thätigkeit, mit welcher unverbrüchlichen Treue Sie diese 25 Jahre hindurch Ihrem wichtigen Berufe gelebt, wie viel des Guten Sie gewollt, befördert, gestiftet haben, wie hoch Sie Sich um Ihre Gemeine, um Stadt und Vaterland, um Mitwelt und Nachwelt verdient gemacht, wie glücklich Sie mit der Würde und dem Ansehn des Vorgesetzten die wohlwollende Güte und Liebe des Freundes und Vaters Ihrer Untergebenen zu verbinden gewußt haben — davon sind wir Zeugen, davon sind wir Alle Zeugen; wir, von denen mehrere das christliche Lehramt zugleich mit Ihnen während dieser 25 Jahre, Manche selbst eine kürzere oder längere Zeit an Ihrer Kirche, verwalteten; wir, deren Einige durch Ihren trefflichen Unterricht zur nützlichen Führung dieses Amtes gebildet wurden; wir, die wir uns Alle, ohne Ausnahme, unzähliger Beweise Ihres gütigen Wohlwollens zu erfreuen gehabt haben.

Nehmen Sie daher, verehrungswürdiger Herr Superintendent, diese Versicherungen unserer herzlichen Dankbarkeit und Freude mit der Ihnen eige-

nen Güte und gewohnter Freundlichkeit von uns an. Erlauben Sie unsern Herzen den Wunsch und das Vergnügen, das Andenken dieses Tages, an welchem wir Ihnen unsern ehrerbietigen Glückwunsch zu Ihrer 25jährigen gesegneten Amtsführung in Leipzig, abstatten, durch dieses kleine Denkmal auf eine längere Zeit erhalten zu sehen. Sein Anblick erinnere Sie jedesmal an die ungeheuchelte Hochachtung, an die herzliche Liebe, an die treue Ergebenheit aller Mitglieder des Ministeriums dieser Stadt, das in Ihnen sein würdiges Oberhaupt verehrt, und erfülle Ihr Herz mit dem Ihnen gewiß nicht gleichgültigen Bewußtseyn, von Männern aufrichtig hochgeschätzt und geliebt zu werden, die ihre Hochachtung nur dem Verdienste, und ihre Liebe nur dem wahrhaft Liebenswürdigen zu schenken sich beeifern.

Aber auch Ihre würdige Gemahlin, Ihre Kinder und Enkel, und dereinst auch deren Kinder, so oft sie dieses geliebte Bild ihres Familienvaters betrachten, so oft rege es in ihnen den Gedanken auf: Unser guter Gatte und Vater, unser Großvater und Urgroßvater wurde von Leipzigs Predigern allen so innig verehrt, und so herzlich geliebt, daß sie ihm bei seinem silbernen Amtsjubiläum dieses kleine Mo-

nument zum Andenken ihrer Liebe und Dankbarkeit weiheten.

Erhalte Sie uns Gott noch lange, theuerster Herr Superintendent! Erhalte er Sie uns, nach seiner Weisheit und Güte, bis zum höchsten Ziele menschlicher Lebensjahre! Erhalte er Ihnen die treue Gefährtin Ihres Lebens, die liebevolle Theilnehmerin an allen Ihren Begegnissen und Schicksalen, und erheitere Ihre beiderseitigen kommenden Tage durch die Fortdauer der väterlichen und mütterlichen, der großväterlichen und großmütterlichen Freuden, die Ihnen seine Güte bisher geschenkt hat!

Wir wollen Sie verehren und lieben, wir wollen Ihr ruhmwürdiges Beispiel, das Beispiel Ihrer Berufstreue, Ihrer Duldsamkeit, Ihres Gleichmuths, Ihrer Frömmigkeit nachahmen, so lange wir leben! Das versprechen wir Ihnen heute, an diesem für uns so feierlichen und unvergeßlichen Tage heilig, und wir wollen dieses Versprechen so gewiß erfüllen, so theuer und schätzbar Ihre Achtung und Liebe uns immer war, und uns immer seyn wird. Gott segne Sie.

Der in dieser herzlichen Rede ausgesprochene

Wunsch blieb wenigstens nicht ganz unerfüllt. Der verehrte Rosenmüller ward uns noch über 4 Jahr nach jener Festfeier von der Vorsehung erhalten. Und sie schenkte dem Greise eine Munterkeit, die für dieses Alter in der Regel eine Seltenheit ist. Er sah bis an seinem Tod, in jedem Sinne des Worts, ohne Brille; nur in den letzten Jahren trat eine Gehörschwäche ein, die ihm nach Beschaffenheit der Witterung, das Verstehen fremder Rede bald mehr, bald weniger erschwerte. Außer den religiösen Ansichten, die er auch von diesem traurigen Schicksale nahm, tröstete er sich auch mit dem stillen Andenken an Vitringer, Semler und andere verdiente Männer, welche in ihren letzten Lebensjahren ein ähnliches Schicksal getroffen hatte. Es war am 10. März, wo von den, im Königreich Sachsen gewöhnlichen drei jährlichen Bußtagen, für das Jahr 1815 der erste gefeiert wurde. Vater Rosenmüller predigte an diesem Tage mit gewohnter, ja fast ungewöhnlicher Munterkeit über den Satz: wozu uns die Hoffnung besserer Zeiten ermuntern soll. Am Abende dieses Tages vor dem Abendessen besuchte ihn noch Plato, und fand ihn sehr gesprächig. Um 7 Uhr geht Rosenmüller aus seiner Studirstube in das eine Treppe tiefer gelegene Speise-

zimmer, nimmt aber nur einige Bissen zu sich, und beklagt sich über so große Müdigkeit, daß er, gegen seine Gewohnheit, auf dem in diesem Zimmer stehenden Sopha zu bleiben wünscht. Bald äußert er, daß dieß wohl sein letztes Krankenlager seyn werde; er fühlt eine ungewöhnliche Schwäche und eine große Engbrüstigkeit. Dies war Freitag Abends. Den folgenden Tag war die Nachricht von Rosenmüllers Krankheit noch wenig verbreitet; allein den Sonntag erregte die davon verbreitete Kunde eine allgemeine Theilnahme. Indessen man hoffte immer noch, daß der verdiente Greis noch einmal wieder von seinem Krankenlager aufstehen würde. Allein am Dienstag Nachmittag, als am 14. März zwischen 4 und 5 Uhr trennte sich sein edler Geist von der sterblichen Hülle, nachdem der sterbende Greis noch einige Stunden zuvor in einem Buche gelesen hatte. Der Tod dieses ältesten aller dermaligen auf deutschen Universitäten angestellten Theologen erfüllte die Herzen aller seiner Verehrer, von welchen ihm am 19. März mehrere zu seiner Ruhestätte begleiteten, mit tiefer Wehmuth. Und noch mehrere würden sich diesem Trauerzuge angeschlossen haben, wenn die Witterung nicht ganz ungünstig gewesen wäre. Doch da von diesem Leichenbegängnisse anderwärts

Beschreibungen gegeben sind, *) so wie von der ihm in der Freischule veranstalteten Todtenfeier, so will ich sie hier nicht wiederholen.

Nur das Einzige bemerke ich noch für die, welche den trefflichen Mann nicht persönlich kannten, daß er mehr langer als kurzer Statur, hagern, aber muntern Ansehens war, und daß sich seine edlen Geistes- und Herzenseigenschaften auf seinem Gesichte unverkennbar ausdrückten. Die letzte von diesem edlen und thätigen Geiste selbst noch zum Drucke gegebene Arbeit ist die gegenwärtige Schrift: die Lehren der Weisheit nach dem Seneka, für gebildete Familien bestimmt. Gewiß wird sie als die letzte Gabe des unvergeßlichen Mannes, der sich um Leipzig, um unser Vaterland, ja um ganz Deutschland, und selbst um das Ausland so unbestrittene Verdienste erworben hat, allen seinen Verehrern und Freunden ein willkommenes Geschenk seyn, welches sich schon dadurch, weil es gleichsam der väterliche Abschiedsgruß an seine zurückgebliebe-

*) Neue Jugendzeitung, 1815. No. 38. oder fromme Blicke auf das Grab des unvergeßlichen Mitstifters und Vaters der Rathsfreischule zu Leipzig, des Hochwürd. Herrn D. J. G. Rosenmüllers, bei der, in dieser Anstalt am 19. März 1815 Ihm geweihten Gedächtnißfeier. Leipzig, bei Kruder 1815.

nen Freunde ist, ihren Herzen empfehlen, und gewiß viele Leser in den gebildeten Ständen finden wird. Der wahre Nachruhm besteht nicht sowohl darin, in dem Munde der Menschen, als vielmehr in seinen Thaten fortzuleben. Und dieser Nachruhm wird Dir, auch meinem Herzen unvergeßlicher Vater Rosenmüller, dann noch bleiben, wenn auch die letzten Ueberreste Deiner verweslichen Hülle schon längst zerstäubt sind.

Die freundlichen Leser werden um Verbesserung folgender Fehler, die sich bei der Entfernung des Verf. vom Druckorte eingeschlichen haben, ergebenst gebeten.

S. 3 Z. 22 st. empirische l. empirisch=
— 8 — 14 st. berührte l. bewährte
— = — 22 st. endlich l. namentlich
— = — 25 st. ein l. eine
— 11 — 15 st. dem l. deren
— 13 — 19 fehlt nach: Aeltern — auch
— 18 — 15 st. die l. der
— 23 — 12 fehlt nach: ihn — aber
— 28 — 14 st. um l. und
— 30 — 4 st. den l. dem
— 32 — 12 st. Collegium l. Colloquium
— = — 18 st. vertheidigten l. vertheidigte
— 34 — 2 st. ihn l. ihm
— 37 — 22 st. erst l. einst
— = — 23 st. Abschriften l. biblischen Abschnitten
— 47 — 17 st. ihre l. ihrer
— 48 — 12 st. M. l. Nr.
— = — 25 st. berichtet l. berichtiget
— 57 — 15 st. einige Privatanstalten, z. B. l. eine Privatanstalt
— 59 — 2 st. wurde l. wird
— = — 19 st. einen l. einigen
— = — 22 st. ihn l. ihm
— 61 — 24 st. Konfirmanten und Konfirmantinnen l. Konfirmanden und Konfirmandinnen
— 62 Note, st. 1 und 2. l. 12.
— 64 letzte Z. fehlt nach: daß — ich
— 71 Z. 3 st. nahte l. machte
— 79 letzte Z. st. Erreichung l. Erweiterung
— 80 Z. 19 st. aus l. mit
— 117 — 12 st. eine allgemeine l. einer allgemeinen
— 124 — 10 fehlt nach: andre — die
— 129 — 6 von unten, fehlt vor: auffallend — so

Die fehlenden Unterscheidungszeichen werden sachkundige Leser selbst gefälligst ergänzen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rosenmüller, Johann Georg,

Lehren der Weisheit nach dem Seneka

Leipzig 1816
A.lat.b. 1764
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246564-7